(Goethe)
P.O. Germ.
~~497~~
497i
Varnhagen v. Ense

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

<36602196420015
<36602196420015
Bayer. Staatsbibliothek

Goethe

in den

Zeugnissen der Mitlebenden.

Beilage zu allen Ausgaben von Goethe's Werken.

Erste Sammlung.

Zum 28. August 1823.

Berlin, 1823.
Bei Ferdinand Dümmler.

2. D

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Vorerinnerung.

Es galt hier weder umfassende Vollständigkeit noch strenge Anordnung; aus dem weitzerstreuten Vorrath, als Anregung und Beispiel, und zur Probe dessen, was in solcher Art und Richtung zu thun und zu gewinnen wäre, sollte diesmal — nicht ein Register noch eine Bibliothek angelegt, sondern nur Einiges zuvörderst in ein Lesebuch zusammengestellt werden, dem Freunde Goethe's und seiner Werke schon jetzt zum erfreuenden Genusse, dem Gelehrten nach Belieben zur Weiterpflege; denn nachdem auf diese Weise ein Anfang gemacht ist, wird sich nun leicht zu größerem Gewinne fortschreiten lassen.

Kein Schriftsteller hat je seines Geistes Wirken in so vielfachen Gebieten, so nach allen Richtungen und Sphären, Leben bringend und Huldigung gebietend, ausgeströmt, kein andrer schon durch die Mitlebenden, sowohl in den jedesmaligen emporragend Ausgezeichneten, als in der ununterscheidbaren

Menge aufeinanderfolgender Geschlechter, solche Anerkennung gefunden, solche Herrschaft geführt: diese Blätter zeigen, zur Ehre der Nation, daß über unsern Dichter von seinem ersten Auftreten bis auf den heutigen Tag, unter allem Drängen und Wogen der Zeiten, bei den Würdigen ein im Ganzen immer gleiches Interesse, ja Urtheil sich behauptet hat.

Die begeisterte Lobpreisung konnte die Nähe manches mitwallenden, vielleicht öfter unstatthaften als gegründeten, Tadels ungefährdet ertragen; dem zu hellen Lichte sind solche Schatten für blöde Augen sogar nothwendig. Aber dem reichen Kranze schöner Namen, die hier leuchten, wurden absichtlich, wenn auch manche vielleicht weniger bedeutende, doch keine unwürdige eingeflochten. Der Edlen Urtheil wird dies, wir hoffen, dankbar billigen; Unedler Meinung blieb im Sinn und Zweck dieser Sammlung mit Recht unbeachtet.

Berlin, im Juli 1823.

Friedrich August Wolf.

Museum der Alterthums-Wissenschaft. Herausgegeben von Friedrich August Wolf und Philipp Buttmann. Berlin, 1807. Zwei Bände. 8.

Zueignung.

Goethe,

der Kenner und Darsteller des griechischen Geistes, empfange wohlwollend den mit Liebe dargebrachten Anfang einer Sammlung von Schriften und Aufsätzen, die bestimmt sind, hin und wieder das weite Gebäude von Kenntnissen aufzuklären, in welchen jener das Leben verschönernde Geist ursprünglich wohnte.

An wen unter den Deutschen könnte man bei einem Unternehmen solcher Art eher denken, als an den, in dessen Werken und Entwürfen, mitten unter abschreckenden modernen Umgebungen, jener wohlthätige Geist sich eine zweite Wohnung nahm? Seiner würden wir vor jedem andern gedenken, wäre auch nicht früher an einen der Herausgeber Sein freundschaftlicher Zuruf zu neuer veränderter Thätigkeit ergangen, ein Zuruf, der auch dem minder Vollendeten nachsichtigen Beifall gleichgesinnter Leser verhieß.

Doch nicht, um sich eines begünstigenden Genius unserer Litteratur zu versichern, wollten die Unternehmer dieser Zeitschrift ihr erstes Blatt mit Seinem Namen zieren. Dazu hätte es dieses öffentlichen Schmuckes nicht bedurft. Sie wollten bei einem so guten Anlasse der bildungsfähigen Jugend des Vaterlandes sagen, mit wie inniger Empfindung derjenige zu ehren sei, der ihnen die hin und her geworfene Frage, zu welchem Ziele die Studien des Alterthums führen, schon längst genügender und schöner beantwortet hat, als die beste Erörterung je vermöchte. Denn woher ließ solche Erhebung über die engen Kreise und Tummelplätze des gewöhnlichen heutigen Lebens, woher ließen solche Ansichten von Welt und Kunst und Wissenschaft sich gewinnen, als aus dem innern Heiligthume der alterthümlichen Musenkünste, welches sich endlich einmal wieder in einem natürlich verwandten Gemüthe aufschloß? Einen Hypopheten von diesem Verdienste, der nicht allein die Sprüche und Ideen der verstummten Orakel auslegte, sondern selber viel Auslegungswürdiges hervorbrachte, näher erkennen und Seinen oft verborgenen Sinn ergründen zu lernen, schon dies wäre wohl des Schöpfens aus den ewigen Urquellen der Schönheit werth.

Ihr Wort und Ansehen, würdigster unserer Edeln, helfe hinfort uns kräftig wehren, daß nicht durch unheilige Hände dem Vaterlande das Palladium dieser Kenntnisse entrissen werde; wie wir denn gegründete Hoffnung hegen,

daran ein unverlierbares Erbgut für die Nachkommen zu bewahren. Wo auch der Grund zu suchen sei, in der Natur unserer Sprache, oder in Verwandtschaft eines unserer Urstämme mit dem hellenischen, oder wo sonst etwa: wir Deutschen nach so manchen Verbildungen stimmen am willigsten unter den Neuern in die Weisen des griechischen Gesanges und Vortrages; wir am wenigsten treten zurück vor den Befremdlichkeiten, womit jene Heroen andern den Zutritt erschweren; wir allein verschmähen immer mehr, die einfache Würde ihrer Werke verschönern, ihre berühmten Unanständigkeiten meistern zu wollen. Wer aber bereits so viel von dem göttlichen Anhauche daheim empfand, dem wird der ernsthafte Gedanke schon leichter, in den ganzen Cultus der begeisternden Götter einzugehen.

Nur lassen Sie uns nicht weniger verhüten, daß zu diesen Orgien nicht das buntgemischte Volk ohne Vorbereitung und Andacht sich dränge, um mit dem Stabe der Begeisterung umherzutaumeln. Bewillkommen wir zwar manchen gern, der in unsern Kreisen Erheiterung und Labsal sucht nach dem Ernste strengerer Wissenschaften oder der Dürre bloß erwerbsamer; ebenso denjenigen, der sich als eifrigen Liebhaber alles Schönen ankündigt; mag auch mancher der eigentlichen Genossen nicht gerade das Höchste der Wissenschaft nach den reichsten Gesichtspunkten umfassen, und sich mit einem und anderem Theile als fleißiger Arbeiter begnügen, immerhin befangen in dem

Wahne, wirklich zu lieben, was er nur als sein Tagwerk treibt: jedoch veredle jeder von Allen seine Bemühung und selbst sein Spielzeug durch sinnvolle Behandlung und durch die Richtung nach den anerkannten besten Zwecken. So werde, so bleibe der Deutsche, ohne die Emsigkeit des bloß gelehrten Sammlers zu verachten, ohne den bloßen Liebhaber der allgemeinen Bildung zurückzuweisen, überall der tiefere Forscher und Ausleger des aus dem Alterthume fließenden Großen und Schönen; und er gebrauche solche Schätze, um unter dem Wechsel wandelbarer öffentlichen Schicksale den Geist seiner Nation zu befruchten, deren Bessere durch das Studium einheimischer Werke keinesweges unvorbereitet sind, die höhere Weihe zu empfangen.

Mögen Sie, Kenner und Darsteller des griechischen Geistes, noch lange ein wirksamer Beschützer und zufriedener Zuschauer so nützlicher Bestrebungen sein! Möge Ihr geliebtes Weimar unter seinem herrlichen, von allen Musen gefeierten, Fürstenhause bald wieder in verjüngter Blüthe strahlend, auch fernerhin neue schöne Talente für das übrige Deutschland wecken! Möge Ihnen nie Kraft und ungestörte Muße fehlen, um auf dem Wege, worin Ihr Leben selbst dem Stufengange der Griechen nachahmt, itzt diese, itzt eine andere der holdesten Künste, und bald auch dunkele Räume oft entweihter Wissenschaften zu erleuchten!

Karl David Ilgen.

Hymni Homerici. Textum recensuit et animadversionibus criticis illustravit Carolus David Ilgen. Halis Saxonum, 1796. 8.

Zueignung.

Viro generosissimo Joanni Wolfgango a Goethe Musarum veteris Graeciæ aeque atque hodiernae Germaniae praesidio ornamento deliciis quo magistro nuper Ionicus Apollineae virtutis praeco didicit Thuisconis lingua canere docte ac solerter hos Graeciæ hymnos poëmatia ex tempore fusa lusus commendatos traditos, sacratos esse voluit editor.

Friedrich Heinrich Jacobi.

Woldemar. Königsberg 1794. Zwei Bände. 8.

Zueignung.

An Goethe.

Ich widme Dir ein Werk, welches ohne Dich nicht angefangen, schwerlich ohne Dich vollendet wäre; es gehört Dir; ich übergeb' es Dir; Dir, wie keinem Andern.

Wie keinem Andern! — Du fühlst dieses Wort, alter Freund, und drückst mir darauf die Hand — auch wie keinem Andern.

Zwanzig Jahre sind verflossen seitdem unsere Freundschaft begann. Damals fragte jemand Dich in meiner Gegenwart: ob wir nicht Freunde wären schon von Kindesbeinen an? und Du gabst zur Antwort: diese Liebe wäre so neu, daß sie, wenn es Wein wäre, nicht zu genießen sein würde. — Ein edler Wein ist sie geworden.

Liebend, zürnend, drohend riefst Du mir zu in jenen Zeiten: „der Genügsamkeit, die sich mit Theilnahme an Anderer Schöpfungsfreude sättigte, zu entsagen; nicht länger zu gaffen; sondern in die eigenen Hände zu schauen, die Gott auch gefüllt hätte mit Kunst und allerlei Kraft."

Wie hätte ich Dir widerstanden, Du Mächtiger! Ich suchte Dir auszuweichen; und zog, anstatt neue Versuche zu wagen, schüchtern, nur ältere an's Licht.

Neue Begeisterung wurde mir aus Deiner Freude. — Der unerwartete Beifall, die zuvorkommende Gunst anderer Männer, stärkte den Muth des verborgenen Ungenannten. Woldemar wurde unternommen.

In dieser Arbeit durch eine gänzliche Veränderung meiner Lage unterbrochen; nachher zu andern Geistesarbeiten, eben so unwillkührlich, hingezogen, hatte ich Woldemar allmählich ganz vergessen. — Da erschien, nach zwölf Jahren, dein Tasso.

Sonderbar erweckte dieser Karakter in mir die Erinnerung an Woldemar; und da ich am Ende des vierten Aufzuges an die Worte kam: „Ja, auch Sie! ... Auch Sie! Auch Sie!" wurde diese Erinnerung so lebhaft, meine Aufmerksamkeit so getheilt und zerstreut, daß ich Mühe hatte, mich zum Weiterlesen wieder zu sammeln.

Der entstandene Reiz wirkte fort. Ich suchte nach einem Woldemar; es war kein Exemplar zu finden. Sechs Wochen gingen hin; — nun lag das Büchlein vor mir, und ich fürchtete mich es anzusehen.

Wohl dem Büchlein, daß ich nicht erst verzagt darin nur blätterte, sondern beherzter es von vorn anfing. Der Anfang machte mir Muth, und auch in der Folge fand ich manches gut genug, um derjenige wohl sein zu mögen,

der es geschrieben hatte. Dagegen widerstand mir auch vieles darin im höchsten Grade. Vornehmlich empörten mich die letzten Blätter, und ließen mir einen solchen unerträglichen Nachgeschmack, daß ich gern mit einem Zauberschlage das kleine Ungeheuer vernichtet hätte, wenn es in meiner Macht gewesen wäre.

Du begreifst, Lieber, wie aus diesem Gefühl eine zunehmende Unruhe, ein immer wiederkommendes Verlangen, dem Übel auf irgend eine Weise abzuhelfen, entspringen mußte.

Ich überlegte hin und her, machte allerhand Anschläge, schritt zu Versuchen; und fand jedesmal am Ende nur ein neues, größeres Übel. Endlich hatte ich so viel Arbeit und Mühe gehabt, daß der Gedanke an eine gänzliche Umarbeitung, und an eine Vollendung des Werkes nach einem neuen Plane, der sich anfangs nicht von Weitem hätte zeigen dürfen, aufkommen und zum Entschluß werden konnte.

Seitdem habe ich dieser Arbeit alle die besten Stunden meiner Muße gewidmet; und Du wirst es bei dem Lesen fühlen, mit welchem frommen, unzerstreuten Fleiße ich dabei geblieben; mit welcher Unterwürfigkeit, mit welchem Schweigen ich dem Genius, der meinen Schwur hatte, gefolgt bin.

Meine Gabe möge Dir gefallen. Liebe mich; lebe wohl; und grüße unsern Freund, den Dichter der Echo!

Pempelfort, den 12. Januar 1794.

Henrich Steffens.

Beiträge zur innern Naturgeschichte der Erde von Henrich Steffens. Freiberg, 1801. 8.

Zueignung.

An den Herrn Geheimderath von Goethe.

Was die Natur auf meine Fragen antwortete, das wage ich Ihnen zu weihen. Der Naturforscher kann mich vielleicht hier und da widerlegen, der sorgfältigere Beobachter vieles berichtigen. Ein jeder wird seine Einwendung hervorbringen, und mancher wird Recht haben, Doch ist nur ein Geist, der meine Ansicht schuf und allein das Recht hat sie zu vertilgen. Er wird bestehen — ob mein Werk mit ihm? — ob es mir gelang, einzelne Töne aus der Natur herauszuheben, die mit seinen ewigen Harmonien zusammenstimmen? — ob das, was ich mit stillem Fleiße aussäete, mit andachtsvoller Sorgfalt pflegte, emporwachsen wird zur Pflanze einer edlern Natur? —

Das ist es, was ich zu erfahren wünsche, indem ich — mit heiliger Scheu — meine Schrift niederlege — im delphischen Tempel der höhern Poesie.

Ludwig Achim von Arnim
und
Clemens Brentano.

Des Knaben Wunderhorn. Alte deutsche Lieder. Herausgegeben von Ludwig Achim von Arnim und Clemens Brentano. Heidelberg, 1805.

Zueignung.

Seiner Excellenz
des Herrn Geheimenrath von Goethe.

— — — — — — —

Wir sprechen aus der Seele des armen Grünenwald, das öffentliche Urtheil ist wohl ein kümmerlicher Wirth, dem unsre Namen als Mantel dieser übelangeschriebenen Lieder die Schuld nicht decken möchten. Das Glück des armen Singers, der Wille des reichen Fuker geben uns Hoffnung, in Euer Excellenz Beifall ausgelöst zu werden.

L. A. von Arnim. Clemens Brentano.

Lord Byron.

Werner; a Tragedy. By Lord Byron. London, 1822. 8.

Zueignung.

To the Illustrious Goethe,
by
One of his humblest Admirers,
this
Tragedy is dedicated.

Karl Gustav von Brinckmann.

Gedichte von Karl Gustav von Brinckmann. Erstes Bändchen. Berlin 1804. 8.

Zueignung an Goethe.

— — — — — — —

(Die Göttin spricht zu Germanien:)

Verstoßen noch von Afterweisen, flüchte
Der Wahrheit Stolz, ihr heiliges Gefühl,
Sich in den Schutz unsterblicher Gedichte;
Der Wissenschaft sei auch der Muse Ziel!
Den Sarkophag der todten Weltgeschichte
Beschwöre sie mit frommen Harfenspiel;
Der Geist ersteh' aus aufgeregten Tiefen,
Und deute laut der Menschheit Hieroglyphen!

So lehrt es Dich, um dessen Stirn Homeros
Den schönsten Zweig aus seinem Kranze wand;
Der oft den Kampf, ein nie besiegter Heros,
Auf dem Kothurn mit Sophokles bestand;
Der, Phöbos gleich, der Charis und dem Eros
Das Barbiton, den goldnen Bogen spannt:
Der dichtend lehrt, der Weisheit strengsten Lehre
Den Gürtel reicht der lächelnden Cythere;

Deß Namen einst mit feurigem Gebete
Der Enkel ruft, der sich den Musen weiht,
Wann kühner schon der Zukunft Morgenröthe
Das Glanzgewühl der Gegenwart zerstreut.
Glorreicher dann am Himmel waltet Goethe,
Dein Hesperos! und nie verglimmend leiht
Er seinen Ruhm, beneidet und bewundert,
Zum Strahlenkranz dem sinkenden Jahrhundert.

Alexander von Humboldt.

Ideen zu einer Geographie der Pflanzen. Von Alexander von Humboldt. Wien, 1811 gr. 8.

Zueignung.

An Goethe.

(Ein Bild, „wodurch er andeutet, daß es der Poesie wohl gelingen könne den Schleier der Natur aufzuheben; und wenn Er es zugesteht, wer wird es läugnen?“)

Franz Joseph Schelver.

Lebens- und Formgeschichte der Pflanzenwelt. Von Franz Joseph Schelver. Heidelberg, 1822. 8.

Zueignung.

An Herrn Geheimenrath von Goethe.

Dieses Buch ist eine Frucht, deren erste Aussaat ganz in Ihnen, mein theurer väterlicher Freund! Nahrung und Licht empfing. Darum eile ich, Ihnen darzubringen, was nun schon seit zwanzig Jahren in Ihrer liebreichen ersten Pflege wurzelt, und Ihnen so innig verbunden ist. Seit jenen unvergeßlichen Tagen, an welchen in Ihren sinnreichen Sammlungen, und unter Ihrer liebreichen Führung, in mir das Seelenauge erwachte; hat mich jeder Herbst mit der Frage gemahnt: warum denn nicht auch, für den Geist des Pflanzenlebens, unter den reichen Segnungen des Jahrs, jene Hoffnung zu einer abgeschlossenen Gestalt gereift sei, welche Sie einst in meine Wirksamkeit gelegt hatten? In den Metamorphosen, welche diese einer Pflanze gleich durchlief, war mir der Druck, eine alte Pflicht für Sie nicht abgetragen zu haben, empfindlicher, als das

Gefühl des Unbestandes, gegen welchen die feste Haltung des Blicks fortgesetzt werden sollte. Urtheilen Sie hieraus, wie sehr ich mich freue, Ihnen dieses Buch überreichen zu können, und wie sehr ich wünsche, daß es Ihnen, auch in den Fesseln der strengen Wissenschaft, eine kleine Rückgabe jenes heiteren freien Schauens werde, in welches ich durch Sie zuerst eingeweihet wurde.

Friedrich Rückert.

Östliche Rosen von Friedrich Rückert. Leipzig, 1822. 8.

Zu Goethe's west-östlichem Divan.

Wollt ihr kosten
Reinen Osten,
Müßt ihr gehn von hier zum selben Manne,
Der vom Westen
Auch den besten
Wein von jeher schenkt' aus voller Kanne.
Als der West war durchgekostet,
Hat er nun den Ost entmostet;
Seht, dort schwelgt er auf der Ottomanne.

Abendröthen
Dienten Goethen
Freudig als dem Stern des Abendlandes;
Nun erhöhten
Morgenröthen
Herrlich ihn zum Herrn des Morgenlandes.
Wo die beiden glühn zusammen,
Muß der Himmel blühn in Flammen,
Ein Divan voll lichten Rosenbrandes.

Könnt ihr merken
An den Stärken
Dieses Arms, wie lang' er hat gefochten?
Dem das Alter
Nicht den Psalter
Hat entwunden, sondern neu umflochten.
Aus iran'schen Naphthabronnen
Schöpft der Greis itzt, was die Sonnen
Einst Italiens ihm, dem Jüngling, kochten.

Jugendhadern
In den Adern,
Zorn und Gluth und Mild' und süßes Kosen;
Alles Lieben
Jung geblieben,
Seiner Stirne stehen schön die Rosen.
Wenn nicht etwa ew'ges Leben
Ihm verliehn ist, sei gegeben
Langes ihm von uns gewognen Loosen.

Ja von jenen
Selbst, mit denen
Du den neuen Jugendbund errichtet,
Sei mit Brünsten
Unter Künsten
Aller Art, in der auch unterrichtet,
Wie Saadi in jenem Orden
Über hundert Jahr' alt worden,
Und Dschami hat nah' daran gedichtet.

Peter Cornelius.

Bilder zu Goethe's Faust, von Peter Cornelius. Frankfurt am Main, 1816. Fol.

Zueignung.

Seiner Excellenz dem Herrn Geheimenrathe von Goethe.

Wenn auch jede wahre Kunst nie ihre Wirkung auf unverdorbene Gemüther verliert, und die Werke einer großen Vergangenheit uns mächtig in die damalige Denk- und Empfindungsweise hineinziehen, so sind doch die Wirkungen einer gleichzeitigen Kunst noch ungleich größer und lebendiger; und ganze Völker, ja ganze Zeitalter sind oft von den Werken eines einzelnen großen Menschen begeistert worden. Wie Ihro Excellenz auf Ihre Zeit und besonders auf Ihre Nation gewirkt haben, ist davon der sprechendste Beweis. Möchten Sie unter jenen tausend Stimmen der Liebe und Bewunderung, die sich dankbar zu Ihnen drängen, die meinige nicht ganz überhören, und diesem geringen Werke, als einem schwachen Wiederscheine Ihrer lebendigen Schöpfungen, eine kleine

Stelle in Ihrem Andenken so lange gönnen, bis ein Würdigerer kommt, der mit größerer Kunst und mit höherem, reichbegabterem Geiste, das wirklich vollführt, wonach ich so sehnlich, aber mit geringem Erfolge gestrebt habe, der ich mit größter Hochachtung und Dankbarkeit verharre

Ihro Excellenz

unterthänigster

Rom, im September, 1815. P. Cornelius.

Moritz Ernst Adolph Naumann.

Über die Gränzen zwischen Philosophie und Naturwissenschaften, von M. E. A. Naumann. Leipzig, 1823. 8.

Zueignung.

Sr. Excellenz Herrn Johann Wolfgang von Goethe, Großherzoglich Weimarischem wirklichen Geheimen Rath und Staatsminister, Großkreuz des Großherzogl. Weimarischen Hausordens vom weißen Falken und des Russisch Kaiserl. St. Annen-Ordens, Comthur des St. Leopold-Ordens und Offizier des Königl. Französischen Ordens der Ehrenlegion, widmet diese Schrift als Beweis seiner innigen Hochachtung der Verfasser.

Wilhelm Münnich.

Ξενια πολυγλωττα. Göttingen, 1815. 4.

Zueignung an Goethe.

Karl Immermann.

Trauerspiele von Karl Immermann. Hamm, 1822. 8.

Zueignung des Edwin.

Wo blieb der Führer? — Ha, welch Wunderzeichen!
Des Waldes Hintergrund ist aufgethan:
Der Tempel ragt. Milchweiße Säulen reichen
Verjüngt und schlank zum goldnen Dach hinan.
Nichts kann dem kunstgeschnitzten Altar gleichen,
Dem Feuer Heil, das solchen Platz gewann!
Und auf des Heiligthumes Lorbeerhügel
Bewegt ein Genius die Riesenflügel.

O Genius, der freundlich mich geleitet,
Womit verdient' ich dein befeuernd Dringen?
Du hast das liebste Heil mir zubereitet,
Was soll ich dir als Gegengabe bringen? —
Es stößt ihn fort, daß er zum Tempel schreitet,
In Händen nichts, als nur sein armes Singen.
Die Kunde schweigt. Wir hören an den Stufen:
Dank guter Führer! nur noch deutlich rufen.

Karl Reisig.

Aristophanis Nubes, fabula nobilissima integrior edita auctore Carolo Reisigio Thuringo. Lipsiae, 1820. 8.

Zueignung.

CAROLUS REISIGIUS THURINGUS
GOETHIO, WOLFIO, HERMANNO,
Salutem.

Tandem diuturnum explevi desiderium, quo vehementissime agitabar, ut emerso ex temporum angustiis animo ad vestra sidera evolarem, atque vos publice salutando pectus levarem meum. Nescio enim quod majus Musarum oblectamentum capiam, quam si relicta solitudine vos alloquar earum antistites, quorum praesidio hae litterae imprimis sustentantur, et ab inertia hominum ac situ vindicantur. Ac te primum compello, qui non in his montium jugis desertis, sed in Parnasso, Helicone, Pindo Euterpe et Polymnia nutricibus es educatus. Te enim, si viveret Aristophanes, insigniter admiraretur, sicuti omnes, qui vivimus et sapere cupimus, admiramur, te coleret ille quamvis multorum irrisor, te suis celebra-

ret laudibus, qui summo honore Sophoclem in Ranis est prosequutus. Quare te nunc judicem summis cum Criticis duobus summum poëtam elegi, quum magnam partem poëticae virtutis in fabula nobilissima diu obrutam videar mihi equidem restaurasse. Tu igitur judicabis cum illis duumviris excelso vir ingenio, *Goethi*, num mea opera, quantulacunque est, celeberrimum Comici inventum dignos auctore acceperit reconditiores sales.

Vos autem Criticorum principes, qui ipsi in hoc studio mihi praeivistis viam, vos jam quantum ex vestris laboribus fructum percepi serena fronte intuemini. Saepe ac multum recordor illius temporis prosperrimi, quo tempore vestris sermonibus interfui. Eam in memoriam quotiescunque animus redit, tum ego mirum in modum, mihi credite, me refici ac recreari sentio. Quamobrem lubentissime soleo in ea cogitatione acquiescere atque invitus inde discedere, in qua maximum inveni saepenumero vel incitamentum laborum vel molestiarum solatium. Ita ego penitus affectus eo majore contentione in hoc opere elaboravi, quo vehementius exemplorum vestrorum dignitate atque splendore commovebar.

Vos ergo magni triumviri, assitis faciles, precor. Ego enim quicquid in hoc genere profeci, vobis consecratum volui: vestra assensione gloriam, cohortatione fiduciam, reprehensione gratiam me esse consequutum scio. Valete.

Friedrich Ludwig Zacharias Werner.

Der vierundzwanzigste Februar. Eine Tragödie in Einem Akt. Von Fr. L. Z. Werner. Leipzig, 1815. 12.

Prolog an deutsche Söhne und Töchter.

(Es wird zum Verständnisse dieses Prologs bemerkt, daß meine, demselben beigefügte Tragödie, im Februar 1809. unter den Auspicien Sr. Excellenz des Herrn Geheimenraths von Goethe, zu Tage gefördert, von diesem größesten Kunstkenner und Musageten Deutschlands und Europa's einer huldvollen Aufnahme gewürdigt, ja sogar unter Seiner Leitung und auf eine Seiner würdige, nämlich vollkommen und durchaus meisterhafte Weise, späterhin zu Weimar dargestellt worden ist. Auch hat meine tragische Erscheinung auf einer Bühne zu Coppet, unter gütiger Mitwirkung eines hochverehrten Meisters und theurer Kunstfreunde, das Glück genossen, der Frau Baronin von Staël = Holstein, dieser an Geist und Herz gleich großen Mitbefreierin Deutschlands und Europa's, kostbare Thränen zu entlocken, als sie, (es war im Spätjahr 1809.) noch

nicht nach England verscheucht, die Ufer des Genfersee's noch zum Asyl würdiger Freunde machte! —

— — — — —

Ward dies Gedicht gleich in der Nacht gesponnen,
Als Nachhall gleichsam eines Sterberöcheln,
Das, leise zwar, in's Mark, das inn're dröhnet:
So dankt es sein Erscheinen doch dem Lächeln
Daß, den ich Helios, das Bild der Sonnen,
Zu nennen liebe, weil Ihn Klarheit krönet,
Und weil, als unversöhnet
Ich irrte noch, mich hat Sein Strahl erquicket!
Zwar muß mein Pfad von Seinem streng sich trennen,
Doch macht Sein Blick mich immer noch entbrennen,
Ob, ach, mein Aug' Ihn gleich nicht mehr erblicket,
Und Seinem Flammenauge nicht darf sagen:
Daß nie ein Herz Ihm treuer hab' geschlagen! —

Auch ward dies Lied, das nächtliche, gesungen
Am heitern weinumkränzenden Gestade
Des Lemans, den die ros'gen Gletscher gränzen.
Ein fräulich Bildniß weilte dort der Gnade;
Doch seit der Freiheit Oriflamm' geschwungen,
Entwand es sich zertretnen Alpenkränzen,
Dem freien Meer zu glänzen! —
Mein Helios, der nicht mir wird entrissen,
Und die Aspasia, wer edel, nannte,
Weib, deren Herz den Weltgeist übermannte,
Ihr Zwei, mir mehr als Alle, sollt es wissen,
Wie meiner Thränen Strom um Euch, der reine,
Ringt, daß er, Theuren, Euch dem Quell vereine! —

Ihr aber, Söhne, Töchter von dem Lande,
Das Kern sein wird erfrischter Kraft und Wahrheit,
Ihr Wächter an der hohen Zukunft Hallen!
Seht ihr den Helios der deutschen Klarheit
Leuchten an untergang'ner Weltzeit Rande
Mit Majestät, so dankt Ihm, ehrt Sein Walten!
Hört ihr Trommeten schallen,
Triumphesschwang're, denkt, daß Er's gewesen,
Der, in der Unzeit, die jetzt wird zu Spotte,
Den Blick euch rein wusch, der jetzt flammt zu Gotte;
„Im Anfang war die That!“ Ihr habt's gelesen!
Der Obermeister zwar wird Meister meistern,
Doch darf sie Schülerwitz nicht überkleistern! —

Ernst Große.

Graf Gordo. Trauerspiel von Ernst Große. Hannover, 1822. 8.

Zueignung.

Geweihet den erhabenen und inniggeliebten Lehrern J. W. von Goethe und Jean Paul Friedrich Richter.

Dir, erhabener Dichtergreis, mit dem vollen immergrünen Kranze! und Dir, unsterblicher inniggeliebter Lehrer! Euch möcht' ich weihen die ersten Blüthen des jungen, so oft mühselig belasteten Lebens! Nicht, als ob die Gabe so groß und bedeutsam; in Euere Hände wollt' ich niederlegen, was der Jüngling nach dem Maße der empfangenen Gaben einst in den Männerjahren der Kraft, wenn alle Blüthen zu Früchten schwellen, und eine milde segnende Sonne sie zur fröhlichen Reife gedeihen lässet, zu leisten schuldig sein werde! —

Aus dem Vorſpiel.

Der Schüler vor Goethe's Büſte.

Und du, o theures Haupt, ſo reich bekrönt,
Du meines deutſchen Volkes treuer Spiegel!
An die ſich bang' der glühnde Buſen ſehnt,
Sie ſchmückte Dich mit ihrem reinſten Siegel!
Natur, und Gott, und Lieb', und Wahrheit! tönt
Dein ewig Lied; ſo breiteſt du die Flügel,
Ein kühner Aar auf ſonnenhellen Schwingen,
Und auch das Kühnſte muß dir ſchön gelingen,

Du hoher Meiſter haſt mich tief gelehrt
Natur und Kunſt in dem geheimen Weben!
Und was der Geiſt im Buſen ſtill genährt,
Nach innerm Drang Geſtalt und Form zu geben,
Bei dir fließt rein und heilig und verklärt
Ein friſcher Quell von immer regem Leben,
O möchte angehaucht die kleinen Gaben
Der Wahrheit Geiſt, des Lebens Odem haben!

Johann Kaspar Lavater.

Hier endlich einmal Goethe — zwar nur so wahr, als wahr ein Gesicht, wie das seinige, auf Kupfer zu bringen möglich ist — Nein! auch das nicht, denn zu kraftlos unbestimmt ist doch der Schatten am Backenbeine; um ein Haar zu kleinlich das Aug' und der Mund — und dennoch so wahr, als irgend ein Porträt von ihm, oder von irgend einem interessanten Kopf in Kupfer gebracht worden ist. Wie viel wahrer, als das Geysersche und Chodowieckische? Im erstern fehlt vornehmlich Lebendigkeit; Adel und Feinheit im zweiten. Hier ist von beiden, wie viel, viel mehr! Wie viel Kühnheit, Festigkeit, Leichtigkeit im Ganzen! Wie schmilzt da Jüngling und Mann in Eins! Wie sanft, wie ohn' alle Härte, Steifheit, Gespanntheit, Lockerheit; wie unangestrengt und harmonisch wälzt sich der Umriß des Profils vom obersten Stirnpunkte herab bis wo sich der Hals in die Kleidung verliert! Wie ist drin der Verstand immer warm von Empfindung — lichthell die Empfindung vom Verstande. —

Man bemerke vorzüglich die Lage und Form dieser

— nun gewiß — gedächtnißreichen, gedankenreichen — warmen Stirne — bemerke das mit Einem fortgehenden Schnellblicke durchdringende, verliebte — sanft geschweifte, nicht sehr tiefliegende, helle, leicht bewegliche Auge — die so sanft sich drüber hinschleichende Augenbraune — diese an sich allein so dichterische Nase — diesen so eigentlich poetischen Übergang zum lippichten — von schneller Empfindung gleichsam sanft zitternden, und das schwebende Zittern zurückhaltenden Munde — dies männliche Kinn — dies offne, markige Ohr — Wer ist — der absprechen könne diesem Gesichte —

Genie

Und Genie, ganzes, wahres Genie, ohne Herz — ist, wie anderswo erwiesen werden soll — Unding — Denn nicht hoher Verstand allein, nicht Imagination allein; nicht beide zusammen machen Genie — Liebe! Liebe! Liebe — ist die Seele des Genies.

Und nun sollt' auch noch ein Wort von nachstehender Vignette — dasselbe Gesicht — gesagt werden — Aller Zeichnungsfehler ungeachtet — drückt dennoch beinahe keines von allen die dichterische, hochaufschwebende Genialität aus, wie dies. —

Und nun — verzeihe, edler Mann, gekannter und nicht gekannter — daß ich alles dies von dir, ohne dein

Wissen — hinstammle. Du weißt allein, was ich unterdrücken muß und will. —

Physiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe, von Johann Kaspar Lavater. Leipzig und Winterthur, 1777. 4. Bd. III. S. 222.

Jung=Stilling.

— Es speiseten ungefähr zwanzig Personen an diesem Tisch, und sie sahen einen nach dem andern hereintreten. Besonders kam einer mit großen hellen Augen, prachtvoller Stirn, und schönem Wuchs, muthig in's Zimmer. Dieser zog Herrn Troosts und Stillings Augen auf sich; ersterer sagte gegen letztern: Das muß ein vortrefflicher Mann sein. Stilling bejahte das, doch glaubte er, daß sie beide viel Verdruß von ihm haben würden, weil er ihn für einen wilden Kammeraden ansah. Dieses schloß er aus dem freien Wesen, das sich der Student herausnahm; allein Stilling irrte sehr. Sie wurden indessen gewahr, daß man diesen ausgezeichneten Menschen Herr Goethe nannte. —

Herr Troost sagte leise zu Stilling: Hier ist's am besten, daß man vierzehn Tage schweigt. Letzterer erkannte diese Wahrheit, sie schwiegen also, und es kehrte sich auch niemand sonderlich an sie, außer daß Goethe zuweilen seine Augen herüberwälzte; er saß gegen Stilling über, und er hatte die Regierung am Tisch, ohne daß er sie suchte.

Herr Troost war nett und nach der Mode gekleidet; Stilling auch so ziemlich. Er hatte einen schwarzbraunen Rock mit manschesternen Unterkleidern, nur war ihm noch eine runde Perücke übrig, die er zwischen seinen Beutelperücken doch auch gern verbrauchen wollte. Diese hatte er einsmalen aufgesetzt, und kam damit an den Tisch. Niemand störte sich daran, als nur Herr Waldberg von Wien. Dieser sah ihn an; und da er schon vernommen hatte, daß Stilling sehr für die Religion eingenommen war, so fing er an und fragte ihn: Ob wohl Adam im Paradies eine runde Perücke möchte getragen haben? Alle lachten herzlich, bis auf Salzmann, Goethe und Troost; diese lachten nicht. Stillingen fuhr der Zorn durch alle Glieder, und er antwortete darauf: Schämen Sie sich dieses Spotts. Ein solcher alltäglicher Einfall ist nicht werth, daß er belacht werde! — Goethe aber fiel ein, und versetzte: Probir' erst einen Menschen, ob er des Spotts werth sei? Es ist teufelmäßig, einen rechtschaffenen Mann, der niemand beleidiget hat, zum Besten zu haben! Von dieser Zeit an nahm sich Herr Goethe Stillings an, besuchte ihn, gewann ihn lieb, machte Brüderschaft und Freundschaft mit ihm, und bemühte sich bei allen Gelegenheiten, Stillingen Liebe zu erzeigen. Schade, daß so wenige diesen vortrefflichen Menschen seinem Herzen nach kennen! — —

Binnen sieben Tagen kam er, ohne Gefahr, oder sonst

etwas Merkwürdiges erfahren zu haben, wieder gesund und wohlbehalten in Straßburg an. Sein erster Gang war zu Goethe. Der Edle sprang hoch in die Höhe, als er ihn sahe, fiel ihm um den Hals und küßte ihn: „Bist du wieder da, guter Stilling! rief er, und was macht dein Mädchen?" Stilling antwortete: Sie ist mein Mädchen nicht mehr, sie ist nun meine Frau. „Das hast du gut gemacht, erwiederte jener, du bist ein excellenter Junge." Diesen halben Tag verbrachten sie vollends in herzlichen Gesprächen und Erzählungen.

Der bekannte sanfte Lenz war nun auch daselbst angekommen. Seine artige Schriften haben ihn berühmt gemacht. Goethe, Lenz, Lerse und Stilling machten jetzt so einen Zirkel aus, in dem es jedem wohl ward, der nur empfinden kann was schön und gut ist. Stillings Enthusiasmus für die Religion hinderte ihn nicht, auch solche Männer herzlich zu lieben, die freier dachten als er, wenn sie nur keine Spötter waren.

— Den folgenden Herbst disputirte Herr Goethe öffentlich, und reiste nach Hause. Er und Stilling machten einen ewigen Bund der Freundschaft zusammen. —

Henrich Stillings Wanderschaft. Eine wahrhafte Geschichte. Berlin und Leipzig, 1778. 8. S. 158. 2c.

Wilhelm Heinse.

Düsseldorf, den 13. September 1774.

— Goethe war bei uns, ein schöner Junge von fünf und zwanzig Jahren, der vom Wirbel bis zur Zehe Genie und Kraft und Stärke ist; ein Herz voll Gefühl, ein Geist voll Feuer mit Adlerflügeln, qui ruit immensus ore profundo — und mit ihm Lavater und nicht weit davon Basedow; wovon sich viel erzählen ließ, wenn ich so glücklich wäre, euch Briefe nach eurem Gefallen schreiben zu können. —

Düsseldorf, den 13 Oktober 1774.

— Von Goethen soll und muß nunmehr schon ein Roman die Presse verlassen haben: „Die Leiden des jungen Werthers,“ welcher, nach dem was ich davon gehört habe, ein Meisterstück ist.

Ich kenne keinen Menschen in der ganzen gelehrten Geschichte, der in solcher Jugend so rund und voll von eigenem Genie gewesen wäre, wie er. Da ist kein Widerstand; er reißt alles mit sich fort, und seine „Götter, Helden und Wieland“ — ein Werk von herkulischer Stärke, wenn man's recht, und Zeile vor Zeile, durchdenkt

und durchfühlt, und wofür Wieland immer seine Musarion geben würde, wenn er es vernichten könnte — kömmt in keine große Betrachtung, wenn man ihn persönlich reden hört.

Düsseldorf, den 28. März 1775.

— Daß Goethe Götterkraft hat in seinem Wesen, weiß jedermann; und auch darauf bin ich stolz, daß er von mir sagte, als er meine Laidion gelesen: „Das ist ein Mann — dergleichen Fülle hat sich so leicht mir nicht dargestellt; man muß ihn bewundern, oder mit ihm wetteifern" — ohne noch meinen Namen zu wissen, ohne zu wissen, wo ich existirte — und dann in Beisein Lavaters sagte: „Ich glaubte nicht, daß so was in der deutschen Sprache möglich wäre" u. s. w. Nur bitt' ich Sie, nicht mehr zu glauben, daß er das Ding gemacht: „Prometheus und Deukalion" rc. Ich bin von dem Gegentheil überzeugt, wie von meinem Leben. Mein liebster unter meinen jungen Freunden, Diehl, der sich zu Frankfurt aufhält, kennt den Menschen, Wagner, der es gemacht hat, und auch zu Frankfurt lebt, und weiß gewiß, daß der es gemacht hat. — Und dann ist selbst in dem Stücke kaum Goethens Manier in Knittelversen, geschweige sein Geist. — Künftigen Frühling wird Freude die Fülle und lieblich Wesen in Düsseldorf sein, ohne Fehl besuchen uns Goethe und Klopstock. —

Düsseldorf, den 8. September 1775.

— Ich habe von Goethe eine Ode, „Prometheus," gelesen; da ist Prometheus was anders, als der Wagner'sche; dessen ganze Allegorie überhaupt abgeschmackt und wahrer Unsinn ist. Goethens „Götter, Helden und Wieland" ist dagegen, was eine Rotte afrikanischer Löwen gegen ein Dutzend Esel in deren Häuten ist. —

Briefe zwischen Gleim, Wilhelm Heinse und Johann von Müller. Herausgegeben von Wilhelm Körte. Zürich, 1806. 8. Bd. I. S. 196. ꝛc.

Johann Karl August Musäus.

— Es geht mit unserm Liebhaber-Theater noch immer ganz gut von statten, ob ich gleich nicht mehr die Ehre genieße, in Kupfer gestochen zu werden, denn Herr Krause hat aufgehört, seine Theater-Zeichnungen zu ätzen. — Indessen wird doch frisch weg gespielt. — Herr Goethe hat ein Paar von seinen Stücken zum Besten gegeben: die Geschwister, in einem Akt, und die Mitschuldigen. Er selbst hat viel wahre Aktion, und macht eine angenehme Figur. —

Brief vom 12. December 1776.
u. ff.

Der Gesellschafter. Berlin, 1823. Nro. 36. ff.

Ungenannt.

Das weimarische Liebhaber-Theater unter Goethe. (Aus der noch ungedruckten Schrift: Denkwürdigkeiten aus der Blüthenzeit Weimars.)

Zeitung für die elegante Welt. 1823. Nr. 39. ff.

Johann von Müller.

Auch hat Goethe mich durch seinen Verstand und viele Spuren einer großen Seele gewonnen. Wieland war ganz der Horazischen Episteln voll ꝛc.

Brief vom 25 März 1782.

Zu Weimar wurde ich auf's Beste empfangen. Die erneuerte Freundschaft des in den Tagen des alten Fürstenbundes viel mit mir verbundenen Herzogs, die ausnehmende Güte der bis in den Tod getreusten Freundin Herders, der verwittweten Herzogin Amalia, das wohlthuende Geschäft mit Herders Nachlaß, der Frau von Stael mir ungemein werther Umgang, Benjamin Constant, Goethe, der mir immer lieber wird, und andere treffliche Männer und Damen, machten mir diese Zeit zu einem kurzen Augenblick.

Brief vom 25. Januar 1804.

Allerdings hat mich Goethe's Übersetzung des discours (im Morgenblatt) sehr gefreut. Ich war eben recht ärgerlich und unmuthsvoll über die dummen Vorwürfe, als verrieth' ich die Sache der Nation, der Freiheit u. s. f. da kam jene, und zugleich eine Recension desselben in der A. L. Z. das denn unsre politischen Damen sehr irre gemacht hat, weil sie viel an Goethe glauben.

Brief vom 24. April 1807.

D. Veit.

Gotha, den 20. März 1793.

— Ich habe sie wirklich Alle gesehen und einen jeden ziemlich umständlich gesprochen, wie sie Namen haben, Goethe, Wieland, Herder. Wir kamen um eilf Uhr nach Weimar, kleideten uns mit Blitzesschnelligkeit um, und sahen während des Umkleidens die Herzoglich-Rudolstadt'sche Familie in demselben Gasthofe ankommen. Aus Furcht, er würde nun bei Hofe erscheinen müssen, nahmen wir uns kaum die nöthige Zeit, und verfügten uns, von einem Lohnbedienten begleitet, eiligst zu Goethe. Sein Bedienter sagte uns, es wäre jetzt ein Graf bei ihm, der ihn schwerlich vor Ein Uhr verlassen dürfte, und wir möchten nur gegen zwei wiederkommen; ich ließ mich nicht abschrecken, sondern sagte dem Bedienten, er möchte uns nur als Berliner melden, die einen Brief von Hofrath Moritz mitbrächten. Hierauf wurden wir zwei Treppen hinaufgeführt. Unten in der Mauer vor der ersten Treppe stehn in einer Art Nischen die Figuren des Apollo und des Antinous in Lebensgröße. Von der Treppe kommt man in ein Vorzimmer, worin verschiedene Gemählde,

vorzüglich Köpfe, hängen; aus diesem Zimmer in ein kleines, niedliches, in welches wir zugleich mit Goethe, den wir aus dem andern Theil der Wohnung kommen und mehrere Zimmer, als wir noch im Vorzimmer waren, durchgehen sahen, hineintraten. Er hatte uns nicht zwei Minuten warten lassen. Das Erste, was mir an ihm auffiel, und Sie zu wissen verlangen, war seine Figur. Er ist von weit mehr als gewöhnlicher Größe, und dieser Größe proportionirt, stark, breitschulterig. Die Stirn ist außerordentlich schön, schöner, als ich sie je gesehen; die Augenbraunen im Gemählde vollkommen getroffen, aber die völlig braunen Augen mehr nach unten zu geschnitten, als dort. In seinen Augen ist viel Geist, aber nicht das verzehrende Feuer, wovon man so viel spricht. Unter den Augen hat er schon Falten und ziemlich beträchtliche Säcke; überhaupt sieht man ihm das Alter von 44. bis 45. Jahren recht eigentlich an, und das Gemählde ist in der That zu jugendlich; es müßte denn wahr sein, was man in Weimar allgemein behauptet, daß er während seines Aufenthalts in Italien etwas gealtert habe. Die Nase ist eine Habichtsnase, nur daß die Krümmung in der Mitte sich recht sanft verliert. (Ich habe ihn, indeß er meinem Oheim verschiedene Fragen vorlegte, von der Seite und in dem Spiegel recht starr angesehen.) Der Mund ist sehr schön, klein, und außerordentlicher Biegungen fähig. Wenn er schweigt, sieht er recht ernsthaft aus, aber wahr-

haftig nicht mürrisch, und kein Gedanke, keine Spur von Aufgeblasenheit. Auch dem Dümmsten würde Aufgeblasenheit an einem Menschen auffallen, der in Sprache und Manier so ganz einfach wie jeder Geschäftsmann ist. Das Gesicht ist voll, mit ziemlich herabhängenden Backen. Das Gemählde ist wohl im Ganzen getroffen; aber es macht dennoch einen sehr falschen Begriff von ihm, Sie würden ihn gewiß nicht erkennen. Er hat eine männliche, sehr braune Gesichtsfarbe; die Farbe der Haare ist etwas heller. Das Vorderhaar trägt er kahl abgeschnitten, an den Seiten ausgekämmt und völlig anliegend: einen langen Zopf; weiß gepudert. Die Binde im Gemählde verstehe ich gar nicht; Lips muß ihn haben putzen wollen. Seine Binde ist eine von den unter gesetzten Männern gewöhnlichen, hinten zugeschnallt, vorne glatt und dünn, und wegen des übergelegten Hemdkragens wenig zu sehen. Die Wäsche fein, mit wenig vorstehender Krause. Gekleidet war er in einen blauen Überrock, mit gesponnenen Knöpfen, doppeltem Kragen (der eine über die Schultern, der stehende nicht recht hoch), eine schmalgestreifte Weste von Manchester, und Stiefeln. Alles zusammengenommen, kann er ein Minister, ein Kriegsrath, ein Geheimrath, allenfalls ein Amtmann sein, nur kein Gelehrter, und gewiß kein Virtuose. In Berlin würde ihn jeder einheimisch glauben. Er hat uns ungemein höflich aufgenommen; als er auf uns zukam, sah er uns recht freundlich an

(sein Blick ist ernsthaft, aber ohne alle Anmaßung; wenn er sich nicht an einen wendet, sieht er gesenkt zur Erde, mit den Händen auf dem Rücken, und spricht so fort), fragte nach dem Endzweck unserer Reise, erzählte uns, daß es in Frankfurt sehr lebhaft aussähe, daß er Frieden wünsche u. s. w. Nachdem er einen Brief durchgelesen hatte, erkundigte er sich kaltblütig, aber mit vieler Aufmerksamkeit, nach Moritz. Sobald ich nur von ihm und der Entweichung seiner Frau zu reden angefangen hatte, sagte er in einem sehr ernsthaften Ton: „Er muß jetzt viel zu thun haben; er muß arbeiten; er ist wirklich ein gar lieber Mann, und wenn er was unternimmt, so greift er die Sachen immer so ganz recht an; er hat wirklich zu gar vielen Sachen ein recht hübsches Talent. Hm! herkommen kann er freilich nicht, er muß sehr viel Arbeit haben.“ Er ließ sich nun noch über unsere Reise selbst, über die Kriegsoperationen, mit uns ein, sprach von keiner Parthei mit Entschiedenheit, jedoch immer überaus natürlich, immer als ob er nur die Sachen, nicht die Worte suchte. Man hört's ihm noch manchmal an, daß er aus dem Reich ist, wie er uns auch selbst sagte. Das Zimmer, in welchem wir uns befanden, war mit grünen Tapeten ganz modern geziert, Gemählde und Köpfe rings umher; zwei Mahagonitische, ein Spiegel, sechs Rohrstühle, weiß, mit grün und weiß gestreiften, seidenen Polstern. Eine Viertelstunde (eher mehr als weniger) hielt

er uns auf; machte dann eine bedeutend lächelnde Miene, und wir waren nicht dumm. Nach Mendelssohn erkundigte er sich gar nicht, ungeachtet im Briefe dessen in Bezug auf uns erwähnt war. Überhaupt haben wir gar keinen litterarischen Punkt berührt: er fragte nicht einmal nach Moritzens neuesten Sachen; der Mann hat nicht unrecht, wenn ihm überdrüssig zu Muth ist. Er begleitete uns bis aus dem Vorzimmer, und war noch beim Abschiede sehr höflich. Die ganze Aufnahme war sehr höflich, ziemlich kalt und allgemein, aber doch wärmer, als ich sie erwartet hatte; sie war ganz so, wie ich sie würde erwartet haben, wenn mir noch kein Mensch von Goethe erzählt hätte. —

Goethe ist hier unter vielen Volksklassen (ich habe während des kurzen Aufenthalts viele Leute gesprochen) als sehr freundlich und gutmüthig bekannt, und hat die allgemeine Achtung und Liebe. In den mittlern Ständen hört' ich ihn vielfältig den Genius des Orts nennen. Seine nähere Bekanntschaft erhält man sehr schwer; die Menschen, welche ich gesprochen, wußten alle niemand, mit dem er sehr genau umginge. —

Schweizerisches Museum. Aarau, 1816 8. S. 214 ff.

Johann Weitzel.

Mein Held, und der Held meiner vertrauten Gesellschaft war Goethe. Wir liebten ihn, warum man oft Andere liebt: wegen der Ähnlichkeit, die man mit ihnen hat, oder zu haben glaubt. Wir ahmten ihm nach, wie die Kleinen die Großen nachzuahmen pflegen. — Das Entschiedene und Kräftige des großen Mannes, der um so höher bei uns stand, weil er, als geborner Frankfurter, zu den Unsrigen zu gehören schien, sprach uns in seinen Schriften an, vielleicht noch mehr das Extravagante, das man in denselben und in seinem Leben finden wollte. Wir setzten seinen Werther und Götz von Berlichingen freilich über alles, was je in dieser Art geschrieben worden, fühlten uns aber doch durch seine satyrische Posse: Götter, Helden und Wieland, und was wir in den Briefen eines reisenden Franzosen über den Verfasser fanden, besonders freundlich angezogen. Es ging diesem großen Manne mit seinen Bewunderern nicht besser, als gewöhnlich den Meistern mit ihren Jüngern. Zu jeder Übertreibung und dem Mißbrauch unserer Kraft und Freiheit schon zu geneigt, parodirten wir Goethe's Bild, das wir,

aus den Händen seiner Freunde und Feinde, wahrscheinlich schon als eine Parodie empfangen hatten. — —

— Ich habe diesen außerordentlichen Mann später einigemal gesehen, und so viel ich es vermochte, zu beobachten gesucht. Sein ganzes Wesen, redend oder schweigend, in Ruhe oder in Bewegung, erfüllte mich mit einer gewissen Scheu. Auch dem Gefühle schon kündigt die Natur sich an, die herrschen will, ohne beherrscht zu werden. Alles um ihn wird, in des Meisters Hand, zum Stoff. Ich wüßte nicht, worin Goethe sich nicht ausgezeichnet hätte, wenn er nur wollte. In dem Verschiedenartigsten, fast Widersprechenden hat er sehr viel geleistet. Er kann, was er will, und scheint die Welt in sich aufzunehmen, ohne sich von der Welt aufnehmen zu lassen. Er ist ein großer Künstler, selbst in der Wissenschaft und im Leben. Seiner Überlegenheit gewiß, giebt er sich mit Manchem nur spielend ab, treibt es auch wohl mit einem nachlässigen Übermuth, der zeigt, daß er die Menschen kennt und weiß, wie ein Fürst sein Volk behandeln darf. In seinen Werken herrscht die reiche Mannigfaltigkeit der Schöpfung. Man vergleiche nur Werther und die Wahlverwandtschaften, Götz von Berlichingen und Iphigenie, Torquato Tasso und Hermann und Dorothea, die natürliche Tochter und Faust! Da sind Früchte aller Jahreszeiten und Klimate. Im Faust hat er seine universale Individualität am treuesten wiedergegeben, wie Mozart

in seinem Don Juan. In neuerer Zeit ward Goethen oft vorgeworfen, er sei der gemeinen Eitelkeit, in der vornehmen Welt durch vornehme Lappalien etwas gelten zu wollen, nicht unzugänglich. Wäre das wirklich der Fall, dann bewiese es abermals die Schwäche der menschlichen Natur, die sich auch in dem Stärksten nicht verläugnet. Selbst der Gebildetste wird unter Wilden oft ein Wilder, der für den glänzenden Tand von Glasperlen und Rauschgold wahre Güter giebt. Wenn Goethe sich gern mit Orden und Titeln schmückte, dann wäre er doch weniger darum zu tadeln, als Napoleon, daß er sich so gern von einem altadelichen Hofe umgeben sah. —

Das Merkwürdigste aus meinem Leben und aus meiner Zeit. Von J. Weitzel. Leipzig, 1821. 8. Thl. I. S. 100. 174. ff.

Sophie von La Roche.

— Wenige Tage nachher kam Goethe freundlich zu uns — mir war äußerst schätzbar, ihn und Wieland wie zwei verbündete Genies, ohne Prunk oder Erwartung, mit dem traulichen Du der großen Alten sprechen zu hören, und der Zufall gab heute wieder meiner Phantasie den eignen, gewiß nie wiederkommenden Anblick, beide auf dem schönen heitern Gange vor Wielands Vorzimmer zu treffen, als Goethe, mit lebhaftem Vergnügen von dem so eben gemachten Ankauf eines ländlichen Ruhesitzes sprach, und gerade vor dem großen karakteristischen Bilde des alten Grafen von Stadion stille stand, welcher sie, wie ich, mit Bewunderung zu betrachten schien, und sich gewiß, als edler Deutscher, über diese zwei große Deutsche, und ihre Liebe zum Landleben gefreut haben würde. Mir kam die Erinnerung zurück, daß Wieland, welcher den Grafen auf seinem Landhause kennen lernte, ihm sagte: „Alle große Männer hätten gegen den Abend ihres Lebens einen stillen Aufenthalt in dem Schooße der Natur gesucht."

Nach Tische bedauerte Goethe, daß die Gegenden um Weimar so wenig Erdbeeren und Kirschen tragen. —

Gerne hätt' ich ihm geantwortet: „Wer alle Früchte des Geistes vereint, verliert das Recht über Mangel des andern Obstes zu klagen." —

Bald nach diesem schönen Tage speisten wir bei ihm, und genossen wirklich ein Fest der Seele, wie einst ein Britte sich ausdrückte. — Mich däuchte das Ganze in einer römischen Villa veranstaltet zu sein, da man gleich in dem Vorhause eine Bildsäule erblickt, und oben vor der ersten Thüre mit dem in großen Buchstaben eingeschriebenen Salve! begrüßt wird, und sich dann mitten zwischen Raphaels Stanzen findet, welche da mit aller Würde behandelt wurden; denn die Aufmerksamkeit wird durch keinen andern Gegenstand zerstreut oder abgezogen. Was sollte auch ein Kenner anders wünschen, als diese herrliche Ausbeute einer Reise nach Rom! — Bald aber kamen wir in ein Zimmer, welches mit der edelsten Simplicität verziert, in schöner, doch kein kaltes Staunen erregender Größe angelegt ist, wie es zu Bewahrung eines Heiligthums der Kunst gefordert werden kann; denn hier sieht man, wenn der, ein wichtiges Geheimniß anzeigende, Vorhang zurückgezogen wird, die vollkommenste Kopie des sich seit 1900. Jahren in frischer Farbe erhaltenen Gemähldes, das unter dem Namen der Aldobrandinischen Hochzeit bekannt ist, in welchem der Geschichtschreiber alte Sitte, und der Künstler Vollkommenheit antrifft — Ich genoß und bewunderte mit innerm Gefühl von Glück das

Ganze dieses Anblicks, sprach aber hier, wie bei der reichen Sammlung köstlicher Zeichnungen und Bilder des Herrn Professor Meyer, eben so wenig, als ehmals in der prächtigen Düsseldorfer Gallerie. Was sollte auch Urtheil und Reden einer guten alten Frau bei diesen Gegenständen bedeuten? —

Der Eintritt in das Eßzimmer schien mir eine Art Zuruf: „Alte Baucis, dein scherzender Traum, in Briefen an deinen Neffen Gerning, steht nun als Wahrheit vor dir — du dachtest in Weimar ein Göttermahl nur von der Thürschwelle eines Tempels zu sehen, und bekommst nun selbst einen Antheil von Ambrosia" — denn die mit Blumen und Früchten aller Art so niedlich verzierte Tafel war gar nicht nach dem gewöhnlichen Geschmack der Gastmahle, und die Gegenwart der Verfasserin der reizenden Agnes von Lilien, die Dichterin der Gesänge von Lesbos, Wieland und Goethe, lauter Lieblinge des Apolls, konnten diese Vermuthung rechtfertigen. Eine aus dem Garten zwischen schönen Gewächsen ertönende Musik und die Erscheinung eines Amorino dienten zum Beweis, daß ich bei einer Art von Götterfest zugelassen war. —

Schattenrisse abgeschiedener Stunden in Offenbach, Weimar und Schönebeck im Jahr 1799. Von Sophie von La Roche. Leipzig 1800. 8. S. 58. ff.

Ich wünschte Klauers Sammlung von Brustbildern und Bildsäulen zu sehen. Mein theurer Freund führte uns hin, und ich fand mich in der merkwürdigen Versammlung großer Männer der alten und neuen Zeit, welche ehemals, wegen ihrer vorzüglichen Verdienste, von der dankbaren Verehrung Halbgötter, bei uns nun ungewöhnliche Genies genannt werden. Goethe, welcher mit so viel Recht dazu gezählt wird, hatte den Kunstgeist des Herrn Klauer, mit zwei allerliebsten Gedanken zu halberhabner Arbeit beseelt, da er ihm zwei Denkmäler für die frühverstorbenen Prinzessinnen von Weimar angab, von welchen die erste, die nur einige Stunden lebte, als ein holdes, von einem Engel auf die Erde gebrachtes, schnell zurück eilendes Wesen erscheint, dessen liebreicher Führer im Vorbeischweben den Schleier, welcher den aufblühenden Engel deckt, ein wenig emporhält, um sie den Sterblichen einige Augenblicke zu zeigen; die zweite älter gewordene aber, in dem Moment, wo sie vor der Erdkugel stehend, das weimarische Land betrachtet, von der ersten, welche aus den Wolken hervortritt, bei der Hand gefaßt, von dieser Aufmerksamkeit abgezogen wird, sie aber ihrer himmlischen Schwester, mit dem Finger auf Weimar deutend, die andre Hand darreicht. Ich war sehr gerührt und

dachte, keine schönere Dichtung kam je aus unseres Goethe reicher Phantasie, und diese zwei Stücke können sich neben das liebliche Bild stellen, welches Homer von dem Tod eines kaum gebornen Kindes giebt, welches Aurora in ihre Arme faßt, und mit ihm davon eilt. —

Ebend. S. 433. f.

Fürst von Ligne.

— Éditeurs, imprimeurs, faites de moi tout ce que vous voulez; si c'est à Weimar, qu'on vent bien ramasser ces misères, j'ai déjà bien à remercier pour mon Prince Eugene et mes Fragmens militaires; j'y suis protégé par Monsieur le Baron de Müffling, qui vraisemblablement y a veillé! Je suis honoré de la bienveillance du sublime Monsieur de Goethe, et j'adore le Souverain de la moderne et germaine Athène; il est celui de mon coeur, par son amabilité, sa bonté pour moi; j'ose dire son inestimable amitié. Je suis fier de celle d'un grand prince, bon général, bon officier, bon soldat, rendant ses sujets heureux; facile à vivre, gai, sociable, s'amusant de tout et par conséquent sûr de plaire à tout le monde. —

Nouveau recueil de lettres du Feld-maréchal Prince de Ligne, en réponse à celles qu'on lui a écrites. Weimar, 1812. 8. Partie I. p. VII.

A Mde de Staël.

— Quand est-ce donc, que je verrai tout ce que vous dites de l'Allemagne? Qu'on nomme Mr. de Goethe;

on doit être à ses genoux. Vive le grand Wieland! vive Weimar dans tous les genres! Outre quelques bons poètes ailleurs, il y a d'excellens romans, dont les détails les rendent supérieurs aux français, même aux anglais; etc.

ibid. p. 168.

A * * *

Aidé d'une bonne traduction, j'ai lu avec admiration les *affinités électives,* et je plains les hommes bégueules, et les femmes, qui souvent le sont moins, de n'avoir pas trouvé, au lieu d'immoralités qui n'existent pas, tout le secret du coeur humain, les développemens de mille choses, qu'on n'a pas senties, parce qu'on ne réfléchit pas des tableaux du monde, de la nature, et deux portraits piquants et neufs: *Lucienne* dans un genre, et *Mittler* dans un autre. Quel chef-d'oeuvre, même en français, que les tablettes *d'Ottilie*! et que de profondeur, d'attachant et d'imprévu dans cet ouvrage, où il y a la plus grande supériorité sur ceux des autres nations! quel plaisir d'en aimer outre cela le sublime auteur pour toutes ses qualités excellentes, douces, simples et sociales! —

ibid. Part. II. p. 4. etc.

Frau von Staël,

geb. Necker.

Ce qui manquait à Klopstock, c'était une imagination créatrice: il mettait de grandes pensées et de nobles sentimens en beaux vers, mais il n'était pas ce qu'on peut appeler artiste. Ses inventions sont faibles, et les couleurs dont il les revêt n'ont presque jamais cette plénitude de force qu'on aime à rencontrer dans la poésie, et dans tous les arts qui devaient donner à la fiction l'énergie et l'originalité de la nature. Klopstock s'égare dans l'idéal: Goethe ne perd jamais terre, tout en atteignant aux conceptions les plus sublimes. Il y a dans son esprit une vigueur que la sensibilité n'a point affaiblie. Goethe pourrait représenter la littérature allemande tout entière; non qu'il n'y ait d'autres écrivains supérieurs à lui, sous quelques rapports, mais seul il réunit tout ce qui distingue l'esprit allemand, et nul n'est aussi remarquable par un genre d'imagination dont les Italiens, les Anglais ni les Français ne peuvent réclamer aucune part.

Goethe ayant écrit dans tous les genres, l'examen de ses ouvrages remplira la plus gande partie des chapitres

suivans; mais la connaisance personnelle de l'homme qui a le plus influé sur la littérature de son pays sert, ce me semble, à mieux comprendre cette littérature.

Goethe est un homme d'un esprit prodigieux en conversation; et l'on a beau dire, l'esprit doit savoir causer. On peut présenter quelques exemples d'hommes de génie taciturnes: la timidité, le malheur, le dédain ou l'ennui, en sont souvent la cause; mais en général l'étendue des idées et la chaleur de l'âme doivent inspirer le besoin de se communiquer aux autres; et ces hommes, qui ne veulent pas être jugés par ce qu'ils disent, pourraient bien ne pas mériter plus d'intérêt pour ce qu'ils pensent. Quand on sait faire parler Goethe il est admirable; son éloquence est nourrie de pensées; sa plaisanterie est en même temps pleine de grâce et de philosophie; son imagination est frappée par les objets extérieurs comme l'était celle des artistes chez les anciens; et néanmoins sa raison n'a que trop la maturité de notre temps. Rien ne trouble la force de sa tête; et les inconvéniens même de son caractère, l'humeur, l'embarras, la contrainte, passent comme des nuages au bas de la montagne sur le sommet de laquelle son génie est placé.

Ce qu'on nous raconte de l'entretien de Diderot pourrait donner quelque idée de celui de Goethe; mais si l'on en juge par les écrits de Diderot, la distance doit être infinie entre ces deux hommes. Diderot est sous le

joug de son esprit; Goethe domine même son talent: Diderot est affecté, à force de vouloir faire effet; on aperçoit le dédain du succès dans Goethe, à un degré qui plaît singulièrement, alors même qu'on s'impatiente de sa négligence. Diderot a besoin de suppléer, à force de philanthropie, aux sentimens religieux qui lui manquent; Goethe serait plus volontiers amer que doucereux; mais ce qu'il est avant tout, c'est naturel; et sans cette qualité, en effet, qu' y a-t-il dans un homme qui puisse en intéresser un autre?

Goethe n'a plus cette ardeur entraînante qui lui inspira Werther; mais la chaleur de ses pensées suffit encore pour tout animer. On dirait qu'il n'est pas atteint par la vie, et qu'il la décrit seulement en peintre: il attache plus de prix maintenant aux tableaux qu'il nous présente qu'aux émotions qu'il éprouve; le temps l'a rendu spectateur. Quand il avait encore une part active dans les scènes des passions, quand il souffrait lui-même par le coeur, ses écrits produisaient une impression plus vive.

Comme on se fait toujours la poétique de son talent, Goethe soutient à présent qu'il faut que l'auteur soit calme, alors même qu'il compose un ouvrage passionné, et que l'artiste doit conserver son sang-froid pour agir plus fortement sur l'imagination de ses lecteurs: peut-être n'aurait-il pas eu cette opinion dans sa première jeunesse; peut-être alors était-il possédé par son génie,

au lieu d'en être le maître; peut-être sentait-il alors que le sublime et le divin étant momentanés dans le coeur de l'homme, le poète est inférieur à l'inspiration qui l'anime, et ne peut la juger sans la perdre.

Au premier moment, on s'étonne de trouver de la froideur et même quelque chose de roide à l'auteur de Werther: mais quand on obtient de lui qu'il se mette à l'aise, le mouvement de son imagination fait disparaître en entier la gêne qu'on a d'abord sentie: c'est un homme dont l'esprit est universel, et impartial parce qu'il est universel; car il n'y a point d'indifférence dans son impartialité: c'est une double existence, une double force, une double lumière qui éclaire à la fois dans toute chose les deux côtés de la question. Qand il s'agit de penser, rien ne l'arrête, ni son siècle, ni ses habitudes, ni ses relations; il fait tomber à plomb son regard d'aigle sur les objets qu'il observe; s'il avait eu nne carrière politique, si son âme s'était développée par les actions, son caractère serait plus décidé, plus ferme, plus patriote; mais son esprit ne planerait pas si librement sur toutes les manières de voir; les passions ou les intérêts lui traceraient une route positive.

Goethe se plaît, dans ses écrits comme dans ses discours, à briser les fils qu'il a tissus lui-même, à déjouer les émotions qu' il excite, à renverser les statues qu' il a fait admirer. Lorsque dans ses fictions il inspire de

l'intérêt pour un caractère, bientôt il montre les inconséquences qui doivent en détacher. Il dispose du monde poétique, comme un conquérant du monde réel, et se croit assez fort pour introduire, comme la nature, le génie destructeur dans ses propres ouvrages. S'il n'était pas un homme estimable, on aurait peur d'un genre de supériorité qui s'élève au-dessus de tout, dégrade et relève, attendrit et persifle, affirme et doute alternativement, et toujours avec le même succès.

J'ai dit que Goethe possédait à lui seul les traits principaux du génie allemand; on les trouve tous en lui à un degré éminent: une grande profondeur d'idées, la grâce qui naît de l'imagination, grâce plus originale que celle que donne l'esprit de société; enfin une sensibilité quelquefois fantastique, mais par cela même plus faite pour intéresser des lecteurs qui cherchent dans les livres de quoi varier leur destinée monotone, et veulent que la poésie leur tienne lieu d'événemens véritables. Si Goethe était Français, on le ferait parler du matin au soir: tous les auteurs contemporains de Diderot allaient puiser des idées dans son entretien, et lui donnaient une jouissance habituelle par l'admiration qu'il inspirait. En Allemagne, on ne sait pas dépenser son talent dans la conversation; et si peu de gens, même parmi les plus distingués, ont l'habitude d'interroger et de répondre, que la société n'y compte pour presque rien; mais l'influence de Goethe

n'en est pas moins extraordinaire. Il y a une foule d'hommes en Allemagne qui croiraient trouver du génie dans l'adresse d'une lettre, si c'était lui qui l'eût mise. L'admiration pour Goethe est une espèce de confrérie dont les mots de ralliement servent à faire connaître les adeptes les uns aux autres. Quand les étrangers veulent aussi l'admirer, ils sont rejetés avec dédain, si quelques restrictions laissent supposer qu'ils se sont permis d'examiner des ouvrages qni gagnent cependant beaucoup à l'examen. Un homme ne peut exciter un tel fanatisme sans avoir de grandes facultés pour le bien et pour le mal; car il n'y a que la puissance, dans quelque genre que ce soit, que les hommes craignent assez pour l'aimer de cette manière.

De l'Allemagne. Par Mad. de Staël. Paris, 1810. 8. Part. II. chap. 7. 12. 13. etc.

Prinz Ludwig Ferdinand von Preußen.

— Ich habe nun Goethen wirklich kennen gelernt; er ging gestern noch spät mit mir nach Hause, und saß dann vor meinem Bette; wir tranken eine Flasche Champagner, und er sprach ganz vortrefflich! Endlich deboutonnirte sich seine Seele; er ließ seinem Geiste freien Lauf; er sagte viel, ich lernte viel, und fand ihn ganz natürlich und liebenswürdig. Grüßen Sie heute die Kleine von mir, und sagen Sie ihr dies: dann bin ich ihr unter Brüdern dreitausend Thaler mehr werth! —

Briefe vom Jahre 1805.

St. Schütze.

— Da ich gleich nach meiner Ankunft erfuhr, daß Goethe sich in Töpliz befände, unterließ ich nicht, alsobald zu ihm zu gehn, wohl wissend, daß man sich in einem Bade näher ist, als zu Hause. — Aber indem ich von ihm schreibe, erinnere ich mich selbst an den Glauben der Kinder, welche nicht wagen, den Finger gegen die Sterne auszustrecken, weil sie gegen einander behaupten, man verwunde damit das Auge eines Engels. Ich werde also nur sehr wenig von ihm berichten. — Um mir und anderen gleich allen Anlaß zur Eitelkeit abzuschneiden, sag' ich, daß es für Goethen ein Bedürfniß ist, in einer großen Mannigfaltigkeit zu leben, und daß, wie er durch alle Wissenschaften hindurch geht, er auch Menschen von aller möglichen Beschaffenheit, nur einen nach dem andern, gern um sich sieht, wobei die Eigenthümlichkeit in ihren Schranken, ihn oft mehr interessirt, als alles Wissen und Können mit besonderer Klugheit, die sich nicht selten nur lästig macht. — Am andern Tage saß ich mit Goethen im Wagen; wir fuhren die Straße nach Bilin zu. Ich wußte schon, daß bei ihm, wie die Gegenstände, auch die Stim-

mungen wechseln — eins bedingt das andere; — heute hatte er seinen Sinn auf das Steinreich gerichtet. Bei Karlsbad kletterte er oft Stunden lang in den Bergen umher und schlug mit seinem Hammer an alle Felsen, von wo er gewöhnlich eine reiche Beute mit zurück brachte, die er dann nach den kleinsten Abartungen und Verschiedenheiten in die Reihe der übrigen auf den Tischen umher liegenden Steine einschichtete, bei welcher Gelegenheit ich denn einmal ausrief: O daß das menschliche Leben so kurz ist! Lassen Sie das gut sein, erwiederte er darauf. Jetzt war er um vulkanische Steine bemüht, und als wir die Straße weit genug hinauf waren, ließ er still halten, und sagte: Wenn ich heute einen Eisenstengel finde, sollt ihr einen guten Abend haben. Darauf ging er mit dem Kutscher und dem Hammer nach einem Orte, wo viele Steine lagen und hämmerte da gewaltig — Der Meister kam nicht ganz befriedigt zurück, hatte indeß doch manches erbeutet, das in sein Kabinet paßte. Nachher wurde das Gespräch lebhafter und wissenschaftlicher. Ich betrachtete mit ihm die Kindheit des Menschengeschlechts in der hebräischen Sprache, deren Fügung und Behelf in den Mitteln mit Hinsicht auf die falschen Auslegungen seinen Geist nicht wenig beschäftigte. Darauf ging er zu den Manichäern, auf die wunderbare Erscheinung der christlichen Religion überhaupt, auf ihre Verbreitung, und endlich auf Luthers Bibelübersetzung über. Ich bemerkte, daß

Einfachheit in Sprache und Gesinnung damals Luthern selbst wohl Ähnlichkeit mit den Aposteln und dem biblischen Geist gegeben und dadurch eine solche Verdeutschung möglich gemacht hätten. — Da fing er an, Luthers Riesenwerk anzustaunen und zu bewundern, und merkwürdig war mir seine Äußerung: Nur das Zarte unterstehe ich mich hin und wieder besser zu machen. — Es giebt nichts in der Natur und in den Wissenschaften, das nicht eine Zeitlang seine Gedanken beschäftigt hätte. Dabei ist das Ausdauern zu bewundern, womit er viele Stunden und Tage einem einzigen Gegenstande widmet, wobei ein anderer zehnmal ermüden oder über Langeweile klagen würde. Dies ist gewiß das sicherste Mittel auf einem weiten Wege durch die Natur nicht allein viel zu gewinnen, sondern auch es festzuhalten; welche Kraft, welche Festigkeit und Geschmeidigkeit gehört aber nicht dazu! Von dieser Seite erscheint mir Goethe am größten, und ich glaube auch, daß man ihn von hieraus würdigen müsse. Ich für mein Theil, um ihn einigermaßen zu fassen, möchte ihn gern — in dem weitesten Sinne des Worts — einen großen Naturhistoriker, einen Naturkundigen, oder, wenn man will, den Geist der Natur selbst nennen, und daraus sein ganzes Wesen erklären. Wenn er zugleich ein großer Dichter ist, so hat die Natur damit ein Übriges gethan; auch ohnedies würde er eine merkwürdige Erscheinung sein.

Das nächstemal war auf der Spazierfahrt sein Sinn auf die Pflanzenwelt gerichtet; er ergötzte sich an der Lieblichkeit der mit Bäumen bepflanzten Kornfluren im Angesicht des Erzgebirges, auf das er aber gar nicht zu achten schien. Dabei hatte er eine häusliche Stimmung; er erkundigte sich nach meinen Verhältnissen, und was ich dieen Sommer in Dresden zu thun gedächte. — Goethe liebt so sehr die Objekte, daß oft nicht zu rathen ist, ohne diese sich ihm zu nähern. Ja es ist karakteristisch, daß er nach Tische, wo andere vielleicht gern an's Klavier treten, häufig mit Bildern phantasirt und Landschaften zeichnet. Unter allen Sinnes- und Geistesthätigkeiten ist die Anschauung bei ihm vorherrschend. Auf das innigste verband sich die Poesie der Rede mit ihm, aber die Bildnerei bleibt seine Geliebte. —

— Das Gespräch kam jetzt auf die Überschwenglichen, die durch Tendenzen immer höher und höher steigen wollen, und, statt den Gegenstand darzustellen, ihn und ihre eigene Kraft überfliegen. Hier gerieth der Meister in solchen Eifer, daß er sich der stärksten Ausdrücke bediente, so daß selbst der Kutscher sich öfters nach ihm umsah. Er schalt sie Träumer und Schwindler, und als ich äußerte, daß ihrer Poesie der Körper fehle, sagte er: Da haben Sie das rechte Wort getroffen. — Zum Henker! wir wissen denn doch auch, was dazu gehört, setzte er im gerechten Zorn hinzu, und ergoß sich nun auch über die Unredli-

chen, die bei ihren Behauptungen noch besonders von politischen Rücksichten sich regieren ließen, und die nicht einmal partheiisch-ehrlich wären. — Es kann vielen von Nutzen sein, zu wissen, wie Goethe hierüber denkt, und deßhalb theile ich diese Äußerung mit, welche, allgemein gefaßt, nur die Sache, keine Person trifft. Wie manchen guten Kopf haben die Ausschweifungen der neuern Poesie verdorben; es ist ein Gewinn für uns alle, wenn die Geister wieder zur Wahrheit, zur Natur des Lebens zurückkehren. Mit inniger Freude hörte ich Goethen hierüber sprechen. — Fahre noch weiter, bis die Sonne untergeht! rief er seinem Kutscher zu, und so wurden mir heute die genußreichsten Stunden zu Theil, die mir nachher sogar meinen Abschied von Töplitz schwer machten. —

Reisescenen und Bemerkungen, von St. Schütze. 1813. S. die Harfe. Von Friedrich Kind. Leipzig, 1815. 8. Bd. I. S. 220. ff.

Fürst von Metternich.

Der Großherzoglich Sachsen = Weimar'sche Geheime Rath, Hr. von Goethe, hat bei Gelegenheit der Übersendung der Dekorationen des Kaiserlich Österreichischen Leopoldordens, wovon Se. Majestät der Kaiser von Österreich demselben durch allerhöchstes Handbillet aus Speier vom 28. Juni, das Kommandeurkreuz zu ertheilen geruhten, folgendes Schreiben von Sr. Durchlaucht, dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten Sr. K. K. Apostolischen Majestät, Fürsten von Metternich, erhalten:

Paris, den 16. Juli 1815.

Se. K. K. Apostolische Majestät, mein allergnädigster Herr, haben aus höchsteigner Bewegung geruht, Denenselben durch ein Handbillet, dat. Speier vom 28. Juni, das Kommandeurkreuz des Kaiserlichen Leopoldordens zu ertheilen. Indem ich anliegend Denenselben die Dekorationen dieses Ordens zu übermachen die Ehre habe, benutze ich die Gelegenheit dieser ehrenvollen Anerkennung Ihrer ausgezeichneten Verdienste um die deutsche Sprache und Litteratur, um Denenselben den Ausdruck meiner persönlichen Hochachtung zu erneuern.

Mögen Ew. Hochwohlgeboren auf Ihrer langen und ruhmvollen Laufbahn eine besondere Belohnung dessen, was Sie für die Ausbildung des Geistes und die Veredlung des Geschmacks in Deutschland geleistet haben, darin finden, daß Se. K. K. Majestät unter dem Drange der Geschäfte und unter der unausgesetzten Sorge für das Glück Ihrer Völker, in allerhöchstihrem Hoflager diese Auszeichnung zu beschließen geruhten.

(Gez.) Fürst von Metternich.

Oesterreichischer Beobachter 1815. 4. Nro. 214.

Graf von Grünne.

— Selbst ursprünglich ein Luxemburger, bin ich doppelt stolz darauf, in diesem erlauchten ehrwürdigen deutschen Senate einen Fürsten zu vertreten, auf dessen Haus Deutschland von jeher als einen seiner ausgezeichnetesten Herrscher- und Heldenstämme Anspruch gemacht hat, wie auch dazu ersehen zu sein, das Ihn in der Eigenschaft eines Großherzogs von Luxemburg von neuem an das deutsche Vaterland knüpfende Band fester und fester schließen zu helfen.

Möge das Vorbild unsrer musterhaften Fürsten im herrlichen Vereine und zu solch' edlem Zwecke uns stets begeistern und stärken zum Ausharren in Erzielung des möglichst vollkommenen Ideals von menschlichem Wohlstande — uns, die Organe Ihres lauten einstimmigen Willens, eine Ordnung der Dinge vorzubereiten und einzuleiten, wo es — wie sich unser Aller Goethe meines Wissens irgendwo ausgedrückt hat —

von oben billig
von unten willig

hergeht, insofern nämlich letzteres das, wenn auch oft lang-

same, jedoch eben so unausbleibliche Resulsat vom ersteren ist. —

Antrittsrede des Herrn Generals Grafen von Grünne als Königlich Niederländischen Bundesgesandten. Protokoll der deutschen Bundesversammlung, Frankfurt, den 13. April 1818. Fol.

Ungenannt.

— Eben so geht es auch mit unsrer Dankbarkeit, die wohl nicht laut und geschreivoll ist, nicht in Krönungen auf dem Kapitol oder in Akademieen sich offenbart, aber auf viel gründlichere Weise unsre tiefgehende, ernste Innigkeit durch die That darthut, oder können Sie eine größere Belohnung ausdenken, die Goethe'n von den Deutschen geschehen sollte, als die ist, daß Werther ein ordentliches Volksbuch geworden, auf schlechtem Papier, mit Holzschnitten verziert, gleich jenen Büchern von Oktavianus und Genoveva? und zugleich neben diesen Huldigungen der Masse des deutschen Volkes, werden demselben Mann von den ausgezeichnetsten Geistern, in ganz verschiedenen Studien lebend und ganz verschiedene Wissenschaften bildend, die herrlichsten Werke zugeeignet, wie dieses Steffens und Wolf gethan haben, auf eine Weise die klar darthut, daß nicht äußere Verhältnisse oder Würden, sondern die glühende Einwirkung seines durchdringenden Geistes sie dazu veranlaßte. —

Die Versuche und Hindernisse Karls. Eine deutsche Geschichte aus neuerer Zeit. Berlin und Leipzig, 1808. 8. Thl. I. S. 337.

Ungenannt.

K. den 7. December 1817.

Ein Gegenstand fordert und nimmt sich sein Recht; indem ich diese Zeilen an Sie, verehrtester Freund, beginne, drängt es sich mir unwiderstehlich auf, Ihnen vor allen andern Dingen zu sagen, daß ich Goethe'n persönlich kennen gelernt habe; zum erstenmal in meinem Leben hab' ich ihn gesehn, kaum der Gefahr entwunden, ihn unbesucht vorbeizufahren, aber freilich auch nicht ahndend und vermuthend, welcherlei Gut mir dadurch unzugetheilt geblieben wäre! Ich kam Nachmittags gegen 4. Uhr in Weimar an, unmuthig, durchfrostet, nach schlechten Nachtfahrten, auf verdorbenen Wegen, voll ungeduldiger Eile; in dieser Stimmung beschloß ich dennoch zuletzt mein Heil zu versuchen, ließ mich melden, und wurde zu 5. Uhr angenommen. Ein Gang von wenigen Schritten, aber in welcher Erregung legte ich diese zurück! Es war mir, als wenn alles, was ich bei dem Namen je gedacht und empfunden, sich noch eiligst auflösen, und zu einer Persönlichkeit verkörpern sollte, die sich sogleich an der wirklichen, leibhaftig mir gegenüberstehenden, zu prüfen haben würde.

Aber welcher Empfang stand mir bevor! Ich mußte, als ich Goethe'n vor mir hatte, alles fahren lassen, was die langjährige, tiefgenährte Bekanntschaft mit dem Dichter mir einflößen gekonnt, um nur mit dem neubekannten, wirksamen Menschen beschäftigt zu sein, der mild, freundlich, treuherzig, anmuthig, geistvoll, kraftreich mir das Bild eines ganzen Menschen — wenn dieser geringe Ausdruck der hohen Bedeutung fähig ist, — in vollständig ausgebreiteter großartiger, schöner Lebensentwickelung vergegenwärtigte. Das seltne Glück — hier wohl unverdient, doch nicht unwürdig empfangen — einer so milden und biedern Aufnahme, als sei ich ein alter Freund, der längst erwartet worden, mußte mich um so mehr überraschen, als ich die scheue Zurückhaltung, die ihm so oft vorgeworfen worden, in den schriftlichen Berührungen, die ich mit ihm gehabt, nicht ganz hatte vermissen können. Vergebens würde ich Ihnen den Gang, den Inhalt, oder auch nur die Art des alsbald lebhaften Gesprächs zu schildern suchen, es war wie ein Stück Leben, in tausend Wellen fließend, ein Gefühl im Ganzen wirkend ohne die einzelnen Bezüge gesondert festhalten zu lassen; jedes Wort eine Blüthe am Zweige des Baumes, aus der tiefen dunklen Wurzel her, aber selber doch nur als luftigheitres Gebild des Augenblickes erschlossen. Wie jenen hellenischen Fremden zu Athen, die nach mehreren mit Platon verlebten Tagen ihn ersuchten, sie nun auch zu seinem berühm-

ten Namensvetter, dem Philosophen, zu führen, so ging es fast mir, der ich in täuschender Besinnung leicht diesen herrlichen Mann hätte bitten können, mir die Bekanntschaft des ihm gleichnamigen Schriftstellers zu verschaffen. Ich blieb anf Goethe's wiederholtes Anmahnen den ganzen Abend bei ihm, bis Mitternacht sogar; sein Sohn und dessen neuvermählte Gattin waren die einzigen Mitgenossen eines Theils dieser Stunden. Schwer würde ich einige besondre Sprüche aus dem lebenreichen Ganzen aussondern; die festesten, kräftigsten Äußerungen, die feinsten, erfreulichsten Wendungen, voll Gestalt im Hervorkommen, zerflossen mir unter den Händen, wenn ich sie dem Gedächtnisse zum Behalten und Überliefern einprägen wollte. Wir sprachen über alles, Goethe mit ungewöhnlichem — er sagte es selbst — Zutrauen von Dingen, die seine Denkart sonst lieber unerörtert lassen mag; auch über den Geist und die Richtung der Entwickelung der Gegenwart, über die Gestalten der nächsten Vergangenheiten, Napoleon, Franzosen, Deutschland, Preußen; wie freut' ich mich des unerschütterlichen Vertrauens, das ich trotz aller Zwischendinge stets in unsres vaterländischesten Dichters Vaterlandstreue gesetzt! Wie gerecht, einsichtig und unschuldig waren seine Äußerungen in dieser Rücksicht, von wahrem Geschichtsgefühl, so des Augenblicks wie der Jahrhunderte, beseelt! — Goethe kein deutscher Patriot? ein ächter und wahrhafter, wie es jemals einen geben kann! In seiner

Brust war alle Freiheit Germaniens früh versammelt, und wurde hier, zu unser Aller nie genug erkanntem Frommen, das Muster, das Beispiel, der Stamm unsrer Bildung. In dem Schatten dieses Baums wandeln wir Alle. Fester und tiefer drangen nie Wurzeln in unsern vaterländischen Boden, mächtiger und ämsiger sogen nie Adern an seinem markigen Innern. Unsere waffenfrohe Jugend, die höhere Gesinnung, die in ihr wirkte, stehen wahrlich bezugreicher zu diesem Geiste, als zu manchem andern, der dabei besonders thätig gewesen sein will. — Das Leben in kleineren Städten, von größeren Mittelpunkten der neuern Zeit entfernt, hat vielleicht manche Ansicht nicht sogleich in volle Beleuchtung treten lassen, manche Anschauung dunkel gehalten: aber wie nimmt der weise Sinn den kleinsten Schimmer ächten Lichtes, das ihm dargeboten wird, sicher auf, und vertheilt ihn mit Blitzesschnelligkeit über das ganze Bild! — Übrigens ist Goethe alt, und grade darin jung, daß er die Wesenheit des Alters mit gleicher Frische und Wahrheit in sich aufnimmt, wie er jung die Jugend in sich aufnahm; es ist eine Freude des Lebens, im Hintergrunde der Jahre solche Alte möglich zu sehn, wie S*** und Goethe sind; schön von Antlitz und Bildung, kräftig von Haltung und mit hoffnungsvoller Gesundheit steht letzterer noch mitten in des Lebens Thätigkeit, auf Nahes bedacht wie auf Fernes, aber die Zeit beisammenhaltend, und nicht das größere Zurückgelegte ver-

kennend. Im Ganzen giebt das Werk über sein Leben — diese gehaltreichsten Denkwürdigkeiten, in welchen die tiefsinnige Kürze des alten Philosophen mit der homerischen Fülle des alten Dichters vereinigt ist — den Standpunkt, auf welchem er sich als Mensch jetzt befindet, seine Art und Weise des Daseins, ziemlich vollständig und ungefälscht zu erkennen. Mehrere Theile werden noch folgen; eine Art Ersatz für so vieles, das nicht geschrieben zu haben er jetzt bedauert! — Dieses Übergewicht, das die erwartete Wirkung des Dichters so ganz der Wirkung des Menschen unterordnete, und mich von dem ersteren zwar vieles, aber fast nur in Bezug auf den letzteren sehen ließ, wurde mir gleichsam zum Triumphbilde des Mannes, von dessen Anschauen ich die folgenden Tage mit einer sanften Gluth erfüllt blieb, wie nur die außerordentlichsten Begegnisse der innern Welt sie über die Seele verbreiten können, und für das ganze Leben, kann ich nun sagen, bin ich um ein großes Gut reicher! —

K. E. Schubarth.

Zur Beurtheilung Goethe's, mit Beziehung auf verwandte Litteratur und Kunst. Von Schubarth. Zweite vermehrte Auflage. Breslau, 1820. Zwei Bände. 8.

Paläophron und Neoterpe. Eine Schrift in zwanglosen Heften ästhetisch-kritischen Inhalts, bezüglich auf Kunst und Sitte, Religion und Wissenschaft. Herausgegeben von K. E. Schubarth. Berlin, 1823. 8.

1. Über Goethe's Tasso.
2. Deutsches Zwillingsgestirn.
3. Über die Zueignung und das Vorspiel zu Goethe's Faust. rc.

J. St. Zauper.

Grundzüge zu einer deutschen theoretisch-praktischen Poetik, aus Goethe's Werken entwickelt. Von J. St. Zauper. Wien, 1821. 8.

Studien über Goethe. Als Nachtrag zur deutschen Poetik. Von J. St. Zauper. Wien, 1822. 8.

Charles Nodier.

Mélanges de littérature et de critique, par Ch. Nodier, mis en ordre et publiés par Alexandre Barginet. Paris, 1820. 2. Voll. 8.

(Vergleichung Klopstocks und Goethe's, S. d. Wien. Jahrb. d. Litt. 1821. Bd. XV. S. 155.)

Cousin.

Oeuvres dramatiques de J. W. Goethe, traduites de l'allemand; précédées d'une notice biographique et littéraire sur Goethe. Paris, 1821. 4. Voll. 8.

Prospectus.

Dans un moment où les littératures étrangères commencent à s'introduire en France, où la traduction justement estimée des œuvres dramatiques de Schiller attire l'attention du public sur le théâtre allemand, et ouvre à la critique et à l'émulation une nouvelle carrière, nous croyons qu'on ne verra pas sans intérêt la publication des ouvrages dramatiques de l'illustre Goethe, que l'on peut regarder comme le représentant le plus complet de l'école tragique allemande. En effet, Goethe, notre contemporain, qui vit aujourd'hui à Weimar, plein de verve et de génie à soixante-douze ans, Goethe a assisté à la naissance de la révolution que Lessing introduisit sur la scène allemande; lui-même il fut un des plus puissans auteurs de cette révolution, il en vit les différentes phases

et tous les développemens, toujours à la tête de ses mouvemens divers, toujours indépendant des directions qu'il créait ou secondait, toujours supérieur à ses propres écrits, comme à ceux des autres, toujours original et par conséquent varié, ne reconnaissant d'autre guide et d'autre loi que la nature même des divers sujets auxquels il appliquait son génie, des époques diverses dont il présentait le tableau. Tour-à-tour classique et romantique, il donne l'élan à ce genre de composition qui reproduit les mœurs, la religion et les caractères du moyen âge, et au lieu de limiter l'imagination et la poésie à cette seule époque du genre humain, il cherche dans l'antiquité grecque des tableaux non moins variés et non moins frappans. L'Iphigénie en Tauride est le modèle le plus parfait d'une tragédie antique, comme Gœtz de Berlichingen a servi d'exemple aux peintures dramatiques du moyen âge. Goethe est le poëte d'Allemagne qui a le mieux senti que la poésie n'a point de bornes, et qu'elle peut tout peindre, que toutes les époques de l'humanité ont leurs caractères, et qu'en portant les fers de tel ou tel genre, en se resserrant dans les limites de telle ou telle époque, en perdant sa liberté et son indépendance, la poésie perd aussi son plus grand charme. La muse théâtrale évoque à son gré sur la scène les mœurs de la Tauride et celles de la Thuringe, la cour de Ferrare, la place publique de Bruxelles, et le sombre cabinet où l'étude et le doute troublent

et égarent l'imagination de Faust. La fécondité et la variété sont les attributs de sa puissance; elle peut tout représenter, pourvu qu'elle représente tout avec fidélité. C'est là précisément l'inimitable talent qui élève Goethe au-dessus de ses émules, au-dessus de Schiller qui lui doit ses meilleures pièces. Wallstein et Guillaume-Tell sont des imitations de Gœtz de Berlichingen. Avant Goethe, Schiller ne s'était point élevé à cette sévérité de méthode dramatique. Cette méthode est si pure qu'elle échappe à des yeux superficiels, et c'est là son plus grand triomphe. Les choses sont tout dans les ouvrages de Goethe, et le poëte reste en dehors de ses créations. Sous ce rapport on ne peut comparer Goethe qu'aux poëtes les plus purs de l'antiquité; c'est l'Homère de la tragédie, Homère peignant, non pas une seule époque, mais toutes les époques; des hommes, des passions aussi différentes entr'elles que les temps auxquels elles appartiennent. Au reste, nous ne pouvons mieux faire que de renvoyer le lecteur à l'excellente analyse que madame de Staël a donnée du théâtre de Goethe dans son livre de l'Allemagne.

K. E. Oelsner.

Paris, den 3. März 1823.

— Goethe ist die recht eigentliche Ehrenkrone der deutschen Litteratur. Ihn, und nur ihn, kann man dem Auslande mit voller Zuversicht nennen. Wir sind nicht so übermäßig reich an großen Männern, um den Einen leichtsinnig verunglimpfen zu lassen. Doch während in der Heimath Manche den genialen Greis verkleinern möchten, tragen die Franzosen seinen Ruhm zu den Zinnen des Olymps. Sie werden es aus beifolgender Übersetzung sehn. An einige Mängel derselben, einige Mißgriffe, müssen Sie sich nicht stoßen, dergleichen sind in solch neuen Verhältnissen unvermeidlich. —

Von Saur.

Des hommes célèbres de France au dix-huitième siècle etc. Par M. Goethe. Traduit de l'allemand par M M. de Saur et de Saint-Géniés. Paris, 1823. 8.

L'homme célèbre à qui l'on doit l'ouvrage dont nous faisons paraître aujourd'hui la traduction, est considéré comme le plus grand écrivain que l'Allemagne ait vu naître. Ceux même qui auraient eu le plus de titres à lui opposer, tels que Schiller, Wieland etc. reconnaissaient sa supériorité par leurs hommages. Il leur a survécu, et c'est sur sa tête que la gloire littéraire de la Germanie repose aujourd'hui tout entière. —

— — — — — — —

M. Goethe a publié en 1813. la première partie des *Mèmoires de sa vie.* Ils sont pleins de choses curieuses; comme Jean-Jacques dans ses *Confessions*, l'auteur allemand répand du charme sur les plus petits détails par de piquantes réflexions, par l'art de raconter, par des digressions beaucoup plus importantes que les faits auxquels elles se rattachent. Le récit de l'auteur s'arrête après

ses voyages en Italie. Il serait bien à souhaiter qu'il publiât la continuation de ses *Mémoires*. Des circonstances récentes, par exemple, le détail de sa conversation avec Napoléon, à Erfurt, en 1807, exciteraient vivement l'intérêt des lecteurs.

La collection des *Oeuvres de Goethe* a été publiée à Tubingue, de 1806. à 1810. C'est en considérant le grand nombre de bons ouvrages qui la composent, c'est en contemplant cet ensemble imposant de travaux, que les Allemands s'écrient avec orgueil: *Goethe est notre Voltaire*! D'après l'admiration que l'auteur du comte d'Egmont a toujours professée pour celui de Zaïre, c'est l'éloge dont il a dû être le plus flatté. On peut en effet saisir entre eux bien des traits de ressemblance. L'un est regardé comme le plus grand écrivain de la France, l'autre de la Germanie. L'un et l'autre ont possédé le talent d'écrire avec une égale supériorité en prose et en vers. Comme Voltaire, M. Goethe a réussi dans presque tous les genres même les plus opposés. Comme Voltaire, il rassemble en lui seul deux hommes qu'on voit rarement réunis, un grand poète, et un grand philosophe; de là vient sa prodigieuse influence sur les opinions de ses compatriotes; en même temps qu'il éclairait les esprits, il entraînait les cœurs; et son génie était à la fois une force et une lumière. Le philosophe prêtait au poète sa pénétration, sa profonde connaissance du cœur humain; le poète com-

muniquait au philosophe son âme ardente et passionnée. Mais il faut dire aussi que dans M. Goethe souvent ces deux hommes vivent mal ensemble; souvent le philosophe s'irrite contre le poète, et lui reproche d'avoir perdu à peindre les passions et leur délire le temps qu'il aurait pu consacrer à faire triompher la raison. „Goethe (dit l'auteur de l'Allemagne) se plaît à briser les fils qu'il a tissus, à déjouer les émotions qu'il excite, à renverser les statues qu'il a fait admirer. Lorsque dans ses fictions il inspire de l'intérêt pour un caractère, bientôt il montre les inconséquences qui doivent en détacher. Il dispose du monde poétique comme un conquérant du monde réel, et se croit assez fort pour introduire comme la nature le génie destructeur dans ses ouvrages.“ Ce n'est point, comme le suppose madame de Staël, de dessein prémédité que M. Goethe se plaît à élever des idoles pour les abattre; cette apparente contradiction est l'effet naturel et involontaire du désaccord qui existe en lui quelquefois entre le poète et le philosophe. Il y a combat dans son âme: tantôt son ardente imagination l'emporte, tantôt l'avantage reste à sa raison supérieure.

Un pareil contraste de sentiments et d'opinions se remarque dans sa conversation, qui n'en devient par là que plus originale et plus piquante, et dans laquelle on trouve les divers genres de mérite qui brillent dans ses écrits.

La nature l'a traité en favori; elle a joint à ses ta-

lents des dons non moins précieux, une santé robuste, une figure noble et majestueuse; ses traits comme son esprit ont prolongé leur jeunesse au-delà du terme marqué aux autres hommes. Agé de plus de soixante-dix années, il n'avait pas un cheveu blanc. A cette occasion, un de ses compatriotes lui adressa des vers dont les derniers peuvent ainsi se traduire en français:

Sous ses mille lauriers sa tête rajeunie
Ignore encor les cheveux blancs:
Il oppose à l'hiver des ans
L'éternel printemps du génie.

Il a possédé encore de plus rares avantages: accueilli des princes, admiré du public, il a joui paisiblement de sa renommée; on lui rend des honneurs dans sa patrie, on n'y défend pas ses ouvrages. Durant tout le cours de sa longue carrière, il a offert la preuve d'une vérité honorable à ses concitoyens, c'est qu'en Allemagne les hommes illustres sont moins qu'ailleurs en butte aux fureurs de l'envie, qui, dans d'autres contrées, souvent les proscrit pendant leur vie, et poursuit encore leur mémoire long temps après qu'ils ne sont plus.

Johann Heinrich Voß.

Auch reizt uns Vaterlandsgesang,
Der lieblich weiser Freud' erklang:
Dein süßes Lied, Altvater Gleim,
Süß wie Hymettus Honigseim;
Und deins, o Geßner, Tempe's Hirt,
Der sich ins Zürcherthal verirrt;
Auch, Lessing, deins, der deutsche Art
Mit Griechheit, unerkannt, gepaart;
Deins, Goethe, freudiger Apoll;
Und Schiller, edles Taumels voll.

Allegro. 1792. Lyrische Gedichte von J. H. Voß. Königsberg, 1802. 8. Bd. IV. S. 202.

August Wilhelm von Schlegel.

Die Kunst der Griechen.

Elegie.

An Goethe.

Kämpfend verwirrt sich die Welt, und neue Verhängnisse stürmen
Dir, kunsthegendes Land, Hellas geliebteres Kind,
Dunkel heran; es versinkt in erneuerten Flammen Korinthus,
Und der Proconsul häuft wieder in Schiffe den Raub,
Stolz den Ersatz androhend; gefesselte Geniuswerke
Führt barbarischer Pomp wiederum auf in Triumph.
Du indessen enthüllst, der hellenischen Muse Geweihter,
Goethe, mit sinnendem Blick, mancherlei Wundergebild,
Wie es emporstieg einst in dem Geist promethëischer Männer;
Ruhig beschwörend den Wahn, welcher nur gafft und verkennt.
Dir entringeln die Schlangen um Ilions Held und die Knaben
Ihre Gewinde: wir sehn, wie die bewaffnete Kunst
Zögernd der Götter Gerichte vollführt; die schonende Hand goß
Linde der Anmuth Oel über den duldenden Stein.
So hebt Niobe dort die verstummenden Blicke zum Himmel,
Groß gewendet; ihr haucht um den geöffneten Mund

Heilige Charis, die zürnet und fleht: ach, wenn sie erstarrt noch
  Sahe Latona so schön, mußte, zu spät, sie verzeihn!
Leih den Gestalten dein bildendes Wort; aus verbrüdertem Geiste
  Freundlich zurückgestrahlt, spiegle sich Kunst in der Kunst.
Was der Genius hegt, der schirmende, wohnt in dem Frieden
  Einer geweiheten Brust frei von der Erde Gewalt.
Da verwahrest du sicher, was gern dir Ausonien zeigte,
  Flüchtend vor der Gefahr wählt' es ein reines Asyl.

— — — — — —

— — — — — —

Fließet die Sprach' uns nicht, von selbst Melodie, von der Lippe,
  Wiegt kein südlicher Lenz, über dem Muttergefild
Wehend, uns leicht durch's Leben: so gab uns strenger Erzognen
  Doch den unendlichen Trieb spielender Freude der Gott.
Dir vertraut' er, o Goethe, der Künstlerweihe Geheimniß,
  Daß du im Heiligthum hütest das Dichtergesetz.
Lehre denn dichtend, und führe den Weg zum alten Parnassus!
  Wie? du schwindest dem Blick höher empor zum Olymp?
Wie einst Eos den Liebling, so nimmt im geflügelten Wagen
  Liebend die Muse dich auf, doch sie entreißet dich nicht.
Schwebend über den Werken der Sterblichen, streuet sie Rosen
  Aus dem Gewölk, des Tags holde Verkündigerin.

Athenäum. Berlin, 1799. 8. Bd. II. St. 2.

Friedrich von Schlegel.

Kühn drum wandl' ich auf einsamer Spur, doch kundig des Weges,
Achte nicht auf den Staub folgend dem hellen Gestirn.
Klar erkenn' ich mich selbst und klar das ganze Verhältniß,
Alle die Häupter der Zeit, mitten im Kampf und am Ziel.
Lessing und Goethe, die haben die Bildung der Deutschen gegründet,
Würdiger Quell warst du, heiliger Winkelmann, einst!
Was den Beiden entrissen die Parze, das gab sie dem Einen,
Kränzet die freundliche Stirn reichlich mit ewigem Grün. —

Herkules Musagetes. 1799. S. 5.

August Wilhelm von Schlegel.

Sonett.

Bewundert nur die feingeschnitzten Götzen,
Und laßt als Meister, Führer, Freund uns Goethen:
Euch wird nach seines Geistes Morgenröthen
Apollo's goldner Tag nicht mit ergötzen.

Der lockt kein frisches Grün aus dürren Klötzen,
Man haut sie um, wo Feurung ist vonnöthen.
Einst wird die Nachwelt all die Unpoeten
Korrekt versteinert sehn zu ganzen Flötzen.

Die Goethen nicht erkennen, sind nur Gothen,
Die Blöden blendet jede neue Blüthe,
Und, Todte selbst, begraben sie die Todten.

Uns sandte, Goethe, dich der Götter Güte,
Befreundet mit der Welt durch solchen Boten,
Göttlich von Namen, Blick, Gestalt, Gemüthe.

Athenäum. Bd. III. St. 2. S. 343.

Ludwig Robert.

An Goethe.

Ich nah' mich Dir mit kindlichem Vertrauen,
Und einer ganz von Dir erfüllten Seele.
Nicht Huldigung vermag ich Dir zu bringen;
„Und hätt' ein tausendfaches Werkzeug mir
Ein Gott bei meiner Wiege dargebracht;
Und hätte gleich der Musen Göttlichste
Vor Allen aus der Menge mich gewählt
Und freundlich-süß die Lippe mir geküßt."
Ja, käm' ich selbst mit einer edlen Schaar
Der größten Dichter herrlich Dir entgegen,
Und fielen Alle freudig vor Dir nieder,
Anstimmend, hymnisch, einen Wettgesang,
Daß weit durch alle Zeiten hin Dein Lob,
Daß durch die Welt es bis zum Himmel tönte;
Noch ist die Zeit zu lieben Dich, nicht reif,
Noch giebt es Pöbel, der dich nicht erkannt,
Die Bessern selbst verstehn Dich nicht zu achten,
Und augenblicklich nur ist's mir gelungen
In Deiner Dichtung Heiligthum zu dringen;
Da hab' ich selber mich erkannt, „da lag
Die Welt so weit, so offen vor mir da,
Und Deines Geistes, Deines Busens Lieder,

Sie drangen leuchtend, wie die ew'gen Sterne
Rings um mich her, unzählig aus der Nacht,"
Daß Thränen der Bewundrung ich vergoß.
Und wollt' ich dann die Last von Lieb' und Achtung
In Tönen von dem vollen Busen schütten,
Entflossen dem Begeisterten nur immer
Die treffend-wohlgefügten, Deine Worte.
Mit eigner Sprache soll man Dich nicht preisen;
Ich fühlt' in Deiner Größe meine Ohnmacht. —
Da dacht' ich Deiues trosterfüllten Wortes:
„Auch selbst der Homeriden Letzter ist
Es schön, zu sein"; da fühlt' ich mich erhoben,
Von Deinem Geist befruchtet meine Seele,
Und freudig-zitternd griff ich nach der Leier. —
„Es bildet ein Talent sich in der Stille,"
Und jahrelang war emsig ich verschwiegen,
Anstrengend in der Einsamkeit die Kraft;
Doch heute hat der Drang mich Dir zu nahen,
Der ältern Freunde „gutgemeiuter Wunsch
Mir endlich den verschloßnen Muud gelöst."
Ich trete in die Welt — und aller Welt
Bekenn' ich es mit stolzer froher Stimme,
Daß Du mein Vorbild, Du mein Meister bist,
Und laut und kühn nenn' ich mich Deinen Schüler. —
Nicht Huldigung vermag ich Dir zu bringen,
„Und wie der Mensch nur sagen kann: Hie bin ich!
Daß Freunde seiner schonend sich erfreuen,
So kann ich auch nur sagen: Nimm mich hin!" —

1803.

Jens Baggesen.

Palinodie.

Der zarten Unschuld kühle Morgenröthe —
Das schüchterne Gefühl der ersten Liebe;
Die Christusoffenbarung meiner Jugend;
Die zitternde Bekämpfung wilder Triebe;
Die gar zu herbe, noch nicht reife Tugend;
Was früh zur Kunst des Dichters Seele wendet —
Entfernte lang mein krankes Herz von Goethe.

Der freien Weisheit warme Mittagssonne —
Das Gleichgewicht errungen durch Erfahrung;
Des Mannes größre Gottesoffenbarung;
Der vollempfundnen Liebe ganze Wonne:
Was zu Natur der Dichtung Kunst vollendet —
Zog den nicht länger unberufnen Richter
Zurück zum größten aller deutschen Dichter.

Schiller und Goethe.

Wer ist erhabner? Im ewigen Flug lichtvoller Gedanken
Schwebet der Schiller'sche Geist, gleich der unendlichen Zeit;
Und in unendlicher Ruh', ausströmend die Gluth der Empfindung,
Dehnt sich das Goethische Herz, gleichend dem ewigen Raum.

Der Meister.

Zwischen Racinens gefälligem Fleiß, und des muthigen Shakspear's
Wilder Natur, in der Mitt'; aber erhöht — in der Kunst
Göttlichen Einfalt — steht der Dichtung strahlender Gottmensch
Goethe, der Mittler, und spricht: Kinderchen! kommet zu mir!

Die Jünger.

Möchten sie hören den Ruf, die lieben poetischen Kleinen —
Nicht ihn hören allein; auch ihn gebührlich verstehn,
Kinder zu sein sich bestrebend, nicht bloß in kindischem Scherzen;
Aber, was wichtiger scheint, auch in dem kindlichen Ernst!

Heideblumen. Amsterdam, 1808. 8. S. 197. rc.

Johann Heinrich Voß.

Sonett an Goethe.

Auch du, der, sinnreich durch Athene's Schenkung,
Sein Flügelroß, wann's unfügsam sich bäumet,
Und Funken schnaubt, mit Kunst und Milde zäumet,
Zum Hemmen niemals, nur zu freier Lenkung:

Du hast, nicht abhold künstelnder Beschränkung,
Zwei Vierling' und zwei Dreiling' uns gereimet?
Wiewohl man hier Kernholz verhaut, hier leimet,
Den Geist mit Stümmlung lähmend und Verrenkung?

Laß, Freund, die Unform alter Trubaduren,
Die einst vor Barbarn, halb galant, halb mystisch,
Ableierten ihr klingelndes Sonetto;

Und lächle mit, wo äffische Naturen
Mit rohem Sang' und Klingklang' afterchristisch,
Als Lumpenpilgrim, wallen nach Loretto.

Bayerische Staatsbibliothek München

Adam Oehlenschläger.

Vergleichung.

(Voß, Tieck, Goethe, Jean Paul.)

Der Erste steht als reine Form;
Der Zweite bleibt im Stoff enorm;
Der Dritte einet schön die Zwei;
Der Vierte fühlt wie alle Drei.

Der Erste lebt in Griechenland;
Der Zweite lebt im deutschen Land;
Der Dritte lebt, wie's ihm gefällt;
Den Vierten trifft man in der Welt.

Der Erste meint: So ist es recht;
Der Zweite sagt: So ist es schlecht!
Der Dritte schweigt, und macht es gut.
Der Vierte macht es schlecht und gut.

Ich schätze hoch des Ersten That;
Den Zweiten lieb' ich früh und spat;
Ich bete fast den Dritten an;
Der Viert' ist eben recht mein Mann.

Nachschrift.

Ein Jeder macht's so gut er kann!

Gedichte von Adam Oehlenschläger. Tübingen, 1810. 8.

Daniel Amadeus Atterbom.

Dock din friskaste krans bind from åt Tidens Apollon,
Som, ungdomligt antik, thronar i Sångens Olymp
Goethe har sett Poesiens gestalt: på den korades läppar
Tryckte ambrosiska mön varmt en föryngrande kyss,
Och åt sin evige brudgum hon gaf, till tecken, en stämma,
Der hon i samklang smält Shakspeare's och Euripidès.

Phosphoros. Månadskrift. Upsala, 1810. 8. p. 98. 99. etc.

Ungenannt.

Goethe's Werke.

Nein! Er altert euch nicht; vergebens harret ihr laurend,
Daß ihm wechselnde Zeit raube den blühenden Schmuck!
Kind und Jüngling und Mann sind hier nicht Stufen des Alters;
Immer zugleich keimt, blüht, reifet des Genius Kraft.
Ziehn auch Wolken einmal am Himmel vorüber: es trifft euch
Xenienwetter, er klärt immer sich göttlicher auf.

1805.

Karl Ludwig von Knebel.

An Goethe.

Kränze jeglicher Art hast du dir geflochten, und keine
Blume, kein Zweig, der ziert irgend ein dichtrisches Haupt,
Oder den Pallas ertheilt dem trautesten Liebling, ist fremd mehr
Deiner Scheitel; dir gab sein ihm geheiligtes Laub
Jeglicher Gott im glänzendsten Schmuck: es strahlt von der Stirne
Herrlicher, als an der Brust Zeichen verschwendrischer Gunst:
Nimm dir anjetzt, was der Frühling gebiert, die Blümchen der Erde,
Dich zu erwecken zur Lust, nimm dir von Veilchen den Kranz.

Sammlung kleiner Gedichte. Leipzig, 1815. 4. S. 56.

Wilhelm Nienstädt.

Goethe.

Elegie.

— — — — — — —

Schwebt ja der Dichter allein durch Nah' und Fernes mit Allmacht,
Und so brachtest du mir Muth und Gelingen und Trost!
Hilf mir auch itzt, denn du kannst, der du selbst hier staunend geweilet,
Dem vor Allen Natur magische Worte vertraut;
So gehorchen dir auch der Vorwelt mächtige Geister,
Oft zu bedeutsamen Spiel hast du von dort sie geweckt.
Und nun forschet in sinnender Eil' mein treues Gedächtniß,
Manch ein unsterblich Gedicht singt es, mich tröstend, dir nach:
Deine Gebilde, sie lauschen erwacht, in sanftem Gedränge,
Aber vor Allen getreu weilt Euphrosyne bei mir.
Mächtig wirkst du, und nah'! Es schweigen im Busen die Stürme,
Während gemach, wie ein Traum, selige Ruhe mich wiegt. —

Gedichte vermischten Inhalts. Von Wilhelm Nienstädt. Berlin, 1820. 8. S. 137.

Friedrich Schulz.

An Goethe
am 28. August 1819.

Naht Ihm heut alle freundliche Gestalten,
Die jemals Seinem Blicke sich gezeigt,
Begrüßet Ihn, den jugendlichen Alten,
Belebt euch frisch und neu, daß ihr Ihm gleicht.
Er wird euch fest an Seinem Herzen halten,
Denn wer, wie Er, die Menschengröß' erreicht,
Dem blüht nur in Erinnerung das Hoffen; —
Dem ist der Himmel rück- uud vorwärts offen!

Berlinische Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen. 1819. Nro. 103.

Friedrich Förster.

Goethe's Geburtstag.

Gesungen von der neuen Liedertafel in Berlin am 28. August 1819.

Zu Frankfurt an dem Main geboren,
(Die Stadt liegt in dem Reich da drauß,
Vor Zeiten fest mit Wall und Thoren
Und mit dem alten Römerhaus),
Zu Frankfurt an dem Main geboren
Ward uns ein Knäblein stark und schön,
Zu hohen Ehren auserkoren,
Zu hohen Dingen ausersehn.

Will Keiner ihm die Sterne deuten
Und sagen von der fernen Lust,
Und was die Himmlischen bereiten
Am achtundzwanzigsten August?
Wie sie geheime Kraft ihm reichen
Und führen ihn in's Leben ein,
Die Sonne in der Jungfrau Zeichen,
Der volle Mond im Gegenschein!

Kein Weiser hat ihn angekündet,
Kein Seher von ihm Meldung thut,
Ihm aber ward das Herz entzündet,
Der Geist mit gotterfüllter Gluth.

Ob auch das röm'sche Reich in Trümmer,
In Scherben auseinanderfällt,
Des deutschen Volkes Ruhm für immer
Bewahrt der neugeborne Held.

Und schlecht und recht nach alter Sitte,
Die schwarzen Mäntel angethan,
Den Kantor brummend in der Mitte,
Tritt nun der Schüler Chor heran;
Sie stellen sich im halben Kreise,
Sie singen alle wohlgesinnt,
Sie loben Gott nach ihrer Weise,
Und Wolfgang Goethe heißt das Kind.

Chor der Schüler.

Die Sonn' ist mild,
Die Hügel glühn,
Die Traube schwillt,
Die Wolken ziehn;
Es strömt der Regen
Der Erd' entgegen,
An Gottes Segen
Ist alles gelegen.

Und wie die Bluet
In Frühlingslust
Das Kindlein ruht
An der Mutter Brust,
Du sollt es pflegen,
Am Herzen hegen,
An Gottes Segen
Ist alles gelegen. Amen.

Schlußvers.

Wohlan! wir haben es erfahren,
Wie sich bewährt des Segens Kraft,
Und was in siebzig frischen Jahren
Ein deutsches Dichterherz erschafft.
Dein Angedenken rief uns heute,
Dir, Wolfgang Goethe! gilt der Sang,
Dir tönet hier zum Festgeläute
Der helle goldne Becherklang!

Berlinische Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen. 1819. Nr. 105.

Ehrenfried Blochmann.

Am 28. August 1821.

Nehmt's All in Allem kurz: Er ist ein Mann;
Wir sehen nimmer wieder seines Gleichen.
Und davon ist das erst' und letzte Zeichen:
Daß Er kann, was Er will, will, was Er kann.

Nicht Willkühr ist's, die je sein Werk ersann.
Natur und Kraft Ihm Stoff und Formen reichen;
Drum steht's dann fest, wie Fels und deutsche Eichen,
Nothwendig, ewig, wie die Parze spann.

So hat Natur sein eignes Sein begründet,
Daß Flamm' und reines Licht uns gleich erfreun,
Achill und Nestor stets in Ihm verbündet.

Zwei Menschenalter sah Er schon entschweben;
Er wird, wir hoffen's, bitten's Gott auf's neue,
In Jugendkraft auch mit dem dritten leben!

Zeitung für die elegante Welt. 1821. Den 21. Oktober.

Friedrich Förster.

Die Musen und Grazien der Mark.

(Dieses Gedicht wurde nach einer Komposition von Zelter auf dem Landhause des Herrn Geh. Ob. Regier. Raths Schulz in Buch bei Berlin am 28. August 1822. gesungen, wo der Geburtstag des Dichters von theilnehmenden Freunden und Freundinnen gefeiert wurde.)

Freudig treten wir herein,
Bleiben heut nicht ferne,
Grüßen an dem frohen Tag
Gute Freunde gerne.
Und wir wissen, wem es gilt,
Und wir sind's zufrieden,
Daß der Schultheiß in das Dorf
Uns hieher beschieden.

Hat uns auch der Dichter einst
Tüchtig ausgescholten,
Da wir seinen hohen Ruf
Nicht vernehmen wollten;
Sind wir schon zu dieser Frist
Traulich ihm verschwistert,
Denn wir blieben hier zu Land
Doch nicht ganz verbiestert.

Wurden wir doch in Berlin
Selber noch begeistert,
Da der Spuk von Tegel sich
Unsres Sinn's bemeistert.
Und ein Wirthshaus fanden wir
Wirklich sonder Gleichen,
Trinken heut kein saures Bier
Drüben in Werneuchen.

Auch zu Felde zogen wir
Über'n Rhein hinüber,
Haben dort mit ausprobirt
Das Kanonenfieber;
In Champagne haben wir
Uns manifestiret,
Und zuletzt selbst in Paris
Glücklich triumphiret.

Wie es nun dem Dichter so
Brav mit uns gelungen,
Hat er auch den andern Feind
Ritterlich bezwungen.
Newton ruft aus fernem Grab:
„In Berlin, auf Ehre!
Lehret Henning öffentlich
Goethe's Farbenlehre.“

Götter nehmen willig an,
Was sie uns gegeben,
Ceres ihren goldnen Halm,
Bacchus seine Reben.

Himmelslicht und Liedeslust
Gab uns unser Dichter,
Nehm' er gern von uns zurück
Lied und Liebeslichter!

Flieg. Bl. gedr. Berlin, 1822.

M.

Götz von Berlichingen, mit der eisernen Hand. Ein Schauspiel. 1773. 8.

Wir zeigen unsern Lesern jetzo ein Drama an, bei dem unsere kritischen Linné's staunen, und ungewiß sein werden, in welche Klasse sie es setzen sollen: ein Stück, worin alle drei Einheiten auf das grausamste gemißhandelt werden, das weder Lust- noch Trauerspiel ist: und doch das schönste interessanteste Monstrum, gegen welches wir hundert von unsern komisch-weinerlichen Schauspielen austauschen möchten. —

Wir wissen nicht, ob der Verfasser das Glück oder Unglück haben wird, mehr solche schwache Leser anzutreffen, als wir aufrichtig gestehen, daß wir gewesen sind. Wir hatten dies Schauspiel, wie der Verfasser es nennt, schon mehrmalen gelesen, und glaubten, daß wir durch diese so kurz hinter einander wiederholte Lektür unsere Empfindungen bis auf einen Grad von Mäßigkeit herabgestimmt hätten, der nöthig ist, um allen den angenehmen sowohl, als unangenehmen Eindrücken einer Lektür nachzuspüren, und, ruhig über unsere Vergnügungen rai-

sonniren zu können. Aber diese ersten Versuche waren noch immer vergeblich: ehe wir es uns versahen, waren wir wieder mitten im Taumel der Empfindung, und alle Regeln, selbst der Vorsatz zu kritisiren, verschwanden, wie Schattenbilder, vor dieser kräftigen Sprache des Herzens.

Wahrhaftig denjenigen würden wir sehr bedauren, der Muße genug gehabt hätte, während der ersten Durchlesung dieses interessanten Stücks zu bemerken, daß der Verfasser fast auf allen Seiten gegen die Vorschriften der Kritik gesündiget: uns war dies das sicherste Kriterium des Genies, daß der unbekannte Verfasser uns in einer so fortdauernden Täuschung, und in einem so ununterbrochenen Genusse erhalten hatte, die uns nicht erlaubten, an Urtheil und Vergleichung zu denken. — — Wir würden Feinde unsers eigenen Vergnügens sein, wann wir ein kühnes Genie, das die Schranken der Dichtkunst so sehr erweitern, und so viele unbebaute Gefilde urbar zu machen, die Absicht hat, gleich im Anfange abschrecken wollten. — —

— Aber alle diese kleine Mängel werden durch den unvergleichlichen nirgends ermatteten Dialog, durch das große Talent, rührende Situationen zu erfinden, und wie Shakespear durch die kleinsten unbeträchtlichsten Umstände den Leser in gewaltsame, hinreißende Empfindungen zu versetzen, endlich durch die meisterhafte, den Personen und

Situationen stets angemessene Sprache, und den allenthalben herrschenden, niemahls prahlenden philosophischen Geist unmerklich gemacht. — Selten unterwirft sich der Verfasser dem Zwange der klügelnden Kritik, bleibt aber den Eingebungen des Genies und des Herzens desto getreuer. — Allenthalben ein so warmer, innigst beschäftigender Dialog, der, fast möchten wir es sagen, Erzählung selbst in Aktion verwandelt! — Gewiß so sehr als Shakespear, hat der Verfasser die Sprache seines Dialogs, nach den herrschenden Empfindungen einer jeden handelnden Person zu stimmen, und noch mehr als der Engländer sich in Acht zu nehmen gewußt, wahre Empfindungen nicht durch eine Fluth von prächtigen Deklamationen und Moralen zu ertränken. Das ganze Drama ist ein Beweis dieses so seltenen Talents: nirgends aber hat der Verfasser es in einem größeren Lichte gezeigt, als in der vortrefflichen Scene, wo Maria den sterbenden Weislingen besucht. —

Von Shakespear's hohem Genius geleitet, findet der Verfasser in den gleichgültigsten Handlungen reichen dramatischen Stoff, und schafft sie mit bildender Hand in die hinreißendsten Auftritte um. Man lese die Scene S. 134. und besonders die darauf folgende, wo Götz bei einem Heldenmahle mit dem fröhlichsten und lebhaftesten Muthe, weder durch das ausgestandene Ungemach, noch durch die traurigen Aussichten geschwächter Empfindungen der

Freiheit, seinen letzten Wein eintröpfelt. Nie ist eine so rührende Gesundheit ausgebracht worden: und der müßte in der That verstockte Drüsen haben, der nicht erst seine Augen auszutrocknen nöthig hätte, bevor er weiter lesen könnte.

— Neue aus dem Innersten der menschlichen Seele hergeholte, und nachlässig hingeworfene Beobachtungen wird man sehr häufig finden. — Selbst die dem Verfasser eigenthümliche Laune ist mit tief eindringender Philosophie genährt, und erregt mehr Nachdenken, als bachanalisches Lachen. —

Der teutsche Merkur. 1773. Bd. III. S. 267—287.

Christoph Martin Wieland.

Über das Schauspiel, Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand.

— Ferne sei es von mir, daß ich den Verfasser des Götz von Berlichingen — der eine eigene Freude daran haben soll, Personal-Satyren auf den Ersten den Besten, der ihm in den Wurf kömmt, zu machen — durch diese kleine Apologie bestechen wollte, meiner zu schonen, wenn es ihm einmal wieder einfallen sollte, in einem Anstoß von Laune sich lustig mit mir zu machen! Ich gönne einem jeden seine Freude, und wiewohl der Muthwille an einem Knaben eine Unart ist, so wünschte ich mir doch keinen Jungen, der nie in dem Falle wäre, die Ruthe zu verdienen. Junge muthige Genien sind wie junge muthige Füllen; das strotzt von Leben und Kraft, tummelt sich wie unsinnig herum, schnaubt und wiehert, wälzt sich und bäumt sich, schnappt und beißt, springt an den Leuten hinauf, schlägt vorn und hinten aus, und will sich weder fangen noch reiten lassen. Desto besser! denn wenn es, ut iniquae mentis asellus, die Ohren sinken ließe, und die Lenden schleppte, würde jemals ein Bucephalus oder

Brigliador daraus werden können? Praecipitandus est liber spiritus — Da ist kein ander Mittel! Man muß die Herren ein wenig toben lassen; und wer etwa von ungefähr — denn sie meinen es selten so übel — von ihnen gebissen oder mit dem Huf in die Rippen geschlagen wird, betrachte sich als ein Opfer für das gemeine Beste der gelehrten Republik, und tröste sich damit, daß aus diesen nämlichen wilden Jünglingen, sofern sie glücklich genug sein sollten in Zeiten auszutoben, noch große Männer werden können; wiewohl dies freilich dem einen und andern schon mißlungen ist, und auch fernerhin zuweilen mißlingen dürfte.

— Genie, Wissenschaft, gutes Herz! dies ist just als ob jemand Feuer im Busen trüge, das kann nicht lange verborgen bleiben! Und so wie ich mich kenne, bin ich gewiß, daß wir am Ende noch sehr gute Freunde werden müssen. Aber zu unserm Götz von Berlichingen!

Immerhin sei dies Schauspiel — das man nicht aufführen kann — bis uns irgend eine wohlthätige Fee ein eigen Theater und eigene Schauspieler dazu herzaubert — immerhin sei es ein schönes Ungeheuer. Möchten wir viele solche Ungeheuer haben! Der Fortschritt zu wahren Meisterstücken würde dann sehr leicht sein. Wer hat es gelesen, ohne zu fühlen, (wenn er auch nicht sagen konnte, wie und warum) daß ihm nicht leicht eine andre Lektüre (immer nehme ich Emilie Galotti aus) mit solcher

Gewalt ergriffen, so stark interessirt, so mächtig erschüttert, so durchaus vom ersten Zug bis zum letzten in die Begeisterung des Dichters hineingezogen, und aus ununterbrochene Anschaun der lebendigen Gemählde, die er, ut Magus, vor unsern Augen vorbeiführt, angeheftet habe? — Welche Wunder sollte der Genie, der dies gethan hat, nicht auf unserer Schaubühne wirken können, wenn es ihm einfiele, Schauspiele zu schreiben, die man aufführen könnte?

Aber was der Dichter antworten wollte, wenn man ihn fragte: warum er sein Drama gerade in fünf Akte getheilt habe? — Wenigstens nicht dem Aristoteles zu gefallen. Er hätte, nach seiner Weise, vier, sechs, sieben, und, wenn es ihm beliebt hätte, siebenmal sieben Akte machen können. Die chinesischen Schauspieler führen Tragikomödien auf, die oft acht Tage währen, sagt man uns. Warum sollten wir an einem Drama, das nicht zum Aufführen bestimmt ist, nicht acht Tage lesen können? Wollte Gott, Götzens Verfasser gäb' uns ein ganzes Jahrhundert in einer tragikomischen Farce, die im Geiste seines Götzens geschrieben wäre: möchte sie doch dreihundert und fünf und sechzig Akte haben!

Die Recension meint: die Karaktere der Frauenzimmer wären dem Dichter weniger geglückt, als die männlichen; und auch hierin, glaube ich, hat sie unrecht. Nichts vom Worte geglückt zu sagen, welches nirgends weniger als auf ein Stück paßt, wo Laune und Genie alles, und

das Glück gewiß nichts, gethan haben — so däucht mich, der größte Meister in weiblichen Karaktergemählden, Shakespear selbst, sei nirgends größer in dieser Art von Mahlerei als unser Dichter in seinen Gemählden von Maria, Elisabeth und Adelheid. — Mir hat in dem ganzen Stücke nur eine Stelle das Herz umgekehrt und Thränen der tiefsten Empfindung aus den Augen gepreßt — und diese ist, in der Scene zu Jaxthausen, wo Götz, da es nun mit ihm bis auf's Äußerste gekommen ist, seine Schwester und seinen Freund Sickingen nöthigt sich zu entfernen. Die ganze Scene ist ein Meisterstück von erhabner Einfalt, wahre, ungekünstelte, im höchsten Grade rührende Natur! Maria und Sickingen haben sich nun endlich aus Götzens und Elisabeths Armen gerissen. Ich trieb sie, sagt Götz, und da sie geht, möcht' ich sie halten. Elisabeth, du bleibst bei mir. „Bis in den Tod," antwortet Elisabeth. — Dies einzige Wort, in der Situation, in dem Augenblicke, wo es gesagt wird, ist unendlichmal mehr als alle die schönen Tiraden, die der beste französische Poet sie hätte herdeklamiren lassen. Es stellt ein Weib vor meine Seele, die des größten Helden würdig ist; ein Weib, die durch dies einzige „bis in den Tod," so schön und groß als alle Alcesten, Pantheen, Portien und Arrien der Fabel und der Geschichte in meinen Augen wird. — —

Der teutsche Merkur. 1774. Bd. VI. S. 321. ff.

Ungenannt.

Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand. Ein Schauspiel. 1773. 8.

Eine frühere Anzeige dieses Schauspiels in unsrer Bibliothek hätte das Publikum zu keiner günstigern Aufnahme, zu keiner allgemeinern Bewunderung desselben ermuntern können, als es beides dem Verfasser und dem Meisterstücke seines Genies mit so vielem Rechte bereits geschenkt hat. Alle Zergliederung der mannigfaltigen einzelnen Schönheiten dieses Schauspiels würde nunmehr zu spät und überflüssig sein, da jedermann es schon gelesen und wieder gelesen, auch ein Theil des Publikums die theatralische Vorstellung desselben mit angesehen hat, die manche Leser ihm vorher kaum zu weißagen sich getraut hätten. — Die äußerst häufige Veränderung des Schauplatzes war gewiß bei ihm kein Behelf, sondern vorsetzliche Losmachung von Regeln, nach denen er nun einmal nicht arbeiten wollte. Daß er diese Regeln überhaupt für überflüssig gehalten, und das große Verdienst der wahren dramatischen Kunst so ganz verkannt haben sollte, können wir ihm unmöglich zutrauen, ihm, der nicht nur in der

meisterhaftesten Zeichnung und Gegeneinanderstellung seiner Karaktere, Götzens und seines Sohns, Elisabeths und Mariens, Weislingens und Sickingens ꝛc. sondern auch in der Art, wie er uns mit diesen Karakteren bekannt macht, in den vortrefflichen Scenen zwischen Götz und dem Bruder Martin, zwischen Götz und Weislingen, zwischen dem letztern und Adelheid, zwischen dieser und Franz, u. s. f. und in der endlichen Entscheidung der Schicksale seiner Personen, so viel wahre und seltne Einsicht in die Kunst gezeigt hat. — Dem ungeachtet sehen wir es völlig ein, und erkennen es mit der dankbarsten Empfindung, daß unsre Nation an diesem Schauspiele ein Werk erhalten hat, worauf sie stolz sein darf,

Allgemeine deutsche Bibliothek. 1775. Bd. XXVII. S. 361.

Ungenannt.

Über Götz von Berlichingen. Eine dramatische Abhandlung. Leipzig, 1774. 8.

S. Allgemeine deutsche Bibliothek. 1775. Bd. XXVII. S. 365.

Christoph Martin Wieland.

— Ich verlange nicht zu läugnen, was Herr von Ayrenhof zu glauben scheint und häufig zu verstehen giebt, daß Götz von Berlichingen wenigstens eben so viel unschuldigen Anlaß zu dem Unfug, welchen Leute von sehr verschiedener Art seit zehn Jahren auf unsern Schaubühnen angerichtet, gegeben hat, als Shakespear selbst. Aber ich läugne schlechterdings, daß der Verfasser Götzens die Absicht dabei gehabt habe, ein gangbares Stück für unsre meistens herumziehende Schauspielertruppen zu verfertigen. — Vermuthlich fühlte er sich damals stark versucht, dem Ruf seines Genius, der ihn in die dramatische Laufbahn zog, nachzugehen. Er wollte vielleicht durch diesen ersten Versuch bloß seine Sendung vor den Augen der Nation legitimiren; und er zeigte uns, was der in der Folge leistrn könnte, der so anfing. Das Publikum erstaunte über das Wunderding, wurde anfangs von der Menge und Mannigfaltigkeit so ganz ungewohnter Schönheiten geblendet, aber bald durch die Wahrheit der Natur und den lebendigen Geist, der in so vielen, so ungleichartigen Personen von allen Ständen, vom Kaiser Max bis

zum Reitersjungen, und vom Reitersjungen bis zum Zigeunerbuben herab, athmet, hingerissen und überwältiget. In der ersten Entzückung war nur Eine Stimme. Die kleine Anzahl der Kenner von gesundem Gefühl und unbefangenem Kopf, die an keine künstlichen und abgeredeten Formen so gewöhnt waren, daß der Mangel derselben sie gegen die kleinste Schönheit eines Werkes, das die Natur so sichtbarlich mit dem Stempel des Genies bezeichnet hatte, unempfindlich hätte machen können: diese Wenigen sahen mit herzlicher Freude, vielleicht auch mit Eifersucht, Shakespears Genius in einem jungen Deutschen wieder aufleben; und versprachen unsrer Litteratur und Schaubühne die herrlichsten Früchte von der völligen Reife eines Geistes, dessen erstes Produkt schon so viel männliche Stärke, so viel überlegenden Verstand, eine so kräftige und doch schon so gebändigte Einbildungskraft, ein so richtiges Gefühl dessen, was im Menschen natürlich und was konventionell ist, einen so fein unterscheidenden Sinn für das, was Jahrhunderte, Zeitepochen, Stände, Geschlechter, und einzelne Personen karakterisirt, zu Tage legte. Das Schicksal scheint in Rücksicht auf die Bühne diesen Hoffnungen nicht günstig gewesen zu sein. Aber wer die Iphigenia in Tauris, eine noch ungedruckte Tragödie in Jamben, von eben diesem Verfasser, eben so ganz im Geiste des Sophokles als sein Götz im Geiste Shakespears geschrieben, und (wenn ja in Regelmäßigkeit

ein so großer Werth liegt) regelmäßiger als irgend ein französisches Trauerspiel, — wer (sage ich) diese Iphigenia gelesen, oder gehört hat: wird keinem warmen Freunde unsrer Litteratur verdenken, wenn ihm, auch in Absicht dieses Falles, einige demüthige Zweifel gegen Meister Panglossens Lieblingssatz aufstoßen. Welcher andre, als ein Dichter, der, je nachdem ihn sein Genius trieb, mit gleich glücklichem Erfolge, mit Shakespearn oder Sophokles um den Preis ringen konnte, würde geschickter gewesen sein den Gebrechen unsrer Schaubühne abzuhelfen, den Ausschweifungen der Nachahmer Einhalt zu thun, und durch Verbindung der Natur, welche die Seele von Shakespears Werken ist, mit der schönen Einfalt der Griechen, und mit der Kunst und dem Geschmacke, worauf die Franzosen sich so viel zu gute thun, unsrer dramatischen Muse einen eigenthümlichen Karakter und einen Vorzug zu verschaffen, den ihr keine andre Nation so leicht hätte streitig machen können?

Briefe an einen jungen Dichter. 1784.

Friedrich der Große.

Pour vous convaincre du peu de goût qui jusqu'à nos jours règne en Allemagne, vous n'avez qu'à vous rendre aux spectacles publics. Vous y verrez représenter les abominables pièces de Shakespear traduites en notre langue, et tout l'auditoire se pâmer d'aise en entendant ces farces ridicules et dignes des sauvages du Canada. Je les appelle telles, parce qu'elles pèchent contre toutes les règles du théâtre. — — On peut pardonner à Shakespear ces écarts bizarres; car la naissance des arts n'est jamais le point de leur maturité. Mais voilà encore un *Goetz de Berlichingen* qui paraît sur la scène, imitation détestable de ces mauvaises pièces anglaises, et le parterre applaudit et demande avec enthousiasme la répétition de ces dégoûtantes platitudes. Je sais qu'il ne faut point disputer des goûts; etc.

De la littérature allemande. Berlin, 1780. 8. p. 46.

Benjamin Constant.

Dans le Goetz de Berlichingen de Goethe, ce guerrier, assiégé dans son château par une armée impériale, donne à ses soldats un dernier repas pour les encourager. Vers la fin de ce repas, il demande du vin à sa femme, qui, suivant les usages de ces tems, est à la fois la dame et la ménagère du château. Elle lui répond à demi-voix qu'il n'en reste plus qu'une seule cruche qu'elle a rèservée pour lui. Aucune tournure poétique ne permettrait de transporter ce détail sur notre théâtre: l'emphase des paroles ne ferait que gâter le naturel de la situation, et ce qui est touchant en allemand, ne serait en français que ridicule. Il me semble néanmoins facile de concevoir, malgré nos habitudes contraires, que ce trait, emprunté de la vie commune, est plus propre que la description la plus pathétique à faire ressortir la situation du héros de la pièce, d'un vieux guerrier, couvert de gloire, fier de ses droits héréditaires et de son opulence antique, chef naguère de vassaux nombreux, maintenant renfermé dans son dernier asile, et luttant avec quelques

amis intrépides et fidèles contre les horreurs de la disette et la vengeance de l'empereur.

Wallstein, tragédie etc. Par Benjamin Constant de Rebecque. A Genève, 1809. 8. Réflexions sur le théâtre allemand p. 17.

Christoph Martin Wieland.

Götter, Helden und Wieland. Eine Farce. Auf Subscription gedruckt. Leipzig 1774. 8.

Der Herr D. Goethe, Verfasser dieses Werkleins, nachdem er uns in seinem Götz von Berlichingen gezeigt hat, daß er Shakespear sein könnte, wenn er wollte: hat uns in dieser heroisch-komisch-farcicalischen Pasquinade gewiesen, daß er, wenn er wollte, auch Aristophanes sein könne. Denn so wie es ihm in diesem kritischen Wrexekekek Koax Koax beliebt hat, mit Wieland und Wielands Alceste sein Spiel zu treiben, so trieb es Aristophanes ehemals mit dem nämlichen Euripides, welchen Herr Goethe hier, mit der ihm eignen Laune, dem Verfasser des Singspiels Alceste auf den Kopf treten läßt. Wir empfehlen diese kleine Schrift allen Liebhabern der pasquinischen Manier als ein Meisterstück von Persiflage und sophistischem Witze, der sich aus allen möglichen Standpunkten sorgfältig denjenigen auswählt, aus dem ihm der Gegenstand schief vorkommen muß, und sich dann recht herzlich lustig darüber macht, daß das Ding so schief ist!

Der teutsche Merkur. 1774. Bd. VI. S. 351.

Johann Wilhelm Ludwig Gleim.

Halberstadt, den 20. Oktober 1774.

— Goethe mag wohl ein trefflicher Mann sein. Seine Bücher sind alle recht nach meinem Sinn. Die Leiden des jungen Werthers haben wir noch nicht. Es ist ein unausstehlich faules Wesen in unserm ganzen lieben Vaterlande, lieber Sohn, und doch, wir müssens lieben, und suchen unsre Leute immer besser zu machen. Mit einem Dutzend Gellerten wird nichts! Ein Dutzend Goethen, und ein Dutzend deines Feuers, bester Sohn, die könnten helfen! Laß, um deines guten Vaters willen, mein lieber Sohn, von keinem Sittenlehrer dich verführen; es ist ein dummes, böses Volk, hat es in Worten, und sitzt im Lehnstuhl, thut nichts Böses, aber auch nichts Gutes, sperrt's Maul auf, wenn ein froher Mann ein Liedlein singt. —

Briefe zwischen Gleim, Wilhelm Heinse und Johann von Müller ꝛc. Bd. I. S. 204.

Christoph Martin Wieland.

Clavigo, ein Trauerspiel von Goethe. Leipzig, 1774. 8.

— Wenn nicht von dem, der viel hat, viel gefordert würde, so würde ich den Verfasser ohne Einschränkung loben. Bei so mancher Stelle, woran man den Meister erkennt, scheint er sich zuweilen vom Dialog in den Erzählungston zu verlieren, nicht immer gleich lebendige Gemählde zu geben, zuweilen ein wenig rednerisch überzuströmen, auch mit unter zu lang reden zu lassen. —

Die Leiden des jungen Werthers, zwei Theile. Leipzig, 1774. 8.

Nicht Leiden in dem Sinne, wie sonst die Romanhelden zu Wasser und zu Lande tausend Fährlichkeiten auszustehen hatten, sondern ein Gemählde eines innern Seelenkampfes, wie der nur entwerfen kann, der den Schöpfer des Hamlet und des Othello studirt hat. — Hier in einer langen Reihe von Briefen können wir den Karakter nach allen seinen kleinen Bestimmungen so durchschauen, daß wir ihn selbst an den Rand des Abgrundes

begleiten. Und der Dichter hat ihn wie Pygmalions Bildsäule so beseelt, daß wir ihn vor Augen zu sehen glauben, und kein einziger Zug von ihm unkenntlich bleibt. Einen einzelnen Selbstmörder rechtfertigen, und auch nicht rechtfertigen, sondern nur zum Gegenstande des Mitleids zu machen, in seinem Beispiele zu zeigen, daß ein allzuweiches Herz und eine feurige Phantasie oft sehr verderbliche Gaben sind, heißt keine Apologie des Selbstmords schreiben. Dennoch ist dieser gewöhnliche Fehlschluß auch bei diesem Buche gemacht worden, unerachtet der Verfasser ausdrücklich die Erzählung nur denen zum Troste empfiehlt, die aus Geschick oder eigner Schuld keinen bessern finden können. Unzufriedenheit mit dem Schicksale ist eine der allgemeinen Leidenschaften, und daher sympathisirt hier jeder, zumal da Werthers liebenswürdige Schwärmerei und wallendes Herz jeden anstecken müssen. Außer der Kunst des Verfassers, die Nüancen aller Leidenschaften zu treffen, verdient die populäre Philosophie Lob, womit er sein ganzes Werk durchwürzt hat. „Ich will das Gegenwärtige genießen, und das Vergangne soll mir vergangen sein," und hundert solche Maximen, die aus Werthers nicht misanthropischen sondern bewegten Herzen fließen, machen mehr Eingang, als die strotzenden Predigten unsrer täglichen Romane.

Der teutsche Merkur. 1774. Bd. VI. S. 238. ff.

Gotthold Ephraim Lessing.

Haben Sie tausend Dank für das Vergnügen, welches Sie mir durch Mittheilung des Goethischen Romans gemacht haben. Wenn aber ein so warmes Produkt nicht mehr Unheil als Gutes stiften soll, meinen Sie nicht, daß es noch eine kleine kalte Schlußrede haben müßte? Ein Paar Winke hinterher, wie Werther zu einem so abentheuerlichen Karakter gekommen; wie ein andrer Jüngling, dem die Natur eine ähnliche Anlage gegeben, sich davor zu bewahren habe. Glauben Sie wohl, daß je ein römischer oder griechischer Jüngling sich so, und darum, das Leben genommen? Gewiß nicht. Die wußten sich vor der Schwärmerei der Liebe ganz anders zu sichern; und zu Sokrates Zeiten würde man eine solche ἐξ ἐρωτος κατοχη, welche τι τολμᾷν παρα φυσιν antreibt, nur kaum einem Mädelchen verziehen haben. Solche kleingroße, verächtlichschätzbare Originale hervorzubringen, war nur der christlichen Erziehung vorbehalten, die ein körperliches Bedürfniß so schön in eine geistige Vollkommenheit zu verwandeln weiß. Also, lieber Goethe, noch ein Kapitelchen zum Schlusse; und je cynischer, je besser! —

— Daß Götz von Berlichingen großen Beifall in Berlin gefunden, ist, fürchte ich, weder zur Ehre des Verfassers, noch zur Ehre Berlins. Meil hat ohne Zweifel den größten Theil daran. Denn eine Stadt, die kahlen Tönen nachläuft, kann auch hübschen Kleidern nachlaufen. Wenn Ramler indeß von dem Stücke selbst französisch urtheilt, so geschieht ihm schon recht, daß der König auch seine Oden mit den Augen eines Franzosen betrachtet. Hast du Goethens Farce wider Wielanden gesehen? —

— Ich liefe wirklich Gefahr, über das theatralische Unwesen (denn wahrlich fängt es nun an in dieses auszuarten) ärgerlich zu werden, und mit Goethen, trotz seinem Genie, anzubinden. —

Lessings Briefe, vom Jahre 1774.

Christian Garve.

Breslau, den 19. November 1774.

Ich habe die Leiden des jungen Werther gelesen; und sie haben auf mich den größten Eindruck gemacht, den irgend ein Buch dieser Art seit langer Zeit gemacht hat. Dieses Einzige ist schon ein großes Verdienst des Werkes in meinen Augen, weil ich so lange fast durch keine andere Leiden, als durch meine eignen, stark gerührt worden bin; und weil diese Rührung bei fremder Noth etwas so angenehmes und befriedigendes für die Seele ist. Ich habe also bisher noch gar nicht daran gedacht, was dieses Buch auf andre Gemüther für Wirkung thun könne. Auf mich hat es diese gethan: erstlich, daß ich von wirklicher Hochachtung, Liebe und Mitleiden gegen den jungen Menschen eingenommen worden bin, der eine so edle Seele, eine so lebhafte Empfindungskraft, und einen so tiefdringenden Verstand ganz in einen einzigen Gegenstand versenkte, und in demselben verzehrte. Sodann bin ich mit ihm in seine Lotte verliebt worden, so wenig ich auch noch von ihr weiß. Aber das Wenige ist etwas sehr gutes, und seine Leidenschaft steckt an. Endlich habe ich, bei der

Voraussetzung, daß der Fond der Geschichte wahr sei, mich damit getröstet, daß nicht bloß Wuth und Gottesvergessenheit, sondern Liebe gegen ein anderes Geschöpf, mit zu heftiger Begierde nach einer höhern Vollkommenheit verbunden, seinen letzten ausschweifenden Schritt hervorgebracht hat. —

— Daß in dem Verfasser kein gemeiner Geist wohnt: das erkenne ich, wie ich glaube, mit Gewißheit. Und von einem solchen wird unser Vaterland mit der Zeit immer mehr reife und genießbare Früchte zu erwarten haben.

Breslau, den 10. Oktober 1790.

Daß Goethe bei uns einige Wochen lang gewesen ist, habe ich Ihnen glaub' ich, schon gesagt. Ich will glauben, daß das, was in gewissen Augenblicken Stolz zu sein scheint, im Grunde nur Zurückhaltung ist. Er kann nur auf eine einzige Art sein, (um seiner eigenen metaphysischen Art zu reden mich zu bedienen). Um vertraulich und offenherzig mit jemanden zu werden: muß er sich erst in diesen Ton hineinfinden. Sein Tasso ist das letzte treffliche Produkt seiner Muse. —

Briefe von Christian Garve an Christian Felix Weiße. Breslau, 1803. Thl. I. S. 86. rc.

Ungenannt.

Über die Leiden des jungen Werthers. Gespräche. Berlin, 1775. 8.

Ch. Vanderbourg.

Quelques écrivains célèbres ont prouvé, par des exemples, que les romans peuvent, en d'habiles mains, devenir aussi instructifs, aussi moraux, que beaucoup de productions philosophiques, et par conséquent plus utiles parce qu'ils sont plus attrayans. Je n'ai pas besoin de nommer ici, pour prouver cette assertion, les romans de Richardson et de Fielding, dont l'Angleterre s'honore, ni ceux de J. J. Rousseau, si célèbres parmi nous. L'Allemagne me fournirait aussi des preuves non moins victorieuses de ce que j'avance, si les bons auteurs de ce pays étaient connus en France comme ils méritent de l'être. Je pourrai du moins citer *les Passions du jeune Werther*, que j'y ai vues entre les mains de tout le monde et *l'Agathon* de Wieland, dont je sais qu'il existe une traduction.

Traduction de Woldemar. Paris, an IV. 8. préface p. 8.

James Bell.

Letters from Wetzlar, written in 1817, developing the authentic particulars in which the Sorrows of Werter are founded. By Major James Bell. London, 1821. 8.

Friedrich Schulz.

Theater.

Seit beinahe einem halben Jahrhundert ist Stella der Lesewelt bekannt. Die Zeit, in der dies Drama hervortrat, der Geist, den es darstellt, und der fast ein Kind des genialen Kopfes, der es schuf, zu nennen ist: — wenige unter den gegenwärtig Lebenden werden eine deutliche, geschweige eine lebendige Vorstellung davon sich zu machen vermögen. Dieser Geist hängt innig zusammen mit dem, der den Werther erzeugte und den Werther wiederum damals so allgemein belebte, mit der Revolution, die Goethe, damals ein Jüngling, in der ganzen Geister- und Gemüthswelt hervorbrachte. Damals war es, wo nicht allein, doch vornehmlich der Stoff, der allgemein anzog; in wenigen Gemüthern möchte in der gegenwärtigen kühlen Zeit eine Neigung und ein Einklang, wie sie dieser Stoff damals so überreichlich fand, vorhanden sein. Aber der regelmäßige, ruhige Gang des Stücks, die einfache Komposition, die phantasiereiche, geistvolle Sprache, die Reinheit der Gesinnungen und die hohe Liebenswürdigkeit der weiblichen Karaktere sind unverwüstliche Schönhei-

ten, für die es hoffentlich in keiner Zeit an empfänglichen und theilnehmenden Gemüthern fehlen wird. Nur in Einem Punkte, nämlich in dem Schluß des Stücks, hat der reife Verstand des Mannes über die unbefangene Phantasie des Jünglings den Sieg gewonnen, und in der That scheint mit unsern sittlichen und religiösen Verhältnissen der alte Schluß des Stücks unvereinbar. Hier ergiebt sich die Veränderung, die Goethe vorgenommen hat. Das Stück schließt jetzt tragisch.

Obige frühere Anzeige in diesen Blättern hat aufmerksam gemacht auf die Zeit, in welcher dies Drama aus dem jugendlich bewegten Gemüth des schöpferischen Dichters hervorging, auf den Geist jener Zeit, und auf den wechselseitigen Einfluß, den Dichter und Zeit auf einander hatten, auf die Revolution, die dieser außerordentliche Kopf in der ganzen deutschen Denk- und Empfindungsweise erzeugte, und die, wenn es irgend wahr bleibt, daß Erfahrung Vorhersagung wird, der deutschen — nicht bloß poetischen Litteratur eine nach seinem Namen benannte, von seiner ersten Erscheinung datirte Epoche geben muß. Um indeß das Haupt dieser einflußvollen Zeitperiode nicht mißzuverstehen, seinen Geist in seiner gesammten Fülle und Vielseitigkeit zu begreifen, und nicht etwa zu wähnen, daß ein Gefühl, das die Stella hervorbrachte, über ihn die Herrschaft übte, sondern daß er auch dies

schöne Gefühl in seinen Übertreibungen, Ausartungen und Verwöhnungen mit Freiheit und hellem Blick erkannte, sogar zu verspotten wußte — wie denn kein ächter Kopf ohne Ironie sein kann, — darüber erlaube man mir seinen fast gleichzeitig geschriebenen Triumph der Empfindsamkeit in Erinnerung zu bringen. Mögen sich alle Schwätzer, welche gegenwärtig die Empfindsamkeit der Stella und das ganze Drama für nichts weiter als ein Überbleibsel eines überstandenen Fiebers betrachten, sich in gewissen Figuren dieses Triumphs der Empfindsamkeit spiegeln! — In Rücksicht auf die obenerwähnte Abänderung des Ausgangs nur noch die Bemerkung: daß der tragische Schluß dem Karakter der Hauptperson ganz angemessen, folglich poetisch konsequent ist. Stella, ganz in Liebe aufgehend und von ihr durchdrungen, geht auch in dem Schmerz des Todes sich selbst vergessend, das letzte Leben nur für den Geliebten athmend, unter. — Goethe sagt an einem andern Orte (in seiner Lebensbeschreibung): „Die erste Liebe werde mit Recht die einzige genannt, denn in der zweiten und durch die zweite gehe schon der höchste Sinn verloren; der Begriff des Ewigen und Unzertrennlichen, der sie hebt und trägt, sei zerstört; sie erscheine vergänglich, wie alles Wiederkehrende." In diesem Sinne muß Stella gedacht, empfunden, und wenn es ihre Darstellung auf der Bühne gilt, dargestellt werden, — und so hat sie Mad. Stich gedacht, empfunden und wie-

dergegeben, die Liebe Eins und ganz, ihr Sinnliches und Sittliches in unzertrennlicher Harmonie, im Gefühl und Glauben an ihre Ewigkeit auf- und untergehend; und da Poesie doch nicht in Buchstaben und Phrasen besteht, nur durch das Lesen vernommen werden soll, so gewann Goethe's Dichtung hier Körper und Leben, die Schauspielerin gab nur dem rechten Wesen den rechten Schein;

Der Schein, was ist er, dem das Wesen fehlt?
Das Wesen, wär' es, wenn es nicht erschiene?

sagt dieser große Dichter selbst in seiner Eugenie. Alle seine Worte sind Aussprüche eines Weltgeists; wo und wann von ihm gesprochen, erzeugt immer eins das andere! —

Berlinische Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen. 1821. Nro. 108. ff.

Karl August Küttner.

Johann Wolfgang Goethe. Nicht gar oft ist es Schriftstellern gelungen, die größten Fehler des Vortrags durch so überwiegende Schönheiten zu vergüten; nicht leicht hat einer so schnell und allgemein die Bewunderung seiner Nation auf sich gelenkt, als Goethe; dieser außerordentliche Kopf, in dem alle Gaben des Witzes und der Phantasie, mit einer unbezwinglichen Neigung zum Sonderbaren und Neuen, vereiniget scheinen. Sein Verdienst, als Schriftsteller, läßt sich allein aus den Leiden Werthers, einem rührenden Roman, und dem Schauspiele Götz von Berlichingen, bestimmen, denn alle die kleinern Geburten seines Geistes, die Puppenspiele, Prologen und Epilogen in Hans Sachsens Manier, und seine spätern Theaterstücke, voll überspannter Empfindung, übertriebner Launen und ekler Sprachziererei, sind seines Genies unwürdig. Aber in jenen beiden Werken finden sich Schönheiten beisammen, die kein mittelmäßiger Kopf hervorzubringen vermag: hier die volltönende, rauhe Mannssprache, alter teutscher Sinn und einfältige Sitte, und bei aller möglichen Unregelmäßigkeit und vorsätzlichen Vergehungen ge-

gen Kunst und Natur, doch ein gedrängter und markiger Dialog, starke Karakteristik, große Gedanken und Empfindungen, und Ausdrücke und Redensarten von ächtem teutschen Schrot und Korne: — im Werther wieder Fülle des Gefühls, feine dichterische Behandlung, schaudervolle Katastrophen, Geist, Leben und Wärme. Mit Thränen, recht vom Herzen erpreßt, begleiten wir den unglücklichen Jüngling, Schritt vor Schritt, durch alle traurigen Auftritte seiner letzten Tage; wir lieben und leiden mit ihm. Seine reizbare Empfindsamkeit, sein warmes, liebekrankes Herz, sein natürlicher Trübsinn, der zuletzt in Schwermuth übergeht; alles macht seinen Karakter und seine Schicksale für unsre Herzen wichtig und anziehend! — In der That, ein reizendes Buch! — Einige blödsichtige Zeloten haben es für eine offenbare Apologie des Selbstmordes ausgeschrieen, andre von eben so stumpfen Sinnen haben den Karakter des Jünglings durchaus übertrieben gefunden; aber das ganze teutsche lesende Publikum hat für den Ruhm des Verfassers entschieden, und Goethe, der Seelenmahler, ist ein Lieblingsautor unsers Decenniums geworden! —

Karaktere teutscher Dichter und Prosaisten. Berlin, 1781. 8. Thl. II. S. 513. ff.

Friedrich von Schiller.

Egmont. Ein Trauerspiel. Von Goethe. 1788. 8.

Egmonts tragische Katastrophe fließt aus seinem politischen Leben, aus seinem Verhältniß zu der Nation und zu der Regierung. Eine Darstellung des damaligen politischbürgerlichen Zustandes der Niederlande mußte daher seiner Schilderung zum Grund liegen, oder vielmehr selbst einen Theil der dramatischen Handlung mit ausmachen. Betrachtet man nun, wie wenig sich Staatsaktionen überhaupt dramatisch behandeln lassen, und was für Kunst dazu gehöre, so viele zerstreute Züge in ein faßliches, lebendiges Bild zusammen zu tragen, und das Allgemeine wieder im Individuellen anschaulich zu machen, wie z. B. Shakespear in seinem Julius Cäsar gethan hat; betrachtet man ferner das Eigenthümliche der Niederlande, die nicht eine Nation, sondern ein Aggregat mehrerer kleinen sind, die unter sich auf's schärfste kontrastiren, so daß es unendlich leichter war, uns nach Rom als nach Brüssel zu versetzen; betrachtet man endlich, wie unzählig viele kleine Dinge zusammen wirkten, um den Geist jener Zeit und

jenen politischen Zustand der Niederlande hervorzubringen; so wird man nicht aufhören können, das schöpferische Genie zu bewundern, das alle diese Schwierigkeiten besiegt, und uns mit einer Kunst, die nur mit derjenigen erreicht wird, womit es uns selbst in zwei andern Stücken in die Ritterzeiten Deutschlands und nach Griechenland versetzte, nun auch in diese Welt gezaubert hat. Nicht genug, daß wir diese Menschen vor uns leben und wirken sehen, wir wohnen unter ihnen, wir sind alte Bekannte von ihnen. Auf der einen Seite die fröhliche Geselligkeit, die Gastfreundlichkeit, die Redseligkeit, die Großthuerei dieses Volks, der republikanische Geist, der bei der geringsten Neuerung aufwallt, und sich oft eben so schnell auf die seichtesten Gründe wieder giebt; auf der andern die Lasten, unter denen es jetzt seufzt, von den neuen Bischofsmützen an bis auf die französischen Psalmen, die es nicht singen soll; — nichts ist vergessen, nichts ohne die höchste Natur und Wahrheit herbeigeführt. Wir sehen hier nicht bloß den gemeinen Haufen, der sich überall gleich ist, wir erkennen darin den Niederländer, und zwar den Niederländer dieses und keines andern Jahrhunderts; in diesem unterscheiden wir noch den Brüßler, den Holländer, den Friesen, und selbst unter diesen noch den Wohlhabenden und den Bettler, den Zimmermeister und den Schneider. So etwas läßt sich nicht wollen, nicht erzwingen durch Kunst. — Das kann nur der Dichter, der von seinem Gegenstand

ganz durchdrungen ist. Diese Züge entwischen ihm, wie sie demjenigen, den er dadurch schildert, entwischen, ohne daß er es will oder gewahr wird; ein Beiwort, ein Komma zeichnet einen Karakter. — Die wenigen Scenen, wo sich die Bürger von Brüssel unterreden, scheinen uns das Resultat eines tiefen Studiums jener Zeiten und jenes Volks zu sein, und schwerlich findet man in so wenigen Worten ein schöneres historisches Denkmal für jene Geschichte.

Mit nicht geringerer Wahrheit ist derjenige Theil des Gemähldes behandelt, der uns von dem Geiste der Regierung und den Anstalten des Königs zu Unterdrückung des niederländischen Volks unterrichtet. Milder und menschlicher ist doch hier alles und veredelt ist besonders der Karakter der Herzogin von Parma. —

Klärchen selbst ist unnachahmlich schön gezeichnet. Auch im höchsten Adel ihrer Unschuld noch das gemeine Bürgermädchen, und ein niederländisches Mädchen — durch nichts veredelt, als durch ihre Liebe, reizend im Zustand der Ruhe, hinreißend und herrlich im Zustand des Affekts. Aber wer zweifelt, daß der Verfasser in einer Manier unübertrefflich sei, worin er sein eignes Muster ist! —

Allgem. Litteratur-Zeitung 1788. Nr. 227. a.

Ungenannt.

— Wie wahr fühl' ich doch abermal, was der göttliche Goethe sagt, der Mann, um den alleine wir die Teutschen beneiden! „Es ist mit der Ferne wie mit der Zukunft. Ein großes, dämmerndes Ganze ruht vor unsrer Seele, unsre Empfindung verschwimmt sich darinne, wie unser Auge, und wir sehnen uns, ach! unser ganzes Wesen hinzugeben, uns mit all der Wonne eines einzigen, großen, herrlichen Gefühls ausfüllen zu lassen. Und ach! wenn wir hinzueilen — wenn das Dort nun Hier wird, ist alles vor wie nach, und wir stehn in unsrer Armuth und Eingeschränktheit, und unsere Seele lechzt nach entschöpftem Labsale." —

Denis unter allen Wiener Autoren hat wenigstens die Sprache am meisten in seiner Gewalt; wiewohl ich gestehen muß, daß seinen Übersetzungen die Harmonie fehlt. Man halte zum Beweise, Goethens Übersetzung der Lieder von Selma aus Ossian, gegen jene von Denis: welch ein Unterschied in dem Wohlklang der Sprache!

Reise eines Engelländers durch Mannheim, Baiern und Oesterreich nach Wien. Herausgegeben von seinem teutschen Freunde L. A. F. v. B. Amsterdam, 1790. 8. S. 79. 108.

Ludwig Ferdinand Huber.

Goethe's Schriften. Leipzig, 1787 — 1790. Bd. I — VIII. 8.

— Indem wir uns bestreben, eine Karakteristik der Goethe'schen Muse zu entwerfen, glauben wir ein Denkmal für die Zukunft zu setzen, und haben auf die Zeiten, wo Goethe, in der nämlichen Entfernung wie Shakespear, so zu sagen der ganzen Welt angehören wird, mehr Rücksicht zu nehmen, als auf die gegenwärtigen. —

Ohne die alte Sage von der Linie, durch welche sich Apelles auf Rhodos dem Parrhasius kund machte, kritisch zu beleuchten, können wir ihren Sinn auf die Sammlung von Goethe's Schriften allegorisch anwenden. Das Publikum hat sich in einer Art von Verlegenheit befunden, was es aus einigen dramatischen Kleinigkeiten, die hier zum erstenmal an das Licht traten, eigentlich machen sollte. Wir glauben, daß in jeder, selbst der unbeträchtlichsten, wenigstens die Linie des Apelles zu erkennen ist: die Ruhe, die Einfachheit, die Selbstbeherrschung, welche sogar des Lebens und der Schönheit nicht bedarf, um dem Kunstverwandten anschaulich zu werden. Wo aber,

wie in Iphigenie, Egmont, Tasso, Faust, (der älteren Arbeiten des Verfassers hier nicht zu gedenken) Raphaelische Gestalten sich an dieser Linie bewegen, das reinste und umfassendste Gefühl, der reinste Geschmack und das kühnste Genie wetteifern, den nächsten Übergang der Natur in die Kunst zu treffen, die Schönheit in der Eigenthümlichkeit jedes Gegenstandes, dem sie angehört, unvermischt und unabhängig von jedem Medium, außer der Gabe, sie zu erkennen und zu empfangen, darzustellen; da verliert sich die Kälte der Kritik in Begeisterung, da gilt von solchen Kunstwerken der Mahometanische Glauben von dem Koran, daß er von Ewigkeit her existirte; da ist kein Machwerk, keine Fuge auszuspüren; da sind die Muster aufgestellt, in welchen, nächst der Natur, jeder kunstfähige Geist die Regel lebendig, und dem inneren Sinn anschaulich, zu erkennen hat.

In der Zueignung dieser Sammlung hat der Dichter gleichsam sein Geheimniß offenbart, und das Allerheiligste der Kunst aufgeschlossen, wie es vor ihm noch nicht in menschlicher Rede geschah. Wir glauben nicht, daß es in irgend einer Sprache etwas giebt, das an Vollendung, Zartheit, Fülle und Einfachheit diesem Gedicht gleich käme, in welchem die Allegorie des Dichters:

Aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit
Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit,

selbst so lebendig ausgedrückt ist, daß dem Künstler, der

sie ganz darin zu fassen wüßte, alles, was Aesthetik heißt, entbehrlich werden könnte. —

Die Schilderungen weiblicher Karaktere verdienen an diesem Dichter noch besonders ausgezeichnet zu werden. Lotte, Stella, Cäcilie, Marie, Iphigenie, die beiden Leonoren im Tasso, Mariane in den Geschwistern, Gretchen in Faust, Klärchen in Egmont, bilden ein vollständiges Studium, eine ganze Gallerie von schöner Weiblichkeit: alle in Sprache, Ton, Physionomie von einander verschieden, alle an Reiz, Adel, Seele und Wahrheit einander gleich. —

Allg. Litt. Zeitung. 1792. Nro. 294.

Goethe's neue Schriften. Berlin, 1792. 8. Bd. I.

— Auf das Lustspiel der Groß-Cophta folgen zwei prosaische Aufsätze, Erläuterungen über Cagliostro's Familie, und die bereits vor ein Paar Jahren einzeln herausgekommene Beschreibung des römischen Carnevals. Für die Liebhaber unsrer Sprache, und für alle, die es der Mühe werth achten, sich in derselben zu vervollkommnen, bemerken wir, daß Goethe's Prosa in ihrer Art auch einzig und musterhaft ist. Weil sich unsre Sprache keine Zusammensetzung von Ideen versagt, schreitet sie, auch in einigen unserer besten Prosaisten, etwas schwer einher,

von Goethe gebraucht, ist sie das Werkzeug des nämlichen Geistes, den wir aus seinen poetischen Kompositionen abzuschildern gesucht haben, und empfängt von ihm die Reinheit, die Simplicität, die Klarheit, die gemäßigte eindringende Kraft, deren sie durch sich selbst im Ganzen weniger fähig scheint, als die französische. Leicht und anschaulich ist in diesen beiden Aufsätzen geschildert, was der Verfasser während seines Aufenthalts in Italien bei zwei verschiednen Gelegenheiten erfuhr, sah und fühlte; erfreut und theilnehmend hören wir dem schönen Vortrag zu, und horchen noch, nachdem er schon geendigt hat.

Ebend.

Friedrich Schulz.

Goethe's neue Schriften. Berlin, 1792. — 1800. Sieben Bände. 8.

— Und so trennen wir uns denn von dem Dichter, den die Götter mit allen ihren Gaben gesegnet, in dessen Werken ein reines Gemüth uns anspricht, eine Welt voll lebendiger Schönheit sich vor uns aufthut; von einem Dichter, von dem man ohne Übertreibung sagen kann, daß der Gesammtsinn der Menschheit in ihm offen und alle Blüthe der Kunst in ihm vereinigt sei. Wie Er seine Gaben vor uns ausbreitet, der Natur und dem Frühling gleich, erfreuend durch Milde und Anspruchlosigkeit im Geben, wie durch wohlthätige Fülle, so wollen wir sie genießen, und an dem herrlichen Lenze der Poesie, der aus ihnen uns entgegentritt, auch unser Leben erheitern und unsren Sinn für alles Edle und Hohe der Kunst immer mehr bilden und stärken!

Erlanger Litteratur-Zeitung. 1801.

Ungenannt.

Versuch die Metamorphose der Pflanzen zu erklären, von J. W. von Goethe. Gotha, 1790. 8.

Gothaische Gelehrten Zeitung. 1791. 23. April.

Allgemeine deutsche Bibliothek. 1794. Bd. CXVI. S. 477.

Allgemeine Litteratur-Zeitung. 1803. Ergänzungsbl. Bd. III. Nro. 66.

Paul Usteri.

De Metamorphosi Plantarum, egregie nuper Goethe V. Cl. egit, ejus libri analysin uberiorem dabo.

Jussieu genera plantarum secundum ordines naturales disposita. Recudi curavit notisque auxit Paulus Usteri. Turici Helvetiorum, 1791. 8. Additamenta Editoris p. 487.

Ungenannt.

Beiträge zur Optik, von J. W. von Goethe. Weimar, 1791. Zwei Stücke. 8.

Allgemeine Litteratur-Zeitung. 1792. Nro. 31. 316.

Friedrich Wilhelm Joseph von Schelling.

Lasset uns den Göttern danken, daß sie uns von dem Newtonischen Spektrum (ja wohl spectrum!) eines zusammengesetzten Lichtes durch denselben Genius befreit haben, dem wir so vieles verdanken. In der That kann nur auf der Basis einer solchen Ansicht, welche die absolute Identität des Lichtes behauptet und die vorgeblichen Erfahrungsbeweise jener wichtigen Hypothese dadurch widerlegt, daß sie an die Stelle der künstlich verwickelten und verunstalteten Experimente der Newtonschen Schule die reinsten, einfachsten Aussprüche der Natur selbst setzt, dieses ganze Identitätssystem sich erheben. Zu verwundern ist es aber nicht, sondern vielmehr ganz natürlich und höchst begreiflich, daß die Physiker, welche den Newtonischen Sätzen knechtische Anhänglichkeit geschworen haben, sich gegeu Versuche setzen, welche ganz unläugbar darthun, daß sie gerade in dem Theil der Physik, worin sie bisher die größte, ja fast geometrische Evidenz zu besitzen wähnten, sich in Ansehung der Hauptsache in dem grundlosesten Irrthum befunden haben. Solche Erfahrungen könnten über kurz oder lange den Glauben an diese blinden Prie-

ster der verschleierten Göttin auch unter dem Volke wankend machen und die allgemeine Vermuthung hervorbringen, daß es mit allen andern Theilen der eigentlichen Physik (nämlich des dynamischen Theils derselben) um nichts besser gestanden habe, und daß die wahre Physik erst jetzt anfangen müsse zu werden und sich aus der Verwirrung und Nacht herauszuarbeiten. Eine künftige Geschichte der Physik wird nicht unbemerkt lassen, welche retardirende Kraft in Ansehung der ganzen Wissenschaft die Newtonische Vorstellung vom Licht ausgeübt hat, und wie dagegen die entgegengesetzte, einmal zum Grunde gelegt und angenommen, die Natur gleichsam öffnet, und den Ideen Raum macht, die bis jetzt aus der Physik so gut wie verbannt waren. —

Zeitschrift für spekulative Philosophie. Jena und Leipzig, 1801. Bd. II. Hft. 2. S. 60.

Henrich Steffens.

Obgleich die Naturforscher, wie alle Menschen, wenn man verjährte Vorurtheile angreift, in Zorn zu gerathen pflegen — und bei derjenigen Ansicht, die der herrschenden Erklärung der Farben widerspricht, nicht mit Unrecht, indem sie die nicht zu berechnenden Folgen, durch ein richtiges Gefühl geleitet, zu ahnden scheinen — so wird es dem Unbefangenen doch immer klar bleiben, daß Newtons Erklärung der Entstehung der Farben, durch die blinde Annahme und feste Anhänglichkeit an dieselbe, als an eine reine, untrügliche Naturthat, einen schädlichen Einfluß auf die Wissenschaft geäußert hat. Goethe'n verdanken wir bekanntlich die Ansicht, die uns einen lebendigen Gegensatz in den Farben erkennen ließ. Es ließ sich voraussehen, daß die Naturforscher, die die lebendigen, zarten Verhältnisse der Farben in einer engen Erklärung zu fesseln gewußt hatten, auch die Thatsachen, die Goethe aufstellte, zu erklären wissen würden. Denn das eigene hat die Erklärung, wie der alles auf Verhältnisse des Erscheinenden reducirende Verstand im Leben und Handeln überhaupt, daß sie alles mit leichter Mühe, das höhere

Problem nicht ahndend, in ihren Kreis hineinzuziehen, das Fremde aber durch leichte Handgriffe zu sublimiren, und so zu entfernen weiß. Wir überlassen dem Stifter der neuen Ansicht, der sie wohl allein in ihrer ganzen Fülle durschauet hat, diese weiter und in allen ihren Zweigen erläuternd auszuführen, so wie die herrschende scharf prüfend zu widerlegen. —

Über die Bedeutung der Farben in der Natur S. 8.

Karl Philipp Moritz.

Der Begriff von der Macht des Ausdrucks ist wohl nirgends erhabener ausgesprochen, und dieser Ausspruch zu gleicher Zeit durch die herrlichste Probe erwiesen worden, als in dem folgenden poetischen Gemählde von Goethe, das in der beschreibenden Gattung immer ein unerreichbares Muster bleiben wird.

Die Vorbereitung zu diesem Gemählde macht das unverhaltne, geradezu bezeichnete Selbstgefühl des Mahlers: „Ich könnte jetzt nicht zeichnen, nicht einen Strich, und bin nie ein größerer Mahler gewesen, als in diesen Augenblicken.“

Hier ist die höchste Naivität und Einfalt des Ausdrucks, der auf einmal alles sagt, was in der Seele des Dichters schlummerte, welcher, ehe er noch sein Gemählde zu entwerfen anhebt, es schon in seiner ganzen Kraft und Fülle in seinem Busen fühlt, und dies Gefühl zuerst ausspricht, dem er nun den Beweis unmittelbar hinzufügt, indem er sich den wunderbaren Eindruck, welchen die umgebende Natur auf ihn macht, zu entwickeln, und seine innigsten Empfindungen durch den harmonischsten Silbenfall und den bedeutendsten Klang der Worte, sich selber und

dem Leser vernehmbar zu machen sucht. „Wenn das liebe Thal um mich dampft, und die hohe Sonne an der Oberfläche der undurchdringlichen Finsterniß meines Waldes ruht, und nur einzelne Strahlen sich in das innere Heiligthum stehlen, und ich dann im hohen Grase am fallenden Bache liege, und näher an der Erde tausend Gräschen mir merkwürdig werden; wenn ich das Wimmeln der kleinen Welt zwischen Halmen, die unzähligen Gestalten der Würmchen, der Mückchen, näher an meinem Herzen fühle, und fühle die Gegenwart des Allmächtigen, der uns nach seinem Bilde schuf, das Wehen des Alliebenden, der uns, in ewiger Wonne schwebend, trägt und erhält; mein Freund, wenns dann um meine Augen dämmert, und die Welt um mich her und Himmel ganz in meiner Seele ruht, wie die Gestalt einer Geliebten, dann sehn' ich mich oft und denke, ach, könntest du dem Papier das einhauchen, was so voll so warm in meiner Seele lebt, daß es würde der Spiegel deiner Seele, so wie deine Seele ist der Spiegel des lebendigen Gottes!"

Was nun diesem, so wie andern Naturgemählden dieses Dichters einen so hohen Reiz giebt, scheint vorzüglich die Kunst oder Wahl zu sein, womit die einzelnen Züge gestellt und geordnet sind, daß sie sich wie von selber zu einem vollendeten Ganzen bilden. — —

„Ich bin nie ein größerer Mahler gewesen, als in diesen Augenblicken — — Könntest du dem Papier das

einhauchen, was so voll, so warm in deiner Seele lebt!" Gerade mit diesem Wunsche und mit jenem Selbstgefühl zusammengenommen ist hier der Ausdruck der getreueste Spiegel der Seele, welchen vielleicht je eine Feder entworfen hat; und möge dies Bild einem jeden, der Empfindungen an den Schönheiten der Natur erkünstelt, und Gefühle aussprechen will, die er nicht hat, zur Verzweiflung aufgestellt sein! — —

Man wird nicht leicht ein Werk der Poesie finden, wo der Darstellungstrieb selber sich so getreu mit dargestellt hätte, als in diesem poetischen Gemählde, in welchem gleichsam das Innerste der Seele sich darzulegen strebt.

Vorlesungen über den Styl. Von Karl Philipp Moritz. Berlin, 1793. 8. Thl. I. S. 81. ff.

Rechtfertigung Goethischer Ausdrücke.

Ebend. S. 205. ff.

Joachim Heinrich Campe.

Bemerkungen über den Ausdruck in Goethens Iphigenie, von Hrn. Löwe mit Zusätzen von Hrn. Campe.

Beiträge zur weitern Ausbildung der deutschen Sprache, von einer Gesellschaft von Sprachfreunden. Braunschweig, 1796. 1797. St. 6. 7.

Bemerkungen über des Hrn. Geheimen Raths von Goethe Bemühungen, unsere Sprache reinigen und bereichern zu helfen, von Hrn. Campe.

Das. St. 7.

Johannes Falk.

Über die Iphigenie von Goethe auf dem Hoftheater zu Weimar.

Kleine Abhandlungen die Poesie und die Kunst betreffend, von J. D. Falk. Weimar, 1803. Aufs. V. S. 111. — 132.

K. L. Kannegießer.

Über Goethe's Harzreise im Winter, als Probe einer Erklärung auserlesener deutscher Gedichte. Einladungsschrift 2c. Von K. L. Kannegießer. Prenzlau, 1820. 8.

Friedrich Ludwig Jahn.

Alruna. Die deutschen Volksmährchen und Sagen geordnet als eine deutsche „Tausend und Eine Nacht." Wer sie erzählen will, darf nicht mit Fremdheiten überladen, wie Musäus; muß einfältig vortragen wie Stilling, und hochgebildet sein wie Goethe.

Faust und Eulenspiegel. Weltlauf und Menschenleben in allen Verhältnissen. Der erste ganz besonders ist ein deutsches volksthümliches Wesen, unser Ikarus und Phaëthon; immer wiederauflebender Bauherr, bis auf unsere Tage. Damit soll keinem Vorwager Hohn gesprochen werden, aber eben so wenig gemeint sein, als dürfe ein jedes Federthier nachbetend und nachschreiend einen Faust fertigen, und statt den alten Urfaust und seine Erbsünde zu erfassen, sich unter einander bei der Nase zu kriegen, wie jene Gesellen in Auerbachs Keller. Ich schäme mich des Bekenntnisses nicht. Was ich vom Faust weiß, habe ich zuerst von Goethe gelernt, dem deutschesten Dichter. —

Deutsches Volksthum, von Friedrich Ludwig Jahn. Lübeck, 1810. 8. S. 391. ꝛc.

Franz von Baader.

Ein neuerer Schriftsteller (Schubarth, Beurtheilung Goethe's) meint in des letztern Farbenlehre den so lange gesuchten Schlüssel zur Theorie des Bösen gefunden zu haben, und kann sich nicht genug über die Einfältigkeit Jener wundern, welche nach solch' ihnen gegebnem Licht noch an die „dumme Fratze des Mittelalters" einen Teufel glauben. Das Ganze läuft dahin aus „daß der Mensch, so wie ein gesetzwidriges Streben, und noch mehr, ein solch Thun in ihm hervortritt, sofort die hemmende, peinigende Reaktion des Gesetzes inne wird, welche er als den Teufel schilt, und welche doch eigentlich recht und gut, nämlich der durch seine eigene Teufelei (jenes gesetzwidrige Streben und Thun) aufgereizte Zorn des Herrn, oder die Hölle ist, die für den Teufel allerdings gut ist." Nun will ich es zwar nicht auf mich nehmen, alle Äußerungen und Vorstellungen Luthers über den Teufel gegen Goethe zu vertheidigen, deren wohl manche nach der düstern Mönchsphilosophie des Mittelalters gemodelt sind, dagegen aber behaupten, daß auch Luther im Ganzen sich an den biblischen Begriff des Teufels gehalten, welcher weder

mit dem Mittelalter entstund, noch mit ihm verschwunden ist. Insofern Gutes wie Böses dem Menschen, wie jeder freiwilligen Intelligenz zugerechnet wird, muß dieses Gute wie Böse sein eigen Erzeugniß sein, und ein Teufel außer dem Menschen erklärt sofern die Teufelei des, oder im Menschen, so wenig, als hiemit die Teufelei des Teufels selbst nicht erkläret ist. Aber die Frage ist ja hier nur die: ob der erste Mensch, und so jeder Nachfolgende, dieses Böses in sich ganz allein und per generationem aequivocam erzeugt, oder ob selber solches schon in einer andern (frühern) Creatur erzeugt vorfand, mit dessen Hülfe (dem Schlangensamen) er (der Mensch) selbes nur fortpflanzte; ob also der Mensch erster Erfinder des Bösen war (welche Originalität ihm Kant zudachte), oder nur Finder desselben, und ihm die Zurechnung als erstem Urheber und Vater der Lüge, oder nur als Verführtem wird? — Wäre nun aber der Mensch alleiniger Erzeuger des Bösen, so wäre freilich nicht abzusehen, warum er nicht eben so gut allein dieses Böse in sich tilgen könnte, der Begriff eines Christs wäre eben so gut ein „Gedicht" des finstern Mittelalters, als jener des Teufels, und jener Druiden (in Goethe's Gedicht) Wort gegen die „von einem Teufel fabelnden" Christen gälte mit gleichen Rechte gegen sie „als von einem Christ fabelnd." — Noch muß ich hier besonders in Bezug der von Schubarth versuchten philosophischen Konstruktion von Goethe's Faust bemerken,

daß ich in diesem Meisterwerke doch die deutliche Bezeichnung des Meistergrades im Bösen vermisse, nämlich des dritten, durch welchen Faust in der Teufelei vollendet wird, indem er nach dessen Erlangung diese Teufelei auch allein für sich und auf eigne Faust und Rechnung zu treiben vermag, wogegen er im ersten Grade als Lehrling nur das blinde Werkzeug des Teufels, im zweiten nur sein Geselle und Mitwirker (ministre) war. Ich würde darum auch den Teufel als Person dem Faust nur erst nach dieser vollendeten Initiation leibhaft gegenüber treten lassen, früher aber nicht, weil nur der vollendeten Person, der gute wie der böse Geist, selbst als solche sich kund geben kann, nämlich als selbst vollendete Substanz (nach allen dreien Dimensionen), wogegen in der ersten Stufe ein solcher Geist sich nur nach einer Dimension, in der zweiten nur nach zween (als Flächenkraft, oder Schein, Erscheinung im engern Sinne,) bemerklich machen kann, und hier, in einem tiefern Sinne, jenes geniale Wort gilt: „du gleichst dem Geist, den du begreifst, nicht mir," d. h. du begreifst an mir nur jenes Element, das an dir bereits entwickelt ist. —

Über Divinations- und Glaubenskraft. Von Franz Ritter von Baader. Sulzbach, 1822. 8. S. 46.

Ungenannt.

Faustus: from the German of Goethe. London, 1821. 8.

The grand tragedy of Faust, as written by that fine original genius, Johann Wolfgang von Goethe, has not only astonished his own nation, but also all others which have properly considered this amazing production etc.

The European Magazine and London Review. London, 1821. Vol. LXXX. p. 362. sqq.

C. C. L. Schöne.

Fortsetzung des Faust von Goethe. Der Tragödie zweiter Theil von C. C. L. Schöne. Berlin, 1823. 12.

Zueignung.

Sr. Excellenz dem Herrn Geheimen Rath und Staatsminister, Ritter von Goethe, vom Verfasser.

H. F. W. Hinrichs.

Vorlesungen über Goethe's Faust, mit einer Zueignung an den Dichter. Von H. F. W. Hinrichs.

Diese Vorlesungen, welche Herr Professor Hinrichs zuerst in Heidelberg, dann in Breslau mit großem Beifall vor einer zahlreichen Zuhörerschaft gehalten, liegen in handschriftlicher Ausarbeitung zum Druck bereit, und wir durften uns nicht versagen, dieses ausgezeichnete Werk, dem durch die Vorträge schon eine gewisse Öffentlichkeit geworden und eine noch größere durch den Druck zugedacht ist, hier vorläufig mit anzuführen.

Johann Gottfried von Herder.

— Ein andrer Dichter hat sich der Form der Alten auf einem neuen Wege genahet. Durch eine theilnahmlose genaue Schilderung der Sichtbarkeit und durch eine thätige Darstellung seiner Karaktere, Goethe. Sein Berlichingen ist ein deutsches Stück, groß und unregelmäßig wie das deutsche Reich ist; aber voll Karaktere, voll Kraft und Bewegung. In jedem seiner späteren Stücke hat er eine einzelne gewählte Form im leichtesten Umriß zu ihrer Art vollendet. So sein Clavigo, seine Stella, sein Egmont, Tasso und jene schöne griechische Form, Iphigenia in Tauris. In ihr hat er den Sophokles wie Euripides überwunden. Auch aus dem Reich der Unformen rief er Formen hervor, wie sein Faust, sein Kophtha; auch andre Gedichtarten sind nach Form der Alten glücklich von ihm bearbeitet worden. Wer nach diesen und andern Produktionen, auch in Übersetzungen aus fremden Sprachen, die Poesie der Deutschen formlos nennen will, der zeige mir unter Italiänern, Spaniern, Franzosen und Engländern bessere Formen. —

Ideen zur Geschichte und Kritik der Poesie und der bildenden Künste. In Briefen. 1794 — 1796. Nro. 54.

Friedrich von Schiller.

An den bisherigen Beispielen hat man gesehen, wie der sentimentalische Dichtergeist einen natürlichen Stoff behandelt; man könnte aber auch interessirt sein zu wissen, wie der naive Dichtergeist mit einem sentimentalischen Stoff verfährt. Völlig neu und von einer ganz eigenen Schwierigkeit scheint diese Aufgabe zu sein, da in der alten und naiven Welt ein solcher Stoff sich nicht vorfand, in der neuen aber der Dichter dazu fehlen möchte. Dennoch hat sich das Genie auch diese Aufgabe gemacht, und auf eine bewundernswürdig glückliche Weise aufgelöst. Ein Karakter, der mit glühender Empfindung ein Ideal umfaßt, und die Wirklichkeit flieht, um nach einem wesenlosen Unendlichen zu ringen, der, was er in sich selbst unaufhörlich zerstört, unaufhörlich außer sich sucht, dem nur seine Träume das Reelle, seine Erfahrungen ewig nur Schranken sind, der endlich in seinem eigenen Dasein nur eine Schranke sieht, und auch diese, wie billig ist, noch einreißt, um zu der wahren Realität durchzudringen — dieses gefährliche Extrem des sentimentalischen Karakters ist der Stoff eines Dichters geworden, in welchem die

Natur getreuer und reiner als in irgend einem andern wirkt, und der sich unter modernen Dichtern vielleicht am wenigsten von der sinnlichen Wahrheit der Dinge entfernt.

Es ist interessant zu sehen, mit welchem glücklichen Instinkt alles, was dem sentimentalischen Karakter Nahrung giebt, im Werther zusammengedrängt ist; schwärmerische unglückliche Liebe, Empfindsamkeit für Natur, Religionsgefühle, philosophischer Kontemplationsgeist, endlich, um nichts zu vergessen, die düstre, gestaltlose, schwermüthige Ossianische Welt. Rechnet man dazu, wie wenig empfehlend, ja wie feindlich die Wirklichkeit dagegen gestellt ist, und wie von außen her alles sich vereinigt, den Gequälten in seine Idealwelt zurückzudrängen, so sieht man keine Möglichkeit, wie ein solcher Karakter aus einem solchen Kreise sich hätte retten können. In dem Tasso des nämlichen Dichters, kehrt der nämliche Gegensatz, wiewohl in verschiedenen Karakteren, zurück; selbst in seinem neuesten Roman stellt sich, so wie in jenem ersten, der poetisirende Geist dem nüchternen Gemeinsinn, das Ideale dem Wirklichen, die subjektive Vorstellungsweise der objektiven — aber mit welcher Verschiedenheit — entgegen: sogar im Faust treffen wir den nämlichen Gegensatz, freilich, wie auch der Stoff dies erforderte, auf beiden Seiten sehr vergröbert und materialisirt wieder an; es verlohnte wohl der Mühe, eine psychologische Entwickelung dieses in

vier so verschiedene Arten specificirten Karakters zu versuchen. —

Über naive und sentimentalische Dichtung. Die Horen. 1795.

August Wilhelm von Schlegel.

Römische Elegieen, von Goethe.

Karakteristiken und Kritiken. Königsberg, 1801. Th. II. S. 197.

August Wilhelm von Schlegel.

Hermann und Dorothea. Berlin, 1798.

— Wir enthalten uns hier jedes Rückblicks auf Goethe's dichterische Laufbahn, (die mit diesem neuesten Werke noch lange nicht geschlossen sein möge!) so fruchtbar an belehrenden Zusammenstellungen, selbst an wichtigen Andeutungen über das Bedürfniß unsrer Bildung und das Streben des Zeitalters, von der Originalität zur vollkommnen Gesetzmäßigkeit schöner Geisteswerke, von der Erscheinung der Unabhängigkeit des Individuums zum Abdrucke reiner Menschheit in ihnen fortzugehn, eine solche Übersicht auch sein würde; und fassen nur unsre Betrachtung des vorliegenden Werks in kurze Resultate zusammen. Es ist ein in hohem Grade sittliches Gedicht, nicht wegen eines moralischen Zwecks, sondern insofern Sittlichkeit das Element schöner Darstellung ist. In dem Dargestellten überwiegt sittliche Eigenthümlichkeit bei weitem die Leidenschaft, und diese ist so viel möglich aus sittlichen Quellen abgeleitet. Das Würdige und Große in der menschlichen Natur ist ohne einseitige Vorliebe aufgefaßt: die Klarheit besonnener Selbstbeherrschung erscheint

mit der edeln Wärme des Wohlwollens innig verbunden, und gleiche Rechte behauptend. Wir werden überall zu einer milden, freien, von nationaler und politischer Partheilichkeit gereinigten Ansicht der menschlichen Angelegenheiten erhoben. Der Haupteindruck ist Rührung, aber keine weichliche, leidende, sondern zu wohlthätiger Wirksamkeit erweckende Rührung. Hermann und Dorothea ist ein vollendetes Kunstwerk im großen Stil, und zugleich faßlich, herzlich, vaterländisch, volksmäßig; ein Buch voll goldner Lehren der Weisheit und Tugend.

Allgemeine Litterat. Zeitung 1797. Nro. 393—396.

Wilhelm von Humboldt.

Wilhelm von Humboldts ästhetische Versuche. Erster Theil. Über Goethe's Hermann und Dorothea. Braunschweig, 1799. 8.

Karl Ludwig von Woltmann.

Hermann und Dorothea. Neue Auflage. Stuttgart und Tübingen, 1814. 12.

— Goethe hat sich durch die neue Auflage von Hermann und Dorothea hinlänglich mit Sehergeist über das Große erklärt, was jetzt die deutsche Nation vollbringt. Aber sollte der ewig junge Dichter an der Gränze des höheren Alters durch die Verjüngung seines Volks, für welches er so unaussprechlich viel gethan hat, nicht noch Schwung und Lust zu neuer poetischer Schöpfung erhalten? Der Stoff zu einem großen deutschen Nationalepos ist da. Zu schauen ist, wie ihn Gottes Hand unmittelbar in Rußland bereitete. Welche Einleitung zu jenem Epos, dessen Aufgabe der Sieg der deutschen Nation über die ungeheure, stets bewundernswürdige Persönlichkeit eines Einzigen wäre, welcher die Arme desjenigen Volks, das immer ihr Gegensatz war, wider sie richtete. Wer kann mehr zu einem solchen Epos berufen sein, als wer so die deutsche Nation aufrief, und zugleich der Riesenkraft, bei welcher zuletzt nur Erde und Meer noch Gewicht hatten, ohne Scheu und ohne Schmeichelei huldigte?

— Wir brauchen nicht zu erwähnen, wie genialisch die fruchtbarste Einsicht in das Zeitalter dem tiefen Jünglingsgemüthe beigelegt werde. Hermann fühlt das Einzige, was noth war, und denkt es auch darum. Seine Worte am Ende des Gedichts sind fast sprichwörtlich in Deutschland geworden, und Tausende jener Heldenjünglinge, die gegen den Feind Germaniens erlagen und kämpfen, tragen sie glühend in ihrer Brust. Daß wir nicht schwanken zur schwankenden Zeit, unser Besitzthum fester wie je halten, und frisch und kräftig in allen Verhältnissen walten, als wäre ein Zeitalter, das uns nichts zu glauben drohte, und eben so frisch und freudig die Brust dem Feind entgegenstellen, der uns von Habe und Sitte irgend etwas nehmen will: sind diese Lehren nicht ein Katechismus für den deutschen Mann? — Überhaupt sollte man dieses Epos, zu Preisen, die kaum Druck und Papier bezahlten, als eine deutsche Haustafel unter unser Volk bringen.

— — Über alles, was uns für diese Zeiten frommt, hat dieses Büchlein goldene Lehren und Beispiele. —

Jen. Allgem. Litterat. Zeitung 1814. Nro. 45.

K. A. Varnhagen von Ense.

Hermann und Dorothea.

Goethe'n empfing gastfreundlich der Chor süßtönender Musen;
Diese Gesänge darauf ließ er zum Danke zurück.

Die Namen der Musen als Überschriften wurden den Büchern des Herodotos von den Griechen gegeben, den Gesängen obigen Gedichts von dem Dichter selbst, daher die Umdeutung des bekannten griechischen Epigramms.

Vermischte Gedichte von K. A. Varnhagen von Ense. Frankfurt am Main, 1816. 12.

Karl Theodor Kersten.

Goethe's Hermann und Dorothea. Gedicht in neun Gesängen. Aus den Versen in Prosa umgebildet von K. Th. Kersten. London. Leipzig, 1823. 8.

Johann Gottlieb Fichte.

Die innere Stimmung des Künstlers ist der Geist seines Produkts; und die zufälligen Gestalten, in denen er sie ausdrückt, sind der Körper oder der Buchstabe desselben. Hier ist es, wo das Bedürfniß der mechanischen Kunst eintritt.

Wer die Dinge einer gewissen Stimmung gemäß bearbeiten will, der muß es überhaupt verstehen, sie zu bearbeiten, und sie mit Leichtigkeit zu bearbeiten, so daß kein Widerstand sichtbar sei, und daß die todte Masse unter seinen Händen von selbst Bildung und Organisation angenommen zu haben scheine. So bald die Materie widerstrebt, und es der Anstrengung bedarf, sie zu besiegen, ist die ästhetische Stimmung abgebrochen, und es bleibt uns Andern nichts übrig, als der Anblick des Arbeiters, der seinen Zweck zu erreichen strebt; ein nicht unwürdiger Anblick, den wir aber nur hier nicht haben wollten. Man hat diese Leichtigkeit der mechanischen Kunst sehr oft mit dem Geiste selbst verwechselt; und sie ist allerdings die ausschließende Bedingung seiner Äußerung, und jeder, der an das Werk geht, muß sie schon erworben haben; aber

sie ist nicht der Geist selbst. Durch sie allein wird nichts hervorgebracht, als ein leeres Geklimper; ein Spiel, das auch nichts weiter ist, denn Spiel; das nicht zu Ideen erhebt, und höchstens einen Muthwillen, und eine verschwendete Kraft ausdrückt, der man in der Stille eine bessere Anwendung wünscht. Zwar wird der leichteste und muthwilligste Pinselstrich des wahren Genie einen Anstrich von Ideen haben; aber der bloße Mechaniker wird durch seine höchste Kunst nie etwas anders hervorbringen, als ein mechanisches Werk, über dessen Bau man höchstens sich wundern wird.

So ist in den letzten Meisterwerken des begünstigten Lieblings der Natur unter unsrer Nation, — im Tasso, in der Iphigenie, und in den leichtesten Pinselstrichen desselben Künstlers seitdem, — es ist in ihnen, sage ich, nicht die so einfache Erzählung, nicht die ohne allen Schwulst so sanft hingleitende Sprache, durch welche der gebildete Leser so mächtig angezogen wird. Es ist nicht der Buchstabe, sondern der Geist. Mit der gleichen Einfachheit der Fabel, der gleichen Leichtigkeit, dem gleichen Adel der Sprache ist es möglich, ein sehr schaales, sehr schmackloses, sehr unkräftiges Werk zu verfertigen. Die Stimmung ist es, welche in diesen Werken herrscht; diese edelste Blüthe der Humanität, welche durch die Natur nur einmal unter dem griechischen Himmel hervorgetrieben und durch eins ihrer Wunder im Norden wiederholt wurde. Es schmiegt sich

an unsre Seele das lebendige Bild jener geendigten Kultur, die den Angriffen des Schicksals nicht mehr mit gewaltsamen Anstrengungen und Renkungen entgegen geht, und die eher alles, als die reine Ebenheit ihres Karakters und die leichte Grazie in den Bewegungen ihres Gemüths, verliert; jenes Beruhens in sich selbst und auf sich selbst, das es nicht mehr bedarf, durch Anstrengung seine Kraft aufzuregen und gegen den Widerstand anzustemmen, sondern das auf seiner eignen natürlichen Last sicher steht; jener Unbefangenheit des Geistes, welche die Dinge, auch bei ihrem gewaltsamsten Andrängen auf uns, dennoch keiner andern Schätzung würdigt, als der, die ihnen gebührt, daß sie Gegenstände unsrer Betrachtung sind, und welche auch dann noch den gefälligen Formen derselben ein ästhetisches Vergnügen, den Verzerrungen derselben ein leichtes Lächeln, wie Grazien lächeln, abzugewinnen vermag; jener Vollendung der Menschheit, die sich von der Sinnenwelt nicht losgerissen, sondern abgelöst fühlt, und die mit gleicher Leichtigkeit derselben ohne Mißvergnügen entbehren, oder ihrer mit Freude auf ihre Weise genießen kann. Wir finden uns mit Vergnügen in eine Welt versetzt, in der allein eine solche Stimmung möglich ist, unter eine Gesellschaft, deren Mitglieder alle gerecht, und wohlwollend sind, und deren Trennungen nicht durch bösen Willen verursacht, sondern selbst nur Stürme des widrigen Schicksals sind; — (denn Ungerechtigkeiten freier Wesen können uns

nie gleichgültig sein, und werden immer ernste Mißbilligung, keinesweges aber das leichte Lächeln erregen, wie die Verstoße der vernunftlosen Natur). Wir entdecken mit befriedigter Selbstliebe unter dem Einflusse des Künstlers eine Fassung in uns, die wir im Laufe des Lebens gewöhnlich nicht behalten; wir fühlen uns höher gehoben, und veredelt, und innige Liebe ist der Lohn des Dichters, der uns so sanft schmeichelt, um uns zu bessern.

Jeder hat den feinsten Sinn für diejenige Art der Ausbildung, der er zunächst bedürfte, und mag in der Stunde der Täuschung am liebsten das an sich finden, wovon eine leise Ahndung ihm sagt, daß es auf der nächsten Stufe der Kultur liege, die er zu ersteigen hat. Ein beträchtlicher Theil unsers Publikums ist noch nicht so weit, daß ihm nichts mehr, als die Grazie in seinen Bewegungen, die Leichtigkeit und Ungezwungenheit in seiner Kraftäußerung abgehe. Vielen fehlt es an der Kraft selbst. Für diese sind Darstellungen, wie die, von welchen wir reden, unschmackhaft; sie verwechseln die durch die Fülle der Kraft gehaltne Kraft, die sie nicht kennen, mit der Kraftlosigkeit, die sie nur zu wohl kennen. Diese mögen im Bilde lieber die rohe aber kraftvolle Sitte unsrer Urahnen sich angetäuscht sehen — eine Art, die so vorzüglich ist, als jede andre, wenn sie mit Geist behandelt wird — oder vergnügen sich wohl auch an den wunderlichen Renkungen in

unsern gewöhnlichen Ritterromanen, und an hochtönenden und vermessenen Reden.

Dem Dichter, von dem ich rede, war es gegeben, zwei verschiedene Epochen der menschlichen Kultur mit allen ihren Abstufungen auszumessen. Er nahm sein Zeitalter bei der letztern Stufe auf, um es bei der erstern niederzusetzen. Aber sein Genius überflog, wie es sein mußte, den langsamen Gang desselben. Er bildete, wie jeder wahre Künstler soll, sein Publikum selbst, arbeitete für die Nachwelt, und wenn unser Geschlecht höher steigt, so ist es nicht ohne sein Zuthun.

Über Geist und Buchstab in der Philosophie. Von Fichte. S. Philosophisches Journal von Fichte und Niethammer. Jena und Leipzig, 1798. 8. Bd. IX. Heft 4. S. 296.

Friedrich von Schlegel.

Fragmente.

Man tadelt die metrische Sorglosigkeit der Goethischen Gedichte. Sollten aber die Gesetze des deutschen Hexameters wohl so konsequent und allgemeingültig sein, wie der Karakter der Goethischen Poesie?

Wer Goethe's Wilhelm Meister gehörig karakterisirte, der hätte damit wohl eigentlich gesagt, was es jetzt an der Zeit ist in der Poesie. Er dürfte sich, was poetische Kritik betrifft, immer zur Ruhe setzen.

Lyceum der schönen Künste. Berlin, 1797. Bd. I. St. 2. S. 134. 166.

Ludwig Tieck.

(Garten der Poesie.)

Nestor. — Und das soll der Garten der Poesie sein? Der Schwärmerei, der Phantasterei, das will ich eher zugeben.

Göttin. Wen vermissest du?

Nestor. Da hat doch nun, nur ein schlechtes Beispiel zu geben, die deutsche Nation schon längst ihr goldnes Zeitalter der Poesie gehabt, und ich suche unter diesen Blumen und altfränkischen Dichtern vergebens einen Hagedorn, Gellert, Geßner, Kleist, Bodmer, — ich sehe keinen einzigen Deutschen.

Göttin. Die du nennst, kennen wir nicht, aber dort steht der wackre Hans Sachs.

Hans Sachs. Kennst du mein Fastnachtsspiel vom Doktor mit dem Narrenschneiden?

Göttin. Ein blumenvoller Hain ist zubereitet
Für jenen Künstler, den die Nachwelt ehrt,
Mit dessen Namen Deutschlands Kunst erwacht,
Der euch noch viele edle Lieder singt,
Um euch in's Herz den Glanz der Poesie
Zu strahlen, daß ihr künftig sie versteht;

Der große Britte hofft ihn zu umarmen,
Cervantes sehnt nach ihm sich Tag wie Nacht
Und Dante dichtet einen kühnen Gruß,
Dann wandeln diese heil'gen vier, die Meister
Der neuen Kunst, vereint durch dies Gefilde.

Nestor. Wer in aller Welt könnte denn das sein?

Bürger. (ihm leise in's Ohr) Goethe.

Nestor. O geht mir doch mit dergleichen, ich selbst habe erst neulich Hermann und Dorothea, der Genius der Zeit foderte das, so recensirt, daß man ja blind sein müßte, wenn man den Verfasser noch länger für einen Dichter halten wollte.

Sophokles (tritt herein). Was muß ich vom Dante hören? Ihr verschmäht es nicht, diesen Lästerer hier in diesem reinen Aufenthalte zu dulden? — ꝛc.

Romantische Dichtungen von Ludwig Tieck. Jena, 1799. 8. Theil I. Prinz Zerbino. S. 315.

Friedrich von Schlegel.

Fragmente.

Die französische Revolution, Fichte's Wissenschaftslehre, und Goethe's Meister sind die größten Tendenzen des Zeitalters. Wer an dieser Zusammenstellung Anstoß nimmt, wem keine Revolution wichtig scheinen kann, die nicht laut und materiell ist, der hat sich noch nicht auf den hohen weiten Standpunkt der Geschichte der Menschheit erhoben. Selbst in unsern dürftigen Kulturgeschichten, die meistens einer mit fortlaufendem Kommentar begleiteten Variantensammlung, wozu der klassische Text verloren ging, gleichen, spielt manches kleine Buch, von dem die lärmende Menge zu seiner Zeit nicht viel Notiz nahm, eine größere Rolle, als alles was diese trieb.

Athenäum. Berlin, 1798. Bd. I. St. 2. S. 56.

Dante's prophetisches Gedicht ist das einzige System der transcendentalen Poesie, immer noch das höchste seiner Art. Shakspeare's Universalität ist wie der Mittelpunkt der romantischen Kunst. Goethe's rein poetische Poesie ist die vollständigste Poesie der Poesie. Das ist der große

Dreiklang der modernen Poesie, der innerste und allerheiligste Kreis unter allen engern und weitern Sphären der kritischen Auswahl der Klassiker der neuern Dichtkunst.

Ebend. S. 68.

Noch ehe Hermann und Dorothea erschien, verglich man es mit Vossens Luise; die Erscheinung hätte der Vergleichung ein Ende machen sollen; allein sie wird jenem Gedicht immer noch richtig als Empfehlungsschreiben an das Publikum mit auf den Weg gegeben. Bei der Nachwelt wird es Luisen empfehlen können, daß sie Dorotheen zur Taufe gehalten hat.

Ebend. S. 71.

Wie die Novelle in jedem Punkt ihres Seins und ihres Werdens neu und frappant sein muß, so sollte vielleicht das poetische Mährchen und vorzüglich die Romanze unendlich bizarr sein; denn sie will nicht bloß die Fantasie interessiren, sondern auch den Geist bezaubern und das Gemüth reizen; und das Wesen des Bizarren scheint eben in gewissen willkürlichen und seltsamen Verknüpfungen und Verwechslungen des Denkens, Dichtens und Handelns zu bestehn. Es giebt eine Bizarrerie der Begeisterung, die sich mit der höchsten Bildung und Freiheit verträgt, und das Tragische nicht bloß verstärkt, sondern verschönert und gleichsam vergöttlicht; wie in Goe-

the's Braut von Korinth, die Epoche in der Geschichte der Poesie macht. Das Rührende darin ist zerreißend und doch verführerisch lockend. Einige Stellen könnte man fast bürlesk nennen, und eben in diesen erscheint das Schreckliche zermalmend groß.

Ebend. S. 139.

Nicht Hermann und Wodan sind die Nationalgötter der Deutschen, sondern die Kunst und die Wissenschaft. Gedenke noch einmal an Keppler, Dürer, Luther, Böhme; und dann an Lessing, Winkelmann, Goethe, Fichte. Nicht auf die Sitten allein ist die Tugend anwendbar; sie gilt auch für Kunst und Wissenschaft, die ihre Rechte und Pflichten haben. Und dieser Geist, diese Kraft der Tugend unterscheidet eben den Deutschen in der Behandlung der Kunst und Wissenschaft.

Ebend. Bd. III. St. 1. S. 28.

August Wilhelm von Schlegel.

Fragmente.

Manche haben es in Hermann und Dorothea als einen großen Mangel an Delikatesse getadelt, daß der Jüngling seiner Geliebten, einer verarmten Bäurin, verstellter Weise den Vorschlag thut, als Magd in das Haus seiner guten Eltern zu kommen. Diese Kritiker mögen übel mit ihrem Gesinde umgehen.

Athenäum. Bd. I. St. 2. S. 4.

Wenn man sich nicht durch Künstlernamen und gelehrte Anspielungen blenden läßt, so findet man bei alten und neuen Dichtern den Sinn für bildende Kunst seltner als man erwarten sollte. Pindar kann vor allen der plastische unter den Dichtern heißen, und der zarte Styl der alten Vasengemählde erinnert an seine dorische Weichheit und süße Pracht. Propertius, der in acht Zeilen eben so viel Künstler karakterisiren konnte, ist eine Ausnahme unter den Römern. Dante zeigt durch seine Behandlung des Sichtbaren große Mahleranlagen, doch hat er mehr Bestimmtheit der Zeichnung, als Perspektive. Es fehlte ihm

an Gegenständen, diesen Sinn zu üben: denn die neuere Kunst war damals in ihrer Kindheit, die alte lag noch im Grabe. Aber was brauchte der von Mahlern zu lernen, von dem Michel Angelo lernen konnte? Im Ariost trifft man auf starke Spuren, daß er im blühendsten Zeitalter der Mahlerei lebte, sein Geschmack davon hat ihn bei der Schilderung der Schönheit manchmal über die Gränzen der Poesie fortgerissen. Bei Goethen ist dies nie der Fall. Er macht die bildenden Künste manchmal zum Gegenstande seiner Dichtungen, außerdem ist ihre Erwähnung darin niemals angebracht, oder herbei gezogen. Die Fülle des ruhigen Besitzers drängt sich nicht an den Tag, sie verheimlicht sich auch nicht. Alle solche Stellen hinweggenommen, würde doch die Kunstliebe und Einsicht des Dichters, in der Gruppirung seiner Figuren, in der einfachen Großheit seiner Umrisse unverkennbar sein.

Ebend. S. 50.

Der Aufsatz in den Musageten über Weiblichkeit in der Kunst, in der Natur und in der Gesellschaft ist ungemein belebt und anziehend geschrieben, voll gutgedachter Winke, die reicher und treffender sind, als förmliche methodische Abhandlungen über die Weiblichkeit. So muß man eben von ihr reden, so muß man sie nehmen. Einzelne Hinweisungen, anschauliche Beispiele sind ihr viel gemäßer, als ein vollständiges System, das sie grade recht

vernichtet, statt sie festzusetzen. Der Verfasser freut sich darüber, daß Deutschlands erster Dichter zugleich der Dichter der Weiblichkeit ist; dies werden auch die Frauen eben so schön als billig finden.

Ebend. Bd. II. St. 2. S. 311.

Friedrich von Schlegel.

Versuch über den verschiedenen Styl in Goethe's früheren und späteren Werken.

Athenäum. Bd. III. St. 2. S. 170 — 181.

Daniel Jenisch.

Über die hervorstechendsten Eigenthümlichkeiten von Meisters Lehrjahren; oder über das, wodurch dieser Roman ein Werk von Goethens Hand ist. Ein ästhetisch-moralischer Versuch von D. Jenisch. Berlin, 1797. 8.

August Wilhelm von Schlegel.

Über William Shakespeare bei Gelegenheit Wilhelm Meisters.

Die Horen. 1796. St. 4. S. 57. — 112.

C. G. Körner.

Über Wilhelm Meisters Lehrjahre. Aus einem Briefe vom Jahr 1796.

Ästhetische Ansichten. Leipzig, 1808. 8. Auff. V.

Friedrich von Schlegel.

Über Goethe's Meister.

Athenäum. Bd. I. St. 2. S. 147 — 178.

Therese Huber.

geb. Heyne.

Nur über Einen Mann behielt der Sammler nichts zurück, so trivial, so jugendlich, so vom Eindruck des Moments geboren manches ist, — alles, was Huber von Goethe sagt, blieb unverhohlen. Über Goethe zu forschen, zu grübeln, zu urtheilen, ist dem Mann von litterarischer Bildung und von gebildetem Gefühl ein Bedürfniß — wahrlich der Vergleich steht hier nicht als Schmeichelei gegen Goethe, sondern als Erklärung von dem Gesichtspunkt, von wo aus der Sammler die Urtheile über ihn betrachtete — ein Bedürfniß, wie dem Menschen das Forschen nach der Natur der Gottheit. Der erhabenste Gedanke, wie der kindlichste Irrthum, ehrt sie, denn er zeigt, wie bedürftig des Menschen Herz ist, sie zu fassen. Sollte das Ungefähr Goethen einen Blick in diese Blätter werfen lassen, so wird er, auf der unantastbaren Höhe, wo er steht, es gern sehen: daß Hubers Ansicht seiner eine der interessantesten Ansichten von Hubers Art zu urtheilen giebt.

L. F. Hubers sämmtliche Werke seit dem Jahre 1802. Tübingen, 1806. 8. Vorwort zu den Briefen S. 251.

Ludwig Ferdinand Huber.

Aus Briefen.

Frankfurt a. M. den 14. April 1788.

Du scheinst mir den Egmont etwas idealisirt zu haben, ich fühle sehr gut, wie man das alles darin finden kann, ob es aber eben für die Wirkung, von der du viel sprichst, da ist, weiß ich doch nicht. Über den Alba bin ich ganz deiner Meinung, das ist wieder einmal eine Behandlung, wo dem Kühnsten das anch'io son pittore im Munde stirbt; den Traum habe ich erkältend gefunden, so auch die Selbstmörderin, es hat etwas von den neuen Briefen im Werther. — Ich schicke dir hier den Egmont. Auch hier, wie im Götz, im Werther und der Iphigenie, ist kein Strich Manier des Dichters, und alles Manier des Sujets. Aber eben diese Treue hat hier einen kleinen Anstrich von Kälte hervorgebracht. Die Niederländer sind hier, wie in der Wahrheit, kalte, fröhliche Menschen, die ihre Freiheit bona fide genießen, sich aber lange hudeln lassen, ohne etwas zu unternehmen, und erst durch die höchste Anstrengung des Despotismus gezwungen werden, etwas zu thun. Egmont ist ein Held, aber ein niederlän-

discher Held. Vom Alba bin ich neugierig dich zu hören, auch von dem Mädchen und von dem Ferdinand und Egmont. Wir werden mehr davon sprechen, jetzt fürchte ich zu viel von deinem Genuß zu anticipiren. Schon dies ist zu viel, ich war aber voll. —

Mainz, den 20. November 1788.

Deine Idee beim Egmont „eine Art von Tom Jones“ ist gar hübsch. Sie hat mich durch ihre Wahrheit und Sonderbarkeit frappirt. Im Grunde ist der Egmont gegen die konventionellen heroischen Karaktere ganz, was der Tom Jones gegen die konventionellen Romanhelden war. —

Mainz, den 9. Mai 1789.

Ich habe nunmehr den achten Band von Goethe gelesen. Die Geheimnisse sind mir zu quälend, und um desto quälender, weil es in Goethens Manier liegt, dem Mystischen einen simpeln, kinderleichten Anstrich zu geben. Aber die Verbindung eines unverständlichen Stoffs mit der verständlichsten Manier hat für meinen Kopf etwas besonders Schmerzliches. Meine Lieblinge unter allen sind: „Meine Göttin“, das ich gar nicht kannte, und unnachahmlich göttlich ist, und der berüchtigte „Prometheus,“ den ich ehmals noch nicht in succum et sanguinem vertirt hatte wie jetzt. Wie sieht es bei diesem Prometheus mit unsern Gesetzen für die Freiheit des Dichters aus?

Welcher heilig unheilige Richter wird es wagen, ihn aus dem erlaubten Gebiet der Begeisterung zu verdammen? Unter den kleinen Epigrammen im griechischen Geschmack ist mein Liebling: „Schlummer und Schlaf.“ Mir fällt bei dem Prometheus Moses Mendelssohn und seiner nachherigen Berliner Stellvertreter ganze ... wieder ein, die sich's unterstanden, ihn als einen Jugendstreich zu behandeln, ohne zu wissen, von wem er war, und Jacobi'n auf den Kopf einer Lüge zeihten, daß Lessing solche erbärmliche Schülerverse bewundert haben könnte. Erinnerst du dich's? —

Mainz, den 8. März 1790.

Zuvörderst etwas vom Tasso. Mir scheint dein letztes Urtheil nicht richtig. Dieses Produkt ist in seiner Art wohl eben so vollkommen, als Göz, Iphigenie und Egmont. Der Eindruck, den es das erstemal zurückläßt, ist freilich widrig, es ist eine Art von tragischer Satyre, in die man sich nicht gern findet. Aber das verschwindet in der Folge immer mehr und mehr, man trifft auch mit dem Dichter eine Art von Übereinkunft über seine weitschweifige Behandlung, über seine Auseinandersetzung durch unendliche Monologen, bei denen auch nicht einmal der Anstrich von Natürlichkeit gesucht worden ist, den man, Lessings Beispiel zufolge, glaubt Monologen geben zu müssen — und dann hat man eben so reinen Genuß, als bei

Goethens andern Werken. Und mit Goethen ist ja diese Übereinkunft gar bald getroffen, weil der Geist des Ganzen jedesmal von den Vortheilen der Manier und selbst der eigenthümlichen Fehler jeder Manier überzeugt. An der innern Wahrheit der einzelnen Karaktere ist durchaus nichts auszusetzen, Tasso lebt zwiefach für uns in Rousseau und in noch jemand, dessen Bild bei seiner Trennung von uns euch nicht verlassen hat, von dem Augenblicke an, da Tasso nach Rom will. Antonio wäre schwerer zu finden, aber wie schön und wahr ist der Karakter! Ich gestehe dir, daß die Prinzessin mich fast verführt, eine Untreue an Iphigenien und Klärchen zu begehen. Wie unendlich fein und doch wie lebendig und anschaulich ist die schöne Weiblichkeit wieder in diesem Karakter nüancirt. Alphons mit so wenigen Strichen so fürstlich edel, ohne Gepräng. Und Leonorens gutmüthige Feinheit, vorzüglich in den Scenen mit Antonio, die zweite Stufe von Weiblichkeit, auf welcher sie neben der Prinzessin steht — wenn der Dichter solche Resultate gewonnen hat, so kann ich nicht einen Augenblick mehr zweifeln, ob er sie auch auf einem andern uns geläufigern Wege hätte gewinnen können und sollen; und ich traue fest, daß sein Weg der einzige rechte war. Mit allem dem will ich nicht läugnen, daß der erste verworrne, peinliche Eindruck, den dieses Stück macht, sehr wahr sein mag; keine Theorie der ästhetischen Empfindungen reicht zu, uns zu sagen, wie diese

Behandlung eines Karakters wie Tasso wirkt, und die Gattung dieses Stücks zu bestimmen. Doch schwamm in mir auch das erstemal diese Empfindung oben: freudige Bewunderung der seltsamen Kombination, in der äußersten Paradoxie des Gedankens und der höchsten Simplicität der Ausführung. Reicher an sogenannten Stellen ist dieses Stück übrigens als irgend eines von Goethe, aber jedes einzeln ist köstlich. Was hast du gesagt zu der „goldnen Zeit" in der Scene der Prinzessin mit Tasso im 2ten Akt, und zu dem „Seidenwurm" in der Scene des Alphons mit Tasso im 5ten Akt? —

Mainz, den 28. Juni 1790.

Was du am Faust liebst, verkenne ich nicht; aber ich meine nur, daß in Mephistopheles Plan nichts anders zu liegen scheint, als die Sinnlichkeit zum Werkzeug von Fausts Verderben zu machen, und das fällt um so mehr auf, jemehr im Faust selbst liegt. Oder meinte es Goethe so, daß der Teufel, der höhere Geist selbst, den Menschen, einen Menschen von Fausts Gehalt, nicht faßte, mißverstand? Das scheint doch nicht. Vielmehr verachtet, persifflirt Mephistopheles alles Geistige in dem Menschen, alle Empfindung, weil ihm anschaulich ist, daß alles das sich in der Materie, in den Sinnen verliert. Daß dem kraftvollen Genie das abstrakte Denken nicht genügt, giebt er ja für den Keim seines Verderbens an, jedes andre pla-

tonische, geistige Bedürfniß im Faust sieht er als maskirte Sinnlichkeit an — und er, der Teufel, muß es doch am besten wissen. Von der Seite scheint mir also Goethe ganz der pöbelhaften Idee vom Teufel und Menschen gefolgt zu sein — und er hat am Ende wohlgethan, denn es kam auf Darstellung an, so gut wie bei einem Sujet aus der Mythologie oder dem heroischen Zeitalter Griechenlands, bei der man auch nur die für die poetisch-sinnliche Darstellung interessantesten Seiten auffaßt, nicht sich bemüht, den moralischen oder philosophischen Gehalt der Idee, die zum Grunde liegt, zu berichtigen. Nur sind diese Ideen uns durch Entfernung oder Associationen schon veredelt, ehe sie der Dichter gebraucht; jene sehen wir plump und platt, und die bald edle bald pikante, und immer geistvolle Form, in die sie der Dichter kleidet, macht eine Art von Täuschung, die uns verführt, etwas andres, tiefer liegendes, darunter zu suchen. Mephistopheles sieht Obscönität im Platonismus des Menschen, der höhere Blick des bösen Geistes ist konsequente, unbestechliche Faunenweisheit. — Daß Goethe darum den menschlichen hohen Werth Fausts nicht vernachlässigte, troz der Verachtung, der er ihn im Mephistopheles aussetzte, ihn doch con amore warm und erhaben ausmahlte, macht seinem Genie Ehre, aber es ist peinlich! Das Peinliche löst sich dann freilich am Ende auch in höhere Bewunderung des Dichters auf, deine beliebte erhabene Ruhe hält am Ende hier auch

her, man sieht im Dichter den Herrn seines Stoffs, seiner Welt, den höchsten Blick, der über dem Teufel und dem Menschen schwebt, den frei spielenden Geist, der nirgends durch unzeitige Wahrheit — also nicht mehr Wahrheit — beschränkt, jede relative Wahrheit der Imagination ungescheut auffaßt und erschöpft. Und gerade dies — ich wiederhole es über den Faust mit verdoppelter Ehrfurcht — hat unter allen Dichtern der Welt Goethe allein ganz vermocht. Es ist die reinste, konsequenteste Imagination, ewig unvermischt mit seiner eignen Individualität; das großmüthigste, freieste, unbedingteste Opfer, das je der Muse und dem Genius gebracht wurde.

Mainz, den 15. Oktober 1790.

Deine Nachrichten von Goethe waren mir sehr lieb, und ich beneide dich, wie ich mich freue, daß du diesen Menschen so ausgekostet hast. Daß du in seiner Philosophie den Grund zu seiner Unerreichbarkeit als Dichter findest, mag wohl eine kleine Vermengung sein. Bildung und Ruhe fehlten im Werther, in Götz und Faust, (der doch zum Theil aus jenen früheren Epochen ist), aber diese glückliche Dichterorganisation, die jeden so verschiednen Stoff ergriff, und sich mit ihm amalgamirte, die ist schon in jenen Werken. Und in dieser lag wohl eher der Grund, daß er jetzt dies System erwählt hat, als umge-

kehrt. Was machst du mit seinen Grundsäzen allein? Seine Organisation, seine Existenz hätte ich ihm ablernen mögen. —

Mainz, den 27. Februar 1792.

Ich lese, daß der Groß-Cophta von Goethe in Weimar aufgeführt worden ist. Hörtest du nichts weiter davon, und ob er nicht bald zu lesen sein wird? In mir ist die Erwartung, daß die Gränzen der Kunst damit um so viel weiter hinausgerückt sind, und diese Erwartung giebt mir noch immer niemand als Goethe. —

L. F. Hubers sämmtliche Werke seit dem Jahre 1802. Tübingen, 1806. 8.

Ungenannt. (= Rahel Levin)

Aus Briefen.

Berlin, den 18. Februar 1794.

Von Homer — o weh! denn es ist ordentlich ein Schmerz, so schön kommt mir die Odyssee vor! — Wie die Griechen von den Menschen sprechen — wie sie immer alles Letzte zusammenfassen und es ganz gemein sagen, damit es ganz groß ist und edel klingt — sie fassen immer alles so wie es ist, und betrachten und erzählen's nur; den Menschen thun die Götter alles; das Fatum ist über die Götter; eine Macht erlegt die andere, und sie erzählen wie sie's leiden. Haben Sie bemerkt, daß Homer, so oft er von Wasser redet, immer groß ist, wie Goethe wenn er von den Sternen redet? Dem seine Sternenreden sind Ihnen gewiß nicht so gegenwärtig, wie mir: in Iphigenie Orest, in den kleinen Gedichten „an Lida," und noch unendlich oft in seinen besten und geringeren Sachen. —

Berlin, den 1. Juni 1795.

— Das Gedicht an die Knappschaft zu Tarnowitz ist himmlisch. Ja, ja, Redlichkeit ist das Wort, das ich

meine, die und Verstand, die bahnen manchen Weg. Redlichkeit ist Wahrheit; und nur ein Narr liebt sie nicht. Und wie himmlisch, „helfen“ sagt er, ja helfen thun sie auch nur. Die Welt findet man fertig, wie sie ist. Die Wege muß man suchen. Noch Eins! wie göttlich paßt dies alles im Allgemeinen, mit jedem Wort und wie ganz für den Fall und die Knappschaft, sogar selbst für die, moralisch-verständlich: und wie schön, umgekehrt, sieht man erst bei einer zweiten Übersicht, daß es auch für diesen einzelnen Fall anpassend gilt. Es ist ein wirkliches Gedicht, diese Zeilen, jedes Wort ist dichterisch, als wär's mit einer Fluth aus dem Kopf gekommen, es ist ein Ganzes, und ist eine allgemeine Wahrheit. Es fängt so fragend, so phantastisch an, und schließt so bündig; und die Wahrheit ist so grabend, und so tief wie ein Bergwerk selbst. Kurz, mir scheint's sehr poetisch: und so orakelartig, wie die Dichter sprechen sollten. In diesen Zeilen hat er auch wieder die stille Natur, und die bewegte Welt, und dann die Wahl, die einem bleibt, berührt. Ein wahrer Dichter muß an die äußersten Enden greifen — bezeichnet er den Tasso selbst, den hab' ich studirt, wie Er Hamlet — und diese bei jedem kleinen einzelnen Fall immer natürlich berühren, ist ein großer Dichter. Ich bin schon wieder in Goethe hineingekommen: dann muß man mir vieles verzeihen. Ich werd' Ihnen schon einmal sagen wie so. In einem Briefe klänge mir das zu schön.

Sie kennen doch von der Art Gesichter, die zu schön sind. —

Wenn er auch alles im Wilhelm Meister erfunden hat, Aurelien auch, die Reden von ihr hat er einmal gehört, das weiß ich, das glaub' ich. Es sagt's ja die Prinzessin im Tasso auch; nur aus einem andern Ton. Wie groß ist das. Gehört hat er's aber. Die Frauen laß ich mir nicht abstreiten. Entweder, man denkt so etwas als Frau, oder man hört's von einer Frau. Zu erfinden ist das nicht. Alles andre nur Menschenmögliche gesteh' ich ihm zu. Das weiß ich aber als ich. Im Grunde gefällt mir der erste Theil von Meister besser; im Grunde sollte man von keinem Werke sprechen, welches nach und nach erscheint, und keins so herausgeben. —

Berlin, den 22. Juli 1808.

Du hast keine Vorstellung davon, mit welchem Schreck ich erwache! Eine hemmende Überlegung, die selbst nie zu Ende kommt, drückt mir das Herz zu, und wie zurück. So blieb ich wie unentschlossen im Bette liegen; wie unentschlossen; denn wußt' ich nicht eben zu gut wie alles ist, und daß nichts zu beschließen ist? Es wurde mir alles zur Angst. Ich dachte, ich wolle es dir schreiben, und nahm den Band Goethe in die Hand, und ging herunter. Da lag er neben mir, und ich wie verzweifelt neben ihm! — Ein Fest war sonst ein neuer Band Goethe

bei mir; ein lieblicher, herrlicher, geliebter, geehrter Gast, der mir neue Lebenspforten zu neuem, unbekannten, hellen Leben gewiß erschloß. Durch all mein Leben begleitete der Dichter mich unfehlbar, und kräftig und gesund brachte der mir zusammen, was ich, Unglück und Glück zersplitterten, und ich nicht sichtlich zusammenzuhalten vermochte. Mit seinem Reichthum machte ich Compagnie, er war ewig mein einzigster, gewissester Freund; mein Bürge, daß ich mich nicht nur unter weichenden Gespenstern ängstige; mein superiorer Meister, mein rührendster Freund, von dem ich wußte, welche Höllen er kannte! — kurz, mit ihm bin ich erwachsen, und nach tausend Trennungen fand ich ihn immer wieder, er war mir unfehlbar; und ich, da ich kein Dichter bin, werde es nie aussprechen, was er mir war! Noch muß ich weinen, so rührt es mich! — Nun hast du gesehen, wie ich nach dem Buche nicht fragte; und eine Art von Furcht, die meine Nachlässigkeit unterstützte, hielt mich ab von dem Buche; ich fürchtete, ihn und mich nicht mehr darin zu finden. Dies auch als Zeichen meines Absterbens, meines Grams, meines Hinseins wollte ich dir schreiben, und ich verging vor Schreck und Erstarren und Weh darüber! aber dumpf blieb es, und unfruchtbar der Schmerz! Mein Freund, mein einziger Freund neben mir, und wir beide todt, todt! Mein Frühstück blieb ein wenig lange, und einen Augenblick ließ es die Angst doch zu, daß ich das Buch

nahm. So lese ich auch ohne Muth und Hoffnung — und finde — grade was mir ist! Lies das Vorspiel! Seite 14. sagt die lustige Person vieles, und am Ende:

Noch sind sie gleich bereit zu weinen und zu lachen,
Sie ehren noch den Schwung, erfreuen sich am Schein;
Wer fertig ist, dem ist nichts recht zu machen,
Ein Werdender wird immer dankbar sein.

Dichter.

So gieb mir auch die Zeiten wieder,
Da ich noch selbst im Werden war,
Da sich ein Quell gedrängter Lieder
Ununterbrochen neu gebar,
Da Nebel mir die Welt verhüllten,
Die Knospe Wunder noch versprach,
Da ich die tausend Blumen brach,
Die alle Thäler reichlich füllten.
Ich hatte nichts und doch genug,
Den Drang nach Wahrheit und die Lust am Trug.
Gieb ungebändigt jene Triebe,
Das tiefe schmerzenvolle Glück,
Des Hasses Kraft, die Macht der Liebe,
Gieb meine Jugend mir zurück!

Mein Freund hat es auch diesmal für mich ausgesprochen! Und niemals will ich an dem nun verzweifeln! Urtheile, wie er heute, in dem Augenblicke, auf mich wirkte! Allen Dank, alle Zärtlichkeit hat er wieder in mir aufgeweckt. Dies mußte ich dir doch ungefähr so sagen, wie

es war. Und nun das geschehen ist, preßt sich mein Herz doch wieder zu. Ich will nun weiter lesen. —

Berlin, den 6. November 1808.

Über die Darstellung der Gegenden denke ich bei weitem anders, als du! Sie darstellen, oder sie beschreiben, ist schon ein unendlicher Unterschied, und bald muß ein Dichter das eine, bald das andere. Du z. B. hast in deinem Dresdener Briefe die Brücke ganz göttlich beschrieben, und willst du je in einem Gedicht eine Beschreibung, so brauchst du nie eine bessere zu machen. Goethe aber z. B. hat durch seinen ganzen Hermann und Dorothea durch — ohne daß Einer so gütig ist, daran zu denken — von der ersten Zeile bis zur letzten, so genau eine Gegend, einen Tag, und sein ganzes Wetter und Schreiten dargestellt, daß er ein Element seines Gedichts ist, und wie ein wahrer Tag, eine wahre Gegend, es machen hilft. Das weiß ihm meines Wissens noch keine gedruckte Zeile Dank. Wer da nicht die Gegend sieht, von der Goethe spricht, dem fehlt die Camera obscura, von der Jean Paul spricht; und Goethe hat es so eingerichtet, daß sie wirklich beinahe fehlen kann, und nur der sie nicht sieht, den man etwa zweimal hintereinander an denselben Ort führen, und ihm einbilden kann, es seien verschiedene.

Berlin, den 17. December 1808.

Was du mir über den Meister geschickt hast, hat mich ganz besonders gefreut. — Das ganze Buch ist für mich nur ein Gewächs, um den Kern als Text herumgewachsen, der im Buche selbst vorkommt, und so lautet: „O wie sonderbar ist es, daß dem Menschen nicht allein so manches Unmögliche, sondern auch so manches Mögliche versagt ist!“ Du kennst die Stelle von mir. Und dann die andre, daß dem Menschen jeder Strich Erde, Fluß und Alles genommen ist. Mit einem Zauberschlage hat Goethe durch dies Buch die ganze Prosa unsers infamen, kleinen Lebens festgehalten, und uns noch anständig genug vorgehalten. Daran hielten wir, als er uns schilderte; und an Theater mußte er, an Kunst, und auch an Schwindelei den Bürger verweisen, der sein Elend fühlte, und sich nicht wie Werther tödten wollte. Den Adel wie er ist, und der den Andern als Arena — ich weiß das Wort jetzt nicht — vorschwebt, als wo sie hin wollen, zeigt er beiläufig, gut und schlecht, wie es fällt. Dann bliebe noch die Liebe; und darüber ist die gedrängteste Bemerkung die, welche ich anführte, und wo sich Geschichten darum bis zur Niedrigkeit und bis zur Tragik bewegen; die Menschen treffen sich nicht; Vorurtheil, wenn sie sich getroffen haben, trennt sie, der Harfner, Aurelia u. s. w. und da der Mensch nichts hier begreift, weil ihm die andre Hälfte, wozu dies Irrspiel gehören mag, fehlt, so

bricht Meister und Goethe in die Betrachtung aus, daß unser Mögliches hier, was wir dafür halten, auch mit Ketten gehalten sein mag, an Pilastern, die auf andern Welten ruhen, die wir wieder nicht kennen; unterdeß bewegen sich aber die Menschen, und dies trägt er uns in seinem Buche wie in einem Spiegel vor. Verzeih, und sieh die entsetzliche Eil! — Künftig einmal über jedes Wort!

Berlin, den 4. Januar 1810.

Als ich vorgestern von N's Briefe wie gespornt mir seinen Verlauf hinschreiben mußte, konnte ich für den Gedanken, den ich dabei hatte, daß gewöhnliche Menschen nur das Weltgewirre sehen, wie es dasteht, ohne seine Quellen zu ergründen, noch das ewige Walten der Grundlaute und Grundfarben — ich weiß wieder keinen Ausdruck — zu gewahren, keinen Ausdruck finden, da fiel mir, wie meist immer, ein Bild ein, und hohe Musengestalten sah ich wie verkannte Wohlthäter und Götter ungesehen umherwandeln: und ich schrieb Musengestalten; dann brauchte ich das Gewirre der Welt, welches ich auch sah, und da schrieb ich Weltwirrwar; wohl gleich an Goethe denkend! Nachher fiel mir aber erst ein, daß er, in demselben Gedichte, auch eine große Musengestalt brauchte. Ich dachte noch einmal über das Gedicht, und verstand es

ganz anders! Ich freute mich unendlich, daß die beiden Ausdrücke mir auch gekommen waren: und konnte es nicht erdulden, daß, wenn man diese Blätter lesen würde, man nun denken müßte, ich habe sie freundschaftlich, eben weil ich ihn liebe, aus dem Goethischen Hans Sachs geborgt: ich wollte, daß man wissen soll, wie es in mir zugegangen ist. Noch wünsche ich darauf aufmerksam zu machen, daß wenigstens ich es gar nicht nenne ein Gedicht verstehn, bis mir nicht Ähnliches vor oder nach dem Lesen damit begegnet ist. Ich verstehe kein Buch, bis ich mir nicht sagen kann, wie der Autor dazu gekommen ist es zu machen, wie es in ihm dabei vorging: so muß jedes Buch einen Text in sich tragen, wie einen Kern, um den es herumwächst; und ist es sehr gut, und je besser es ist, so wieder in seinen einzelnen Theilen! So war mir z. B. der Kopf ganz verschlossen über Erlkönig, und erst den vorigen Winter verstand ich ihn plötzlich. Noch weiß ich kein Wort über „das Wasser rauscht', das Wasser schwoll", hingegen verstehe ich die Pandora und die natürliche Tochter ganz anders, als die andern Leute. Das ist das Alter. In dem Fürsten ist alle Leidenschaft in Tochterliebe umgewandelt, und diese noch unbehandelte Liebe als Leidenschaft zeigt Goethe. Epimetheus ist alt wie ein Sohn der Erde, von ihr, und Kenntniß ihrer, vom Alter, von Undank, von der angehäuften Zahl der Übel, gedrückt, von Hoffnung endlich entblößt! Das wahre Al-

ter; nicht einmal ungeduldig: den „welken Kranz" betrachtend, die Jungen bedauernd, nicht beneidend, und doch rastlos im Schaffen, weil die Noth es gerade heischt. Mir hat's einen entsetzlichen Eindruck gemacht: ich verstand gleich das Alter. Ich wurde damals alt. Auch alt wird man plötzlich. Auch das Alter entfaltet sich wie eine Blüthe plötzlich aus der Knospe, wenn schon die ganze Jugend es vorbereiten muß. —

Berlin, im December 1811.

Mir liegt gar nichts daran, ob die Blätter gedruckt werden: wenn Goethe sie nur gesehn hat, er nur weiß, welche bewußte Liebe für ihn schon mit ihm zugleich lebt. Wie vergöttert er in Deutschland, in Berlin wird. Das Publikum hat ihn in seinen Schriften, und die, welche ihn nicht mit Herzschlag und allen Sinnen verehren, hegen, ewig zu ihrem eignen Erstaunen und Freude immer von neuem lieben, die werden doch die Andern nicht verstehen, die das manchmal auszusprechen gedrungen waren. Ich habe ihm seit drei Wochen, wo Tasso zum erstenmal hier gegeben wurde, alle Tage ungenannt schreiben wollen. Auch Krankheit hielt mich ab; dort wurd' ich es. Ein einzig Publikum, Leute mit Büchern sitzen und hören's da! Junge Offiziere, gespannt wie bei Schlachten, stehen und horchen. Meine Wonne, es mußten acht-

hundert Menschen Goethens Götterworte hören und in die Seele einnehmen. Es wurde weit besser gespielt, als man je denken sollte. Das Ganze war von tiefer Wirkung und herzzerreißend bei der Katastrophe. Wie weint' ich im Tasso bei jeder Stelle; wie der Soufleur im Meister, aus Schönheit. Wie Tasso das Gedicht giebt, welch ein Moment! Die Fürsten wie edel, wie einsichtig. Welche Lehre, wie großartig! —

Berlin, den 2. December 1812.

— Eigentlich wollt' ich dies niederschreiben. Wie finde ich Goethe groß in den Worten, die der Prinz im Triumph der Empfindsamkeit sagt: „O ihr Götter! schickt mir ein neues, unbekanntes Glück aus den Weiten der Welt!" Wie schlagen diese wenigen Worte bis nach den zwei äußersten Enden des Menschen hin. Ganz zertrümmert ist das Gemüth des Prinzen; nichts davon hat er sich vorbehalten; alles ehrlich eingesetzt; das Schicksal konnte ihm nehmen, und nahm ihm, alles in der Puppe: ohne Herz, fühlt er — nur dies kann er noch fühlen — kann er nicht leben! Er hat keine Hoffnung; in der ganzen bekannten Welt ist ihm nichts geblieben, eine zu bilden; sein Inbegriff ist hin! Der Geist ist ihm noch übrig geblieben; mit dem hält er noch alles für möglich; eine neue Welt, die er nicht erfinden kann; mit die-

sem Geiste setzt er der Götter Macht voraus; sein Herz muß von ihrer Güte haben, weiter leben; und so fleht er sie im gefühlten Untergang an. — Sonderbar ist's! Die Andern glauben auch Liebe beschreiben zu können; und sind noch recht stolz darauf, wenn sie sie, wie sie es nennen, nicht als Leidenschaft gefühlt haben: sie meinen, dann ging es um so besser — haben sie sich aus Goethe's Definition eines Dichters im Meister herausstudirt. Mit gestampften Lumpen, Galläpfeln und Gänsekielen hoffen sie herauszuwürfeln die furchtbargroßen und doch tröstenden Orakelsprüche, die aus dem Tempel nur kommen, den die Natur sich selbst geschaffen hat in dem Herzen der gelungensten Menschen! —

Prag, den 28. März 1814.

Sollte Goethe mit Bedacht im Wilhem Meister alle diejenigen, denen die Liebe das ganze Leben in sich aufnahm, haben sterben lassen? Sperata, Mariane, Mignon, Aurelie, der Harfenspieler? — Und sollte er die beiden Texte zu dem Buche in dem Buche kennen? die des ganzen Werkes Keim sind, aus dem es nur Goethe's Geist, wie Sonne, hervortrieb? — die Bemerkung nämlich, „daß jeder Fluß, jeder Berg genommen sei auf der Erde," und dann das, was Meister Aurelien, vor oder nach seiner Verwundung an der Hand, sagt: „O wie sonderbar ist es, daß dem

Menschen nicht allein das Unmögliche, sondern auch so manches Mögliche versagt ist!" Dieses Netz von Witz, in dem uns die Götter hier gefangen halten, in welchem wir errathen, toben, arbeiten, beten müssen, und durchschauen und durchgreifen können. Für möglich halten wir manches; das was nicht ist, ist unmöglich; wenn wir das immer wüßten und dächten, thäten wir nichts; und kein Buch würde wohl geschrieben mit seinen Voraussetzungen, Bildern, Beweisen und Erörterungen.

Darum finde ich auch in Goethe's Tasso das tragischeste Ereigniß. Ganz seiner innersten Natur zuwider, muß er sich am Ende an den halten, der ihm das Abscheulichste ist; im Kampfe mit der Seligkeit seines Herzens überwunden, sie fahren lassen; und endlich, um das Vernünftige zu ergreifen, die Seele nach der unnatürlichsten Lage hinrenken; und so das Herz in fremden, rauhen Gehegen ausströmen lassen, welches geboren war, nach seinen selbsterkornen Himmeln zu strömen. Solcher Todtschlag bleibt ein ewiger Schmerz: ist nicht zu bekämpfen, nicht zu ändern, und einzig tragisch. —

Baden bei Wien, den 19. Juli 1815.

— Wie freut es meine Seele! — doch eigentlich (du weißt es) mit Goethe'n gleich zu denken und zu fühlen, über unsere Geschichten und ihre Helden: nicht umsonst,

denn nicht ohne Grund empfand ich Welt und Licht, die Natur — eigentliche Geschichte — wie er. Ich bin nicht vermessen; wenn ich mich auch vergleiche. So wie ich es sage, find' ich es wahr; und dann kann ich's auch sagen: und so sehe ich auch die Menschen an, auf die man merkt. Ja, es geht so weit, daß, hätte man mir die ganze Zeit das Gegentheil von Goethe berichtet, ich wäre eben so gewiß in meiner Seele gewesen, daß er's so nimmt, wie man es jetzt so eilig, patriotisch, kleingesehen, feig und selbstisch tadelt. Den Egmont schreibt man nicht von ungefähr, und ändert sich nachher. Wie die Andern, die nichts geschrieben haben in ihren oft dicken Büchern: nichts was sie wirklich wären! die immer einem Zeitalter nach, aber nie vor sprechen. Geschichte sieht man, konstruirt sie selbst: die geistige Entwickelung der Völker ist ihre Geschichte: und die bringen Sterbliche, wie Goethe, hervor, indem sie sie sehen, verkündigen, prophezeihen, auch rückwärts, wie Friedrich Schlegel in der guten Zeit wußte, und sie sind es, die ihr Volk umbilden. Aber aus eben diesen Ursachen murrt immer das Rohe im Volke gegen ihre Moses, Sokrates, Rousseau, Goethe'n! — Goethe hat den Leopoldsorden bekommen. Wie freut das meine Seele! daß Weisheit, innere große Gaben gekrönt werden, Meistergelingen der Natur; daß man Wirken in unserm Vaterlande erkennt, und nicht auf eine That wartet. Er dankt ihn wohl der Kaiserin; seiner Helden-Este Enkel!

Heil ihnen noch jetzt! den geistreichen, edlen Fürsten! Sie und Goethe machen es wahr, was er im Tasso sagt, von der Schwelle, die ein Edler betritt! So schließt sich Gutes an Gutes, und so mag es zur höchsteu Glorie in Ewigkeit gedeihen! und ein jeder Lebendige, wie jetzt Goethe, schon bei seinem Leben den Lohn genießen! —

Berlin, den 29. Januar 1822.

Ich habe jetzt Wilhelm Meisters Lehrjahre wieder gelesen. Wie ist es möglich, einen zweiten Don Quixote zu fassen, zu erfinden und darzustellen! Küßt euch, Cervantes und Goethe! Beide sahen mit ihren reinen Augen: vertheidigten das Menschengeschlecht; sahen den Ritter durch, durch seine Thorheiten und Irrsale, konnten ihrer Augen edlen Blick bis in seine tiefste Seele tauchen, und dort seine eigentliche Gestalt sehen. Wie jenem Don Quixote geht es Meistern; einen Narren nennen ihn die Leute „ohne Tadel," einen Herumtreiber, der sich mit nichts Wirklichem beschäftigt, der sich mit Bettlervolk abgiebt, nichts zuwege bringt; nicht einmal weiß was er denken soll; der für einen Helden in einem Roman nicht einmal gut genug ist; von welcher Sorte man schon tausendmal bessere, bei den Fieldings aller Länder, gehabt hat, die doch noch ein Resultat geben! Während unser Weiser die edelste, reinste, ehrlichste Seele in ununterbrochenem Be-

mühen und Kampfe geschildert hat mit der Welt wie sie leibt und lebt; ohne je einen Moment in ihre unreine Verwirrung zu gerathen; immer im Bemühen, sich zu tadeln und zu bessern; immer in der Unschuld, die Andern besser zu sehn, als sie sind, und meist sie sich vorzuziehen; immer aufgelegt zu lernen und nachzugeben, außer dem evident Unedlen: rührenderes, verehrungswürdigeres Benehmen, vortrefflichere Gesinnung, kann man nicht erfinden; und jemehr man ihn sich deutlich macht, jemehr ehrt und liebt man ihn, und Goethe'n. Don Quixote mußte mit eben solcher Seele Eine — also eine einseitige — Eigenschaft, die des Ritters, wählen, und mußte sie in Ausübung bringen wollen. Meister, mußte den ganzen Menschen ausbilden wollen; und mir ist's, als ob Goethe dem Cervantes nur die Feder abgenommen hätte, weil die Menschen sich in der Zeit folgen. Was die beiden Meister sonst noch in den Werken gelehrt und gezeigt haben, ist ihre Zeit: und das so rein und wahr, daß sich die künftigen gleich daran anschließen, für den Geschichtsblick, für wahre Augen überhaupt.

Briefe, im Morgenblatt, schweizerischen Museum 2c.

V. H. G.

Tancred und Mahomet, zwei Trauerspiele, nach Voltaire, von Goethe. Tübingen, 1802. 8.

Jen. Allgem. Litterat. Zeitung, 1804. Nro. 274.

Friedrich von Schiller.

An Goethe

als er Voltaire's Mahomet auf die Bühne brachte.

Du selbst, der uns von falschem Regelzwange
Zur Wahrheit und Natur zurückgeführt,
Der, in der Wiege schon ein Held, die Schlange
Erstickt, die unsern Genius umschnürt,
Du, den die Kunst, die göttliche, schon lange
Mit ihrer reinen Priesterbinde ziert,
Du opferst auf zertrümmerten Altären
Der Aftermuse, die wir nicht mehr ehren?

Einheim'scher Kunst ist dieser Schauplatz eigen,
Hier wird nicht fremden Götzen mehr gedient,
Wir können muthig einen Lorbeer zeigen,
Der auf dem deutschen Pindus selbst gegrünt,
Selbst in der Künste Heiligthum zu steigen
Hat sich der deutsche Genius erkühnt,
Und auf der Spur des Griechen und des Britten
Ist er dem bessern Ruhme nachgeschritten.

Denn dort, wo Sklaven knien, Despoten walten,
Wo sich die eitle Aftergröße bläht,
Da kann die Kunst das Edle nicht gestalten,
Von keinem Ludwig wird es ausgesät,
Aus eig'ner Fülle muß es sich entfalten,
Es borget nicht von ird'scher Majestät,
Nur mit der Wahrheit wird es sich vermählen,
Und seine Glut durchflammt nur freie Seelen.

Drum nicht in alte Fesseln uns zu schlagen
Erneuerst du dies Spiel der alten Zeit,
Nicht uns zurück zu führen zu den Tagen
Karakterloser Minderjährigkeit,
Es wär' ein eitel und vergeblich Wagen,
Zu fallen ins bewegte Rad der Zeit,
Geflügelt fort entführen es die Stunden,
Das Neue kommt, das Alte ist verschwunden.

Erweitert jetzt ist des Theaters Enge,
In seinem Raume drängt sich eine Welt,
Nicht mehr der Worte rednerisch Gepränge,
Nur der Natur getreues Bild gefällt,
Verbannet ist der Sitten falsche Strenge,
Und menschlich handelt, menschlich fühlt der Held,
Die Leidenschaft erhebt die freien Töne,
Und in der Wahrheit findet man das Schöne.

Doch leicht gezimmert nur ist Thespis Wagen,
Und er ist gleich dem acheront'schen Kahn,
Nur Schatten und Idole kann er tragen,
Und drängt das rohe Leben sich heran,

15

So droht das leichte Fahrzeug umzuschlagen,
Das nur die flücht'gen Geister fassen kann,
Der Schein soll nie die Wirklichkeit erreichen,
Und siegt Natur, so muß die Kunst entweichen.

Denn auf dem brettернen Gerüst der Scene
Wird eine Idealwelt aufgethan,
Nichts sei hier wahr und wirklich als die Thräne,
Die Rührung ruht auf keinem Sinnenwahn,
Aufrichtig ist die wahre Melpomene,
Sie kündigt nichts als eine Fabel an,
Und weiß durch tiefe Wahrheit zu entzücken,
Die falsche stellt sich wahr, um zu berücken.

Es droht die Kunst vom Schauplatz zu verschwinden,
Ihr wildes Reich behauptet Phantasie,
Die Bühne will sie, wie die Welt, entzünden,
Das Niedrigste und Höchste menget sie,
Nur bei dem Franken war noch Kunst zu finden,
Erschwang er gleich ihr hohes Urbild nie,
Gebannt in unveränderlichen Schranken
Hält er sie fest und nimmer darf sie wanken.

Ein heiliger Bezirk ist ihm die Scene,
Verbannt aus ihrem festlichen Gebiet
Sind der Natur nachlässig rohe Töne,
Die Sprache selbst erhebt sich ihm zum Lied,
Es ist ein Reich des Wohllauts und der Schöne,
In edler Ordnung greifet Glied in Glied,
Zum ernsten Tempel füget sich das Ganze
Und die Bewegung borget Reiz vom Tanze.

Nicht Muster zwar darf uns der Franke werden,
Aus seiner Kunst spricht kein lebend'ger Geist,
Des falschen Anstands prunkende Geberden
Verschmäht der Sinn, der nur das Wahre preist,
Ein Führer nur zum Bessern soll er werden,
Er komme wie ein abgeschied'ner Geist,
Zu reinigen die oft entweihte Scene
Zum würd'gen Sitz der alten Melpomene.

Gedichte von Friedrich Schiller. Leipzig, 1807. 8. Thl. I. S. 270.

Daniel Jenisch.

Goethe ist durch seine drei Meisterstücke, Werther, Götz von Berlichingen und Iphigenia in Tauris, in der Folge auch Torquato Tasso, unserer Nation der Schöpfer des bessern Romans, des vaterländischen Trauerspiels und des ächten Griechengeschmacks geworden. Der unaussprechliche Eindruck, mit welchem Werther wirkte, noch wirkt, und immer wirken wird, beruht auf jener erhabenen philosophischen Melancholie, auf jener feinen lebendigen Empfänglichkeit für die schöne Natur, auf jener pathetischen Gluth der Leidenschaft, Karakterzüge, mit welchen der neueuropäische Geist so einzig gestempelt ist. Deutsche Redlichkeit, Treu- und Biederherzigkeit, deutsche Kraft und Originalität, fand sich in keinem alten und in keinem neuen litterarischen Produkt so lebendig wieder, als in dem Drama Götz von Berlichingen. Der Deutsche schien, wegen seiner bisherigen Nachahmung französischer und brittischer Urbilder, vor sich selbst zu erröthen: er fing an, in seiner eignen Goldgrube zu graben: und wir erhielten allmählich dramatische Nationalstücke. Die in der deutschen Litteratur einzige Epoche der Ritterromane leitet

sich gleichfalls von dem großen Goethischen Ritterschauspiel ab. Iphigenia in Tauris, ein Trauerspiel im Griechengeschmack, welches Sophokles selbst geschrieben zu haben nicht verschmähen würde, machte uns auf die eigentliche Poesie des Trauerspiels aufmerksam, und vernichtete das elende, von einigen deutschen Kritikern selbst unterhaltene Vorurtheil, daß ein Trauerspiel nie anders, als in Prose, geschrieben sein müsse. Insbesondere aber ward dadurch zugleich jener erhaben-ernsten Lebensphilosophie, welche das griechische Trauerspiel zugleich zu einem Lehrer der wahren Weisheit machte, der Weg vorgebahnt. Der Goethische Roman Meisters Lehrjahre scheint bis jetzt durch die Lafontainische Popularität und durch die Jean Paul'sche Originalität gleichsam überschrieen worden zu sein: wenigstens hat er noch keine der schönen Wirkungen in unserer Roman-Litteratur hervorgebracht, welche hervorzubringen er geeignet ist. — Fast vollendet in Hinsicht auf den Styl ist dieser Roman ein lebendiges Studium für den Stylisten, wie für den feinen Menschenbeobachter.

Geist und Karakter des achtzehnten Jahrhunderts, von D. Jenisch. Berlin, 1801. 8. Thl. III. S. 395. 424.

Friedrich Maximilian von Klinger.

Man streute wohl ehemals Goethe'n Weihrauch; jetzt aber erkühnen sich Knaben, ihn mit Teufelsdreck zu parfümiren. Ich würde sagen, was für einen Zauber muß Schmeichelei mit sich führen, da Goethe nicht an einem solchen Gestank erstickt? Aber ich denke zu gut von ihm, als daß ich einen Augenblick glauben sollte, er habe diesen Gestank gerochen. Wären Wilhelm Meister und Hermann und Dorothea nicht von so gutem Athem, wie würde es ihnen unter einem solchen Rauchfaß ergangen sein? Und doch glauben verständige Leute zu bemerken, ihre Farbe sei etwas blässer dadurch geworden. Übrigens gehört den Teutschen der Ruhm dieser neuen Vergiftungsart zu, und hoffentlich wird kein Volk sie ihnen streitig machen wollen.

Wenn man Schillers Don Karlos, Wallenstein, Goethe's Tasso, Iphigenie, Lessings Nathan, Klopstocks Oden und Messias und einige andre Werke liest, so fragt man sich wohl, wenn man wieder zu sich kömmt, welch ein Volk muß dieses sein, für das man so etwas schreibt, und das es zu schätzen weiß? Die Täuschung lös't sich, wenn man die Götzen dieses Volks ansieht, die auch ihre

Tempel haben, und weit besuchtere Tempel, als die wahren Götter. Aber hat die Natur nicht jeder Art Thiere die ihnen zukommende Nahrung aufgetischt? Warum sollte es hier anders sein? Und was wäre wohl mit Recht dagegen einzuwenden? Die Götzen wissen doch, daß sie nur Götzen, daß ihre Priester nicht die wahren sind; daß nur Götzendienst mit ihnen getrieben wird.

— Goethe's Iphigenie und Tasso, Lessings Nathan, sind die vollendetsten Dichterwerke neuerer Zeit — und Goethe fühlte gewiß, ohne an Kunstwerk zu denken, daß die Form des Götz von Berlichingen, zur Entwicklung der gegenwärtigen, mit dem Stoff harmonirenden Stimmung, nicht die schickliche wäre. Und gleichwohl ist Götz von Berlichingen ein eben so großes Kunstwerk! Und dann Shakespear's, Dante's Kunstwerke! Aber die Herren, die so viel von Kunstwerk in Journalen und Schriften reden, möchten uns gar zu gern an eine gewisse Nüchternheit des Geistes gewöhnen — sie haben freilich ihren Stoff in ihrer Gewalt, denn sie tragen ihn wie Mosaik zusammen, und da thut die schulgerechte Zeichnung das meiste. Die Täuschung ist auch darnach.

Betrachtungen und Gedanken rc. 1801. 1802. 8. Nro. 11. 22. 59.

Friedrich von Hardenberg.

Es wird eine schöne Zeit sein, wenn man nichts mehr lesen wird, als die schöne Komposition, als die litterarischen Kunstwerke. Alle andere Bücher sind Mittel, und werden vergessen wenn sie keine tauglichen Mittel mehr sind, und dies können die Bücher nicht lange bleiben. —

So sonderbar, als es manchem scheinen möchte, so ist doch nichts wahrer, als daß es nur die Behandlung, das Äußere, die Melodie des Styls ist, welche zur Lektüre uns hinzieht, und uns an dieses oder jenes Buch fesselt. Wilhelm Meisters Lehrjahre sind ein mächtiger Beweis dieser Magie des Vortrags, dieser eindringenden Schmeichelei einer glatten, gefälligen, einfachen und doch mannigfaltigen Sprache. Wer diese Anmuth des Sprechens besitzt, kann uns das Unbedeutendste erzählen, und wir werden uns angezogen und unterhalten finden; diese geistige Einheit ist die wahre Seele eines Buchs, wodurch uns dasselbe persönlich und wirksam vorkommt. —

Goethe ist ganz praktischer Dichter. Er ist in seinen Werken, was der Engländer in seinen Waaren ist, höchst einfach, nett, bequem und dauerhaft. Er hat in der deut-

schen Litteratur das gethan, was Wedgwood in der englischen Kunstwelt gethan hat. Er hat, wie die Engländer, einen natürlich ökonomischen und einen durch Verstand erworbenen edeln Geschmack. Beides verträgt sich sehr gut, und hat eine nahe Verwandtschaft, im chemischen Sinn. In seinen physikalischen Studien wird es recht klar, daß es seine Neigung ist, eher etwas Unbedeutendes ganz fertig zu machen, ihm die höchste Politur und Bequemlichkeit zu geben, als eine Welt anzufangen und etwas zu thun, wovon man voraus wissen kann, daß man es nicht vollkommen ausführen wird, daß es gewiß ungeschickt bleibt, und daß man es nie darin zu einer meisterhaften Fertigkeit bringt. —

Wilhelm Meisters Lehrjahre sind gewissermaßen durchaus prosaisch und modern. Das Romantische geht darin zu Grunde, auch die Naturpoesie, das Wunderbare. Das Buch handelt bloß von gewöhnlichen menschlichen Dingen, die Natur und der Mysticismus sind ganz vergessen. Es ist eine poetisirte bürgerliche und häusliche Geschichte, das Wunderbare darin wird ausdrücklich als Poesie und Schwärmerei behandelt. Künstlerischer Atheismus ist der Geist des Buchs. Die Ökonomie ist merkwürdig, wodurch es mit prosaischem wohlfeilem Stoff einen poetischen Effekt erreicht. —

Wilhelm Meister ist eigentlich ein Candide, gegen die Poesie gerichtet; das Buch ist undichterisch in einem

hohen Grade, was den Geist betrifft, so poetisch auch die Darstellung ist. Nach dem Feuer, Wahnsinn, und den wilden Erscheinungen in der ersten Hälfte des dritten Theils sind die Bekenntnisse eine Beruhigung des Lesers. Die Oberaufsicht, welche der Abbé führt, ist lästig und komisch; der Thurm in Lothario's Schlosse ist ein großer Widerspruch mit ihm selbst. Die Musen werden zu Komödiantinnen gemacht, und die Poesie spielt beinahe eine Rolle wie in einer Farce. Es läßt sich fragen, wer am meisten verliert, ob der Adel, daß er zur Poesie gerechnet, oder die Poesie, daß sie vom Adel repräsentirt wird. Die Einführung Shakspeare's macht eine fast tragische Wirkung. Der Held retardirt das Eindringen vom Evangelium der Ökonomie, und die ökonomische Natur ist endlich die wahre, übrigbleibende. —

Novalis Schriften. Herausgegeben von Fr. Schlegel und L. Tieck. Berlin, 1802. 8. Th. II. S. 367.

Friedrich von Schlegel.

— Goethe's dichterische Laufbahn ist die lehrreichste Einleitung zu der neuen Epoche und zum Studium der Poesie überhaupt; er ist als die Basis unserer Bildung zu betrachten. Auch hat er in jeder Periode seines Lebens mächtig gewirkt. Doch oft nicht gleich im Moment, oft erst geraume Zeit nachher; besonders die vortrefflichsten Werke aus der Sammlung, die in den letzten achtziger Jahren erschienen, wurden nach ihrem ganzen Werth erst viel später anerkannt, und diese Anerkennung war meistens eine Folge des philosophischen Lichtes, des Idealismus, dieses größten Phänomens der neueren Litteratur, wodurch das, was ihr Wesen karakterisirt, die Universalität und der progressive Geist der Freiheit wissenschaftlich konstituirt und gesichert wurde. —

Europa. Eine Zeitschrift von Friedrich Schlegel. Frankfurt am Main, 1803. 8. Bd. I. St. 1.

Rs.

Leben des Benvenuto Cellini. Übersetzt und mit einem Anhange herausgegeben von Goethe. Tübingen, 1803. Zwei Theile. 8.

— Die antike Einfalt und kunstlose Zierlichkeit, veredelt durch die reine Schriftsprache der Übersetzung, giebt der letzten jenen eigenthümlichen Reiz, durch den das Gemeine wie das Hohe, das Derbe wie das Zarte, mit gleicher Anmuth erscheint, und der sich besser empfinden als beschreiben läßt. — Im Einzelnen hat Recensent die Treue, welche der richtige Ausdruck des Inhalts fordert, mit der Freiheit, welche die Übertragung in einer andern Sprache nothwendig macht, so vereint gefunden, wie es von dem richtigen Takt eines so sprach- und sachkundigen Meisters nur zu erwarten war. — Auch ohne es zu wissen, würde man in der Schilderung der florentinischen Zustände jener Zeit, so wie in dem Karaktergemählde Cellini's, die sichere Hand des Meisters erkennen. —

Jen. Allgem, Litterat. Zeitung. 1804. Nro. 9.

Jean Paul Friedrich Richter.

In Rücksicht der Zeiten (welche freilich wieder Länder werden) ist Tieck ein schöner barocker Blumenmischling der altdeutschen neudeutschen Zeit — Goethe's Baum treibt die Wurzel in Deutschland und senkt den Blüthenüberhang hinüber in's griechische Klima — Herder ist ein reicher blumiger Isthmus zwischen Morgenland und Griechenland. —

Dieser Weltgeist des Genius beseelet, wie jeder Geist, alle Glieder eines Werks, ohne ein einzelnes zu bewohnen. Er kann sogar den Reiz der Form durch seinen höhern entbehrlich machen, und der Goethe'sche z. B. würde uns, wie im nachlässigsten Gedichte, so in der Reichsprose doch anreden. Sobald nur eine Sonne dasteht, so zeigt sie mit einem Stiftchen so gut die Zeit als mit einem Obeliskus. Dies ist der Geist, der nie Beweise giebt, nur sich und seine Anschauung und dann vertrauet auf den verwandten und herunter sieht auf den feindselig geschaffnen.

Durch den romantischen Meister von Goethe zieht sich, wie durch einen angehörten Traum, ein besonderes Gefühl, als walte ein gefährlicher Geist über den Zufällen darin, als tret' er jede Minute aus seiner Wetterwolke, als sehe man von einem Gebirge herab in das lustige Treiben der Menschen, kurz vor einer Katastrophe der Natur.

Jeder Roman muß einen allgemeinen Geist beherbergen, der das historische Ganze ohne Abbruch der freien Bewegung, wie ein Gott die freie Menschheit, heimlich zu Einem Ziele verknüpfe und ziehe, so wie nach Boyle jedes rechte Gebäude einen gewissen Ton antworten muß; ein bloß geschichtlicher Roman ist nur eine Erzählung. In Wilhelm Meister ist dieser Lebens- und Blumengeist (spiritus rector) griechische Seelenmetrik, d. h. Maß und Wohllaut des Lebens durch Vernunft. Nach jedem Göttermahle und mitten unter den feinen Feuerweinen wird in jenem Romane seltenes Eis herumgegeben. Überhaupt versorgen die Höhlen dieses Vesuvs unser jetziges brennendes Welschland mit allem dem Schnee, dessen es bedarf.

In Goethe's Prose bildet — wenn in der vorigen (Jacobi's) die Töne poetische Gestalten legen — umgekehrt die feste Form den Memnonston. Ein plastisches

Ründen und zeichnerisches Abschneiden, das sogar den körperlichen Künstler verräth, machen seine Werke zum festen stillen Bilder- und Abgußsaal.

Die Beiwörter, die rechten und sinnlichen, sind Gaben des Genius; nur in dessen Geisterstunde und Geistertage fället ihre Säe- und Blüthenzeit. Wer ein solches Wort erst sucht, findet es schwerlich. Hier stehen Goethe und Herder voran, auch den Deutschen, nicht nur den Engländern, welche jede Sonne mit einem Umhange von beiwörtlichen Nebensonnen und Sonnenhöfen verstärken. Herder sagt: das dicke Theben — der gebückte Sklave — das dunkle Getümmel ziehender Barbaren ꝛc. Goethe sagt: die Liebesaugen der Blumen — der silberprangende Fluß — der Fluß, der wüthend überschwillt — der Liebe stockende Schmerzen zu Thränen lösen — vom Morgenwind umflügelt ꝛc. Besonders winden die Goethischen, (auch seine unbildlichen,) gleichsam die tiefste Welt der Gefühle aus dem Herzen empor; und man wird dem gemeinen brittischen Gepränge grammatischer Präfixa noch mehr gram.

Die Landschaften der Alten sind mehr plastisch; der Neuern mehr musikalisch, oder, was am besten ist, beides. Goethe's zwei Landschaften im Werther werden als ein

Doppelstern und Doppelchor durch alle Zeiten glänzen und tönen. Es giebt Gefühle der Menschenbrust, welche unaussprechlich bleiben, bis man die ganze körperliche Nachbarschaft der Natur, worin sie wie Düfte entstanden, als Wörter zu ihrer Beschreibung braucht; und so findet man es in Goethe, Jacobi und Herder. Auch Heinse und Tieck, jener mehr plastisch, dieser mehr musikalisch, griffen so in die unzähligen Saiten der Welt hinein, und rührten grade diejenigen an, welche ihr Herz austönen.

Vorschule der Ästhetik, von Jean Paul. Hamburg, 1804. Drei Theile. 8. S. 51. 72. 137. ꝛc.

K. f. d.

Die natürliche Tochter. Ein Trauerspiel von Goethe. Tübingen, 1804. 12.

— Man bezeichnet das Eigenthümliche dieses dramatischen Werkes vielleicht am kenntlichsten, wenn man sagt, es sei unter den Tragödien, was Hermann und Dorothea unter den Epopöen, von den klassischen Werken des Alterthums ganz verschieden im Stoffe, ihnen ähnlich in Gestaltung. — Die griechischen Tragiker wählten (mit sehr wenigen Ausnahmen) zur Bearbeitung Mythen des heroischen Zeitalters. Damals, als ihre Vorfahren sich noch in einer bedrängnißvollen Abhängigkeit von der Natur befanden, als, um mit dem Dichter der Iphigenie zu reden,

> trüb' und wild
> Ein neues Volk, voll Leben, Muth und Kraft,
> Sich selbst und banger Ahndung überlassen,
> Des Menschenlebens schwere Bürden trug;

damals erschien das Verhängniß als etwas übermenschliches von einer Gottheit gewirktes. Gegenwärtig erscheint es als von der Menschheit selber ausgehend, und durch

den Druck der gesellschaftlichen Verhältnisse hervorgebracht. Hieraus ergiebt sich der erste von den angedeuteten Unterschieden. Das Schicksal, welchem der Held der griechischen Tragödie unterliegt, ist etwas sehr einfaches; das Schicksal, unter welchem Eugenie erliegt, ist etwas sehr zusammengesetztes. —

Wenn man die dem Dialoge so reichlich eingeflochtenen Weisheitssprüche aussondert und vergleicht, so wird man in den meisten die Eigenthümlichkeit vermissen, welche die Person kenntlich macht, der sie der Dichter in den Mund legt. Wer das tadelt, bedenkt nicht, daß in einem Zeitalter, welches gebildet ist durch eine große Anzahl ausgezeichneter und allgemein gelesener Schriften, durch einen sehr mannigfaltigen und ausgebreiteten Gedankenverkehr und Ideenwechsel, fast Alle, deren Erziehung nicht vernachlässigt worden, ohne Unterschied des Alters, Standes, Geschlechtes und Wirkungskreises die Resultate der angestellten Forschungen über die menschlichen Dinge kennen, und auf gleiche Weise geübt sind, dieselben in vorkommenden Fällen mit Bestimmtheit vorzutragen. Je weniger Individualität jene Sprüche haben, desto mehr sind sie geeignet, im Allgemeinen das zu schildern, was die Ansprüche begründet, die Eugeniens Zeitalter auf den Ruhm des erleuchteten macht. —

— Ist nun ein Werk, wie unsere Tragödie, aus lauter ächten und edlen Worten und Fügungen zusammen-

gesetzt, so entsteht etwas ganz Wunderbares. Zu der Lieblichkeit, welche die Sprache der Dichtung hat, gesellt sich die Lieblichkeit des Dichterischen der Sprache, und haucht über das Werk einen Geist aus, der, gleich frischer milder Luft auf Bergeshöh, in jedem Augenblicke uns inne werden läßt, daß wir im reinen Elemente der Kunst athmen. Um den Sinn zu schärfen für die Schönheiten der Mahlerei, rieth jener, man solle die Werke derselben fleißig mit verschlossenen Augen beschauen. Eben so möchte man den sich bildenden Freunden der Poesie rathen, die Werke fleißig mit verschlossenem Ohre anzuhören, sich gewöhnend, so oft sie von einer Stelle, die ein kleineres Ganze bildet, ergriffen worden, die Lesung zu unterbrechen, um das Phantasiegebilde wortlos im Innern eine Zeitlang zu bewegen, dann aber durch laute Wiederholung des Gelesenen den Schemen von neuem zu verwandeln in die tönende Gestalt, womit der Dichter ihn begabte. Wer sich augenblicklich überzeugen will, welche herrliche Kunstschätze und kostbare Kleinode so manche einzelne unscheinbare und unbeachtete Gleichnisse, Verse, Beiwörter und Fügungen in sich schließen, dem rathen wir, jene Übung zu versuchen an folgender Poesie aus unserer Tragödie, S. 122. die Worte des Herzogs. —

— Welche aber Eugeniens Eigenthümlichkeit hinreichend aufgefaßt, um ihr nachzuempfinden, wenn sie spricht:

Ich nehme Theil an jeder edeln That,
An jeder großen Handlung, die den Vater
Dem König und dem Reiche werther macht.

Und ferner:

Mit hocherhabnen, hochbeglückten Männern,
Gewalt'ges Ansehn, würd'gen Einfluß theilen!
Für edle Seelen reizender Gewinn!

Welche überhaupt unsere Tragödie am liebsten betrachten als ein Gemählde von der sich selbst zerstörenden Thätigkeit der auf ihren eigenen Untergang hinarbeitenden Gesellschaft: diese können nicht anders als die Entwickelung von Eugeniens Schicksal höchst tragisch finden. Bei der wahrhaft fürstlichen Gesinnung, welche ihr die lieblichen Reime eingiebt, zur Feier ihrer neuen Geburt, mußte ihr die Verläugnung derselben schrecklich dünken, wie der Tod, und zwar, um mit ihren Worten zu reden, wie der Tod, der mit Selbstbewußtsein verbunden ist. Da sie diesen freiwillig wählt aus Liebe zum Könige und zum Vaterlande: so erscheint sie als eine Heroin, nicht unwürdig der Antigone zur Seite zu stehen. —

Möglich wäre es, und selbst wahrscheinlich, daß, wenn dem Dichter gefiele, die durch einen frohen Ruf verkündigte Trilogie zu vollenden, für diese Tragödie neue Beziehungen entstünden, welche viele noch verborgene Tugenden derselben enthüllend, die Freude an ihr sehr er-

höhten. Dieser erhöhten Freude aber ist nur der würdig, dem sie schon jetzt genügt als in sich vollendetes Werk. —

Jen. Allgem. Litterat. Zeitung. 1804. Nro. 235. — 238.

Karl Ludwig Fernow.

Winkelmann und sein Jahrhundert. In Briefen und Aufsätzen, herausgegeben von Goethe. Tübingen, 1805. 8.

— In den Skizzen zu einer Schilderung Winkelmanns ist gleichsam das Köstlichste dieser ganzen Gedächtnißfeier zusammengedrängt. Die Meisterhand, die sie entwarf, ist in jedem Zuge erkennbar. — Es sind goldene Worte tiefer Menschenkenntniß und gereifter Erfahrung eines Geistes, dem es vor allen gegeben ward, tief und hell in die Natur zu blicken, golden an Gehalt, Klang und Farbe; durch mehrere Überschriften zusammen gereihet, bilden sie einen herrlichen Kranz, die Stirne des Unsterblichen zu schmücken, dessen Bild aus ihnen in so mannigfaltiger Ansicht zurückstrahlt.

Jen. Allgem. Litterat. Zeitung. 1805. Nro. 128. 129.

Franz Horn.

Johann Wolfgang von Goethe. Das Urtheil, welches Vellejus Paterculus von Homer fället: In quo hoc maximum est, quod neque ante illum quem ille imitaretur, neque post illum qui eum imitari possit, inventus est, dürfen wir Deutschen mit dem entschiedensten Rechte auf Goethe anwenden, und wir werden daher bei dem Folgesatz: neque quemquam alium, cujus operis primus auctor fuerit, in eo perfectissimum praeter Homerum et Archilochum, reperiemus, mit dem gebührenden Ruhme auch an ihn denken können. Da besonders in neuerer Zeit die großen Verdienste dieses Dichters mit vieler Lebhaftigkeit sind zur Sprache gebracht worden, so werden hier folgende Andeutungen über ihn genügen. Shakspeare, Cervantes und Goethe haben die moderne Poesie zu dem gebildet, was sie werden konnte, und sie sind deßhalb als die eigentlichen Heroen derselben anzusehen. Unter den Deutschen stehen unserm Goethe: Lessing, als der Dichter des Verstandes, und: Schiller, als der Dichter der Vernunft, zur Seite; die synthesirende Einheit aber finden wir nur

bei ihm, den wir den Dichter des Gemüths in seiner Allseitigkeit nennen dürfen. —

In den Leiden Werthers besitzen wir den ersten sentimentalen Roman aller Jahrhunderte, unübertreffbar für alle folgenden Zeiten. Es ist ein einziger Frühling, der hier zerstört wird, eine vollständige Welt, die hier untersinkt: und jeder Zusatz wäre Fehler, so wie jede Verminderung. Wer da gemeint hat, es seien Einzelnheiten wenigstens in diesem Werk veraltet, der muß nicht minder annehmen, daß auch das Menschliche selbst veralten, und daß das Ewigwahre falsch werden könne. Solches Urtheil sei fern.

Meisters Lehrjahre sind in ihrer Absicht größer noch als Werther, denn wir sollten hier einen durchaus romantischen Roman erhalten, in dem das Leben in seiner Allseitigkeit sich abspiegln müßte. In diesem Geiste sind auch die drei ersten Theile geschrieben worden, in denen die reizendsten Novellen auf die lieblichste Weise verschlungen worden sind zu dem anziehendsten Ganzen. Der vierte Band, der das Werk krönen sollte, scheint mir indeß von seiner Milde zu verlieren, es wird manches herbe, ja sogar verletzend, die Größe paart sich nicht mehr mit der Anmuth, sondern steht isolirt und schneidend da, und das Werk endigt sich ohne erfreuliche Beruhigung. Nur der Verstand beschwichtigt, und es wird gleichsam nur still, ohne daß manche der bedeutendsten Fragen Antwort ge-

funden hätten. Und giebt es nicht erfreuliche Antwort auf jede Frage des reinen Gemüths?

Die höchste Kraft und höchste Schonung, die tiefsinnigste Leidenschaftlichkeit und die süßeste Klarheit finden wir im Torquato Tasso und in der natürlichen Tochter. Von dem letztern Werke dürfte man sehr einfach sagen, es vereinige den Mai und September in sich, die farbigste Blüthe, die köstlichste Frucht.

Tale tuum nobis carmen, divine poëta,
Quale sopor fessis in gramine, quale per aestum
Dulcis aquae saliente sitim restinguere rivo. Virgil.

Geschichte und Kritik der deutschen Poesie und Beredsamkeit. Von Franz Horn. Berlin, 1805. 8. S. 206. ff.

Die schöne Litteratur Deutschlands während des achtzehnten Jahrhunderts. Dargestellt von Franz Horn. Berlin, 1812. 8.

Über Goethe. S. 126. — 160.

Adam Heinrich Müller.

— Schon längst war ein sprechendes und unvergängliches Bild jener großen Hauptdissonanz unserer Zeit, des anscheinenden Widerspruchs zwischen den Besitzthümern des Geistes und denen unsrer körperlichen Natur, zwischen den Ansprüchen des innern Wissens und denen des äußern praktischen Lebens, oder zwischen den ökonomischen Bedingungen und den poetischen Aussichten unsrer Existenz, in einem deutschen Romane aufgestellt, für den es in der ganzen Geschichte der Litteratur nur im Don Quixote einen einzigen, weltumfassenden Pendant giebt — Wilhelm Meisters Lehrjahre.

Wunderbare Klarheit, Bestimmtheit, Flüssigkeit und Individualität der Erzählung, ächt musikalische Darstellung des Karakters in der Begebenheit, des Daseins in dem schön gesicherten Besitz, sprechen jeden Leser an. Aber was bei immer wiederholter Rückkehr zu diesem außerordentlichen Werke, bei jeder neuen Beziehung desselben auf Welt und Zeit sich mehr entwickelt, ist die tiefe, ewig steigende Bedeutung. Es scheint auf die Ausbildung der poetischen Anlagen eines jungen Kaufmanns anzukommen:

Theater, Liebe, jugendliche Verirrungen, vornehme Welt, Religion, Staat, greifen allmählich in die stille Geschichte ein. Der Unerfahrne sieht die dramatische Kunst, die Erziehung oder irgend eine einzelne Richtung des Helden für den letzten Zweck an. Indeß ist Bühne und alles endliche Spiel unversehens verschwunden; man steht auf der großen Bühne des Lebens, dieser Zeit insbesondre. Theater und Parterre, die so lange durch ein unübersteigliches Proscenium geschieden waren, fließen zusammen, und das alte Motto des Schauspielhauses, wo Shakespear's Werke ihr erstes Publikum fanden: „Der Mensch ist Schauspieler und Zuschauer zugleich," zeigt sich dargestellt mit dem unendlichen Reichthume unsrer Zeit. —

Der Geist deutscher Bildung, wie ihn die allen Zeitaltern und Nationen angehörenden Werke des deutschen Goethe ausdrücken, ist allen Riesen und Titanen, die ihn bestürmen möchten, gewachsen: die deutsche Litteratur schon in ihrer gegenwärtigen Gestalt, und ohne Rücksicht auf künftige Blüthen, die herrschende, in dem edelsten, bescheidensten Sinne des Worts! —

— Ich rühme an der deutschen Philosophie vornämlich, daß sie sich nach unzähligen, wenn gleich einseitigen, doch riesenhaften Unternehmungen zu jener großen Versöhnung des äußern mit dem innern Leben, auf die die Lehr-

jahre Meisters deuten, hinneigt; — Goethe und Novalis, in ihren Romanen, wurden durch Absicht und Zeit auf dieses Problem geleitet. — — Für unsern Zweck liegt uns der bedeutende Moment in Novalis Leben am nächsten, wo er sich aus der Bezauberung des Goethe'schen Romans emporwand, die reizenden Fesseln jener Dichtung trotzig von sich abstreifte, und zu sehen glaubte: Goethe wolle in dem gleichen Bestreben minder als er. Will er das Unendliche wie ich, schien er zu fragen, oder führt er mich in neue Schranken? Nein, er verklärt die Gegenwart zu früh: ist denn, was mich mehr als alles lockt und verführt, der Zauber der germanischen Naturpoesie schon ergründet?

Novalis ahndete, ohne ihn deutlich auszudrücken, den einzigen Vorwurf, der gegen Goethe erhoben werden kann: Die Allgegenwart des Christenthums in der Geschichte und in allen Formen der Poesie und Philosophie, ist selbst Goethe'n verborgen geblieben. An dieser Stelle ist er nicht rein von dem Anfluge der Zeit und den Einflüssen der Aufklärung: In der Gegenwart des Göttlichsten allein, kann man sich ihm, dem in allen übrigen Fällen man sich ergebungsvoll unterordnen würde, bescheiden gegenüberstellen, und in seine eignen bedeutungsreichen Werke den heiligen Sinn hineinlegen, den er selbst unverkennbar verläugnet.

Ich bin weit davon entfernt, zu verlangen, daß man

vor lieb- und glaubenslosen Zeitgenossen das Wort nennen müsse, auf das sich alle übrigen Worte und Werke des Lebens beziehn. Es mag in vielen Fällen gerathener sein, die Gemüther durch stille Lösung der Kontraste und Widersprüche des sie unmittelbar umfangenden Lebens, in die philosophische und poetische Bewegung zu bringen, aus der sich neue harmonische Bewegungen und so endlich auf die jedem Einzelnen angemessene Weise die Ahndung und das Gefühl und die Erkenntniß einer allgemeinen Versöhnung, eines alle Zerrüttungen, Kämpfe und Kriege des Lebens umfangenden Friedens erzeugen müssen. Wie menschlich, wie glücklich sind in Meisters Lehrjahren jene beiden Figuren, die dem Jüngling am ersten Scheidewege seines Lebens begegnen, die Ökonomie und die Poesie am Ende unter den Gestalten der Therese und der Natalie einander genähert. Was ihm einst durchaus himmlischer, und was ihm durchaus irdischer Abkunft erschien, das Göttliche und Menschliche hat sich nun durchdrungen, und wenn sein Wesen, dem früh in ihm entschiedenen Geschlechtskarakter getreu sich auch mehr für Natalien entscheidet, so ist er doch für den Reiz Theresens nicht unempfänglich, was er einst bei Werners poetischem Gemählde einer Handelsstadt nicht zu ahnden schien.

Wer nun könnte uns, die wir einen immer tieferen Sinn in die Werke unsers Meisters zu legen arbeiten, wer könnte uns wehren an eine Vermählung des irdisch-

himmlischen Geistes der germanischen, und des himmlisch-irdischen Geistes der antiken Poesie in eine einzige, schöne und mächtige Gestalt der Menschheit, deren Urbild vielleicht grade an der Scheidewand jener beiden großen Zeiträume aufgestellt sein möchte, kurz an die ächte Menschwerdung des Göttlichen, nach der wir alle, und alle Zeit- und Welträume mit uns streben, zu denken — wenn er nicht selbst, Goethe, vorsätzlich und sogar mit Spuren einer durch die hohe Gerechtigkeit seiner Seele unterdrückten, aber doch unverkennbaren Leidenschaft, das Wort verläugnete, das wir allen seinen Werken, als Zweck und Ziel, unterlegen könnten.

Wie der Tadel gegen ihn beim Novalis, noch mehr bei dessen Nachfolgern und Freunden zur Welt kam, als Angriff auf die schöne Gebundenheit und Geschlossenheit seiner Kunst, oder auf seine Meisterschaft, bedurfte es nur der vierzehn Zeilen jenes unsterblichen Sonetts, um ihn zu beseitigen. Es möchte überhaupt nicht sowohl darauf ankommen von seinen Werken an ihn selbst, sondern vielmehr von ihm an seine Werke zu appelliren. — Goethe's schöner Gehorsam gegen die äußerliche Gestalt des gegenwärtigen Lebens, gegen das von Novalis so schnöde behandelte „Evangelium der Ökonomie," erlaubte ihm die Scene seines Romans in die Gegenwart zu versetzen, dagegen Novalis nur im Mittelalter den Boden für seine Gestaltungen der Welt finden konnte.

Ich hebe aus dem Gebiete der deutschen Kunst die Werke eines Meisters heraus, nicht bloß ihrer über das ganze Zeitalter hervorragenden Vortrefflichkeit halber, sondern als ewige lehrreichste Schule für das ächt künstlerische, ächt menschliche Leben. Alle Pope's und Racine's der Welt zum Schweigen zu bringen, bedürfte es nur einer leichten Erwähnung des Torquato Tasso von Goethe. Die Haltung, die Grazie, die Eleganz jener Dichter findet sich hier als bloßes Beiwesen eines Werkes, das den tiefsten Forderungen des Gemüths und des Lebens zu genügen, und etwas mehr als die Eigenthümlichkeit einer bestimmten Zeit, die Konvenienz eines gewissen Hofes, den Geschmack und die Sitte eines einzelnen, vorübergehenden Publikums zu beschauen und zu beherrschen hat. Aber es kommt nicht darauf an, solche Arbeiten zu unwürdigen, schiefen und hochmüthigen Parallelen zu mißbrauchen! Das Universum der Kunst und nicht irgend einer von den längst beseitigten irdischen Gerichtshöfen des Geschmacks, ist die Bühne, auf der Goethe's Werke betrachtet werden müssen.

Ihm wurde die Bestimmung, durch die bloße innre wunderbare Gewalt der Kunst sein Vaterland von den engen Schranken jedes kritischen Wahnes zu befreien. Mit ihm beginnt, pflegt man zu sagen, die Morgenröthe der deutschen Kunst: ich sage lieber: er eröffnet die Künste dem wirklichen Leben; mit ihm fängt sich die höhere Ein-

bürgerung der Kunst an, die ich vorher als unnachläßliche Forderung der Kunst an den ächten Dichter darzustellen suchte. Für ihn ist die weite Fläche von Deutschland, was für Hans Sachs seine Reichsstadt war..

Der Roman, mit dem Goethe zuerst die Augen der Nation auf sich zog, und der offenbar die ganze Direktion des deutschen Geistes änderte, Werthers Leiden, stellte die große Dissonanz der Zeit mit erschütternder und zerreißender Kraft vor dem Vaterlande auf. Es ist als wenn der Genius der Harmonie durch einen zerschneidenden Akkord seine Ankunft verkündigte, als wenn der Schmerz sich erst in seinen Umfange, in seiner ganzen anscheinenden Hoffnungslosigkeit hätte offenbaren, als wenn das Problem in der ungeheuern Paradoxie eines Naturgemähldes von tiefsinniger Wahrheit hätte erscheinen müssen, um das große Muster versöhnender und vermittelnder Kraft, das Goethe aufgestellt, zu Stande zu bringen. Denen, die es ein Kunstwerk nennen möchten, hat Goethe zuerst durch seine eignen späteren Werke widersprochen. Unversöhnt mit dem Schicksal wird der Held von dem Zwiespalt des Ideals und der Konvenienz verzehrt. In dem Gegenstande seiner Leidenschaft verbergen sich wie in eine große Mysterie alle Zwecke seines Lebens. Religion, Poesie, alle ewigen Güter seines Daseins, gehn nach einander in der einen, endlichen Gestalt unter, die mit immer größerer Bitterkeit ihm versagt wird. Nichts kommt ihm zu Hülfe:

der unerbittliche Dichter zündet Flammen über Flammen in seinem Busen an, läßt ihn verzehren und verlöschen. Der blüthenreiche Stamm, der sich einst so stolz an griechischer Klarheit sonnte, erstirbt allmählig; Ossian verdrängt den Homer; nordischer Nebel und Sturm entblättert, erstickt und vernichtet ihn.

Fünfzehn Jahre später, nachdem in der Brust des Dichters schon manche Versöhnung vollzogen, die unmittelbare Zwietracht befriedigt und der innre Widerstreit der Neigung und der Pflicht längst in höhere Welträume gezogen ist, da ein weiterer Kampfplatz sich für die Kriegeslust des Dichters aufgethan, da die oft wieder aufgerissenen Wunden, die das erste Werk geschlagen, endlich übernarbt, und der Tumult der deutschen Jugend gestillt ist — erscheint der Faust: aus jener Zeit, wo der Untergang der germanischen Welt zuerst sichtbar, die Geisterspaltung der letzten Jahrhunderte entschieden wurde, in die Gegenwart herbeigebracht. Die Zeiten haben sich gewandt, die Wissenschaft ist am Ende: Faust, unbefriedigt in seiner klösterlichen Zelle ruft mit steinebewegenden Tönen die Geister um einen Tropfen Erfrischung an. Der Teufel nimmt sich seiner an, und führt ihn ein in das grüne, volle, üppige Leben; und wie er neben ihm steht, regt sich tief im Innern des Faust ein andrer oder vielmehr derselbe Teufel. Beide einander entgegenwirkend zerstören den göttlichen Menschen, locken mit dem himmlischen Geiste seiner

Augen die paradiesische Unschuld der jungfräulichsten Seele, die es je einem Dichter zu sehen und darzustellen vergönnt war, in den Untergang, den sie bereiten, hinein: und unter Orgeltönen, die den kommenden Richter und Rächer verkündigen, und dem hinrasenden Faust schauerlich nachrufen, schließt sich das wundervolle Fragment.

In ihre Elemente aufgelöst, dem Universum wiedergegeben sinkt die persönliche Welt des Dichters im Werther, die Welt, der Lebenslauf eines ganzen glorreichen, blühenden Zeitalters, mit seinen Menschen, Gedanken, Staaten und Wissenschaften im Faust. Nun ist es Zeit, daß alles wieder beginne und aus seiner Asche sich erhebe. Unmerkliche, leise Verknüpfungen eines neuen Daseins trennen und schließen sich, und mit kaum hörbarem Tritt nähert sich Wilhelm Meister. Gereinigt von allen Stürmen und Flammen, denen er uns zu unterliegen schien, führt der Dichter sich selbst an seiner eignen Hand in das Leben und in die Kunst zurück. Seine eignen Lehrjahre, die lehrende und die lernende Welt umher, wie von einer überirdischen Sphäre, von Wolken herab lenkend, zeigt er wie ein Spiegel allen Fragenden auf gleiche Weise getreu, die Räthsel der Zeit und die Worte der Lösung. Fast ohne Spur der Vorliebe des leitenden Dichters steht der jugendliche Held unter allen seinen Verirrungen und Vorzügen da; nur hin und wieder bei den scheinbar unbedeutendsten Gelegenheiten und Handlungen streut jener himmlische

Blumen in Worten um ihn her, und verräth die göttlich menschliche Begünstigung.

Diese drei Werke bilden den Faden, um den sich die Karakteristik des Dichters herschlingen muß. Sie verhalten sich wie Tod, Höllenfahrt und Auferstehung.

Keines der Werke, mit denen der Genius Goethe's uns erfreute und dem großen Reiche der Kunst, von dem hier die Rede ist, näher brachte, ist absolutes Studium, reine Nachahmung früherer Kunsterscheinung. Jedes strebt die einzelnen hinterbliebenen Formen der Vergangenheit unter sich, und dann mit der Gegenwart, zu versöhnen: jedes ist zugleich in der Zeit, und hebt durch die Lösung irgend einer großen Dissonanz über die Zeit, oder fördert die Zeit; jedes bezeichnet den eigenthümlichen Eindruck einer Kunstform auf Goethe, und alle geben den Zeitgenossen einen eigenthümlich deutschen, Goethe'schen Eindruck zurück. Er ist Souverain und dienender Bürger dieses Kunststaats, der freiste Dichter, weil er der gehorsamste ist.

Torquato Tasso von Goethe ist ein Gedicht über den Dichter und sein Werk; für das Verständniß der Poesie das lehrreichste und tiefsinnigste; in äußerer Form das vollendetste, den benachbarten Nationen zugänglichste. — — Unter allen Leiden des Dichters sieht man die Flügel des

Genius der Poesie sich ausbreiten und wachsen, und wenn die Strenge in der Handlungsweise des Staatsmanns uns hier und dort verletzt, so haben sich dennoch am Ende Dichtkunst und Staatskunst in einen einzigen herrlichen Tempel des Lebens vereinigt. Die Liebe bleibt versagt, der Lorbeer entrückt: aber die Elemente der Welt, die sich zum Streite getrennt hatteu, versöhnen sich wieder: vor ihrer gleichen, ewig nothwendigen Gewalt beugen sich die über den scheinbaren Zwiespalt wieder beruhigten Gestalten. Tasso, klar, flüssig, aber auch leicht zu beunruhigen wie Meer und Wasser, tritt in seine Schranken zurück: Antonio auf Festigkeit und Dauer trotzend, wie die ernährende Erde, giebt seine Ansprüche auf. Weich und durchsichtig, zwischen Himmel und Erde ausgebreitet, ewig unergreifbar für irdische Hände, wie die Luft, umfängt die ernste Eleonore wieder mit gleicher Gerechtigkeit die beiden irdischen Elemente; und das Feuer der andern, das hie und da zu entzünden drohte, stillt sich; der leichte Glanz, die schöne Lust eines fröhlichen Herzens bleibt zurück.

So schließt sich das ächte Kunstwerk: in lebendiger Deutlichkeit hinterlassen die schönen, verschwundenen Bilder den ewigen Gedanken des Lebens. Die irdischen Schicksale, die uns, wie die edlen Gestalten des Gedichts, quälten und zerrissen, stehn bei jeder folgenden Betrachtung reiner, ruhiger und bedeutender vor uns auf: Schmerz und Freude mildern sich gegenseitig zu Moll- und Dur-

Akkorden einer wunderbaren Musik. Eben diese wiederholte Betrachtung wird jedem, der sich dazu hingezogen fühlt, erhabneren Sinn in dem göttlichen Werke zeigen. Nur mit schwachen Farben habe ich es dargestellt; nur den Weg habe ich weisen können, auf dem man zu seiner Vortrefflichkeit sich emporhebt.

Ganz anders leitet Egmont, der neben Tasso betrachtet werden muß, zu derselben Höhe: der Ernst des Lebens, die bürgerliche Gesellschaft zeigt sich hier erschüttert und in Gährung, als Mittler zwischen Volk und Fürst drängt sich Egmont durch das Gewühl streitender Stände und Karaktere hindurch; er, den die Anbetung des Volks, die Liebe der Regentin, die Gunst des Königs zum versöhnenden, vermittelnden Herrscher zu bestimmen schien, wird ein Opfer seines liebreichen Willens. Das poetische Gemüth, das im Tasso die Ruhe der Welt zu stören schien, verzehrt sich hier in seinen heilenden Kräften und Absichten. —

— Fast die ganze moderne Staatsweisheit hat nichts Höheres aufzuweisen, als das Gespräch zwischen Alba und Egmont, das auf eine wunderbare Weise prophetisch die Verschmelzung vom Karakter der beiden Weltalter andeutet, von der in meinen Vorlesungen an so vielen Stellen die Rede gewesen ist. Wie nach einem schönen Frühlingstage von den Stürmen des Winters verscheucht, tritt der Sonnenstrahl hinter finsteres Gewölk zurück: tausend auf=

gebrochene Knospen der Freiheit und der Jugend scheinen sich wieder zu schließen. Der Held wird unterdrückt und fällt: sein Todesmoment ist da, wo ihm Ferdinand anzeigt, daß alle Wege der Rettung versperrt sind, und Egmont verzweifelnd ausruft: Keine Rettung, keine? — Da ermannt sich sein Glaube an der Freundschaft, dem Glauben, der Bewunderung des Sohnes seines Feindes. Die Zeit, deren alterndem Starrsinn er unterliegt, ist wirklich am Ende; Alba vermag ihr sein eignes Kind sogar nicht mehr zu bewahren. Alle Grabesschauer verschwinden; auferstehend hebt sich der Held aus seiner Asche, sein Tod wird zum Triumphe, der Platz des unerbittlichen Gerichts zum Felde des Sieges.

Keinesweges in einen Taumel der Freiheit wird der Zuschauer fortgerissen, das irdisch und das himmlisch triumphirende, die Zeit Alba's, die Vergangenheit, und die Zeit Egmonts, die Zukunft, behauptet ihre Rechte: Gesetz und Freiheit sind versöhnt. — — Ungern trenne ich mich von der Welt des mir am nächsten liegenden Poeten: ganze Saaten der Schönheit und des Lebens muß ich für jetzt unberührt lassen, indem ich mich zu einem andern Dichter wende. —

Vorlesungen über die deutsche Wissenschaft und Litteratur, von A. H. Müller. Zweite Auflage. Dresden, 1807. 8. S. 51. 72. 165. 173. 178. rc.

Friedrich von Schlegel.

Vorlesungen über die deutsche Wissenschaft und Litteratur. Von Adam H. Müller. Dresden, 1807. 8.

— Möge der Verfasser ferner an diesem Punkte der Einheit (dem Christenthum) fest halten, durch stetes Forschen sich denselben immer klarer und deutlicher machen, sich wie bisher rein erhalten von dem leeren und losen Wesen willkürlicher Konstruktionen, — aber auch von gewaltsamen und unzweckmäßigen Anwendungen. Als eine solche glauben wir die auf Goethe durchaus ansehen zu müssen, an dem der Verfasser nur das Eine zu tadeln weiß, daß der Geist des Christenthums ihm verborgen geblieben sei. Wir geben zwar gern zu, daß bei jeder neuen oder alten Philosophie unvermeidlich die Frage entstehen muß: wie ihr Verhältniß zur Religion sei, wenn sie nicht etwa selbst schon dieses Verhältniß angiebt und bestimmt. Mit den Künstlern kann und darf man es aber wohl keinesweges so strenge nehmen, und es scheint uns daher, als sei Hr. Adam Müller durchaus nicht berechtigt gewesen, dem

vortrefflichen Dichter sein Glaubensbekenntniß auf eine so harte Art abzufordern, oder ihm das seinige aufzudringen.

Heidelbergische Jahrbücher der Litteratur. 1808. Hft. 2. S. 227.

Johann Gottfried Woltmann.

Nicht weniger ächt volksthümlich, als Klopstock, aber reicher und vielseitiger in seinen Bildungen, trat auf Wolfgang Goethe, ein Dichter nicht allein seines Volkes, das sich an ihm herrlich erhob, sondern des ganzen Zeitalters, dem er als Dichter eben so ein neues Licht entzündete, als er das ewige des Sonnenlichts neu zu deuten suchte, — denn auch als Physiker vorzüglich beschäftigt mit der Optik oder der Lehre vom Lichte, suchte er die Theorie Newtons vom Lichte oder von den Farben zu verbessern — und die der neuern vielfach angestrebten Kunst das volle Dasein gab. Immer neu, eigenthümlich und schön, schuf er eine Reihe von künstlerischen Darstellungen, deren jede nicht ein einzelnes Werk, sondern eine eigne Gattung schien. In dem ersten, Werthers Leiden (1771.), gleichsam einem großen lyrischen Gesange, hauchte ein reiches Gemüth den herben Schmerz unglücklicher Liebe aus; dann stellte der Dichter in Egmont (1787.) mit dramatischer Vollendung einen frischen und kräftigen Helden dar, der im kühnen Kampfe um die Freiheit eines ganzen Volks untergehet, und endlich entfaltete er mit epischer

Fülle und Ruhe im Wilhelm Meister (1795.) die reichen Gestaltungen einer ganzen Welt; gleich schön sah man in der Iphigenia auf Tauris die gestaltete und gerundete Tiefe der griechischen Schönheit wiederstrahlen, wie aus dem Götz von Berlichingen, nach Herders Ausdrucke, die Größe und Unförmlichkeit des deutschen Reichs aufstreben; dann entfaltete sich wieder die stille Heiterkeit und Genügsamkeit der einfachen Natur in Hermann und Dorothea, während der Widerstreit des Lebens ganz nahe gerückt, sich zart in dem Torquato Tasso, heftig und tief in dem philosophischen Faust bewegte. Und wenn man mit immer neuer Bewunderung zwischen diesen und andern Werken umhergewandelt ist, so wird man endlich mit gleicher Liebe zu dem Dichter selbst treten, und die Folge seiner Gedanken und Empfindungen, die er in seinen lyrischen Gedichten zu einem Kranze zusammengefügt hat, mit gleicher Heiterkeit, Anmuth, Ernst und Bildung durchleben wollen, als sie der Dichter neu und unvergleichbar, und fast einzig in ihrer Art dargestellt hat.

Die Weltgeschichte von Karl Friedrich Becker. Fortgesetzt von Johann Gottfried Woltmann. Berlin, 1808. 8. Dritte Auflage, 1821. Bd. X. S. 634. 635.

Adam Heinrich Müller.

— Sie alle sind schon Zeugen des vielbelobten Streites über die Vorzüglichkeit Goethe's oder Schillers gewesen. Man pflegt sich in solchem Streite meistentheils roh an die Vergleichung ihrer Werke zu halten, hingegen den Geist und die Natur der Absichten beider weniger zu beachten. Goethe ist der Virtuos in vollem Sinne des Wortes, und Schiller der Streber von einer Ungemeinheit und Erhabenheit des Sinnes, daß er sich mit den Größten dieser Gattung messen kann. — Wenn Sie betrachten möchten, wie er in allen seinen Werken, im Gefühle seiner Macht über die Ufer tritt, die er ihnen selbst angewiesen hat, während Goethe freilich befriedigter nie das Flußbette verläßt, selbstzufrieden mit den Kieseln und den Blumen des Ufers spielt, und sich vielmehr in seiner Klarheit und in seinen Schranken gefällt. Es sind dieses zwei durchaus verschiedene Naturen, die entweder gar nicht, oder nur von der Höhe aus, wo der Mensch und der Dichter als Eines erscheinen, verglichen werden dürfen. Wenn man das erhabene Drängen bemerkt, die Zeit, ihre Bewegungen, ihr Unglück und ihren Trost mit hineinzuziehen in

in den Kreis der Poesie; wenn so unendlich viel Großes zugleich erreicht werden soll, wenn der Sänger alle Schranken seines Instruments vergißt, wenn er die selbstverzeichneten Umrisse des Werks verläßt; und lieber scheitert und das Werk unausgesprochen läßt, ehe er das Vorhaben, wozu ihn die Natur und die ursprüngliche Gewalt seiner Seele nöthigt, ehe er das Vorhaben, die ganze Menschheit zugleich, und alle ihre Bedürfnisse, ihr stillstes Begehren, wie ihre lautesten Forderungen auszusprechen aufgiebt — so kann er allerdings nicht in die Schranken mit Goethe treten, der die Ruhe und die künstlerische Besonnenheit vor ihm voraus hat. Lassen Sie uns demnach jeden in seiner Art erkennen ꝛc. —

Von der Idee der Schönheit. In Vorlesungen gehalten zu Dresden im Winter 1807. 1808. durch Adam Müller. Berlin, 1809. 8. S. 101.

Friedrich von Schlegel.

Goethe's Werke. Tübingen, 1806. 8. Bd. I — IV.

Wir glauben, man müsse alle diese Elegieen und Epigramme nicht als einzelne Gedichte ein jedes für sich, sondern sie alle als ein zusammenhängendes Ganzes betrachten, dem nur die letzte Einheit und Verknüpfung fehlt, um wirklich und in der That Ein Werk zu sein, das weit mehr von der didaktischen, als von der lyrischen Art sein würde. Mehrere der ohnehin schon verknüpften Reihen von Epigrammen oder Massen von Elegieen erhalten ihren gemeinschaftlichen Mittelpunkt durch die Beziehung auf Italien. Es athmet in allen ein und derselbe Geist; es dürfte das Individuelle, welches ohnehin nur schwach angedeutet ist, nur noch etwas mehr entfernt, es dürften die allgemeine Ansichten, welche einzeln überall hervorblicken, in der Metamophose der Pflanzen aber wie in einen Kern zusammengedrängt sind, nur gleichmäßiger entwickelt und entfaltet sein, so würden wir ein Lehrgedicht vor uns sehen, das uns die Ansicht des Dichters von der Natur und der Kunst, ihrem Leben und

ihrer Bildung, einmal vollständig darstellend, von jedem anderen, älteren oder neuen Lehrgedicht durchaus verschieden sein, an Würde und Gehalt der Poesie aber gewiß keinem andern größern dramatischen oder epischen Werke unsers Dichters nachstehen würde. Ein solches Ganzes scheint uns in diesen gehaltvollen Gedichten im Keime zu liegen, und dies offenbar das Ziel zu sein, nach dem sie mehr oder weniger alle streben.

So oft Goethe seine Kraft nicht selbst theilte, so oft er seinen Reichthum mehr zusammendrängte, war auch die Wirkung entsprechend. Tasso und Egmont haben Schillers Talent von neuem geweckt, und zur Kunst gesteigert, haben uns den Anfang eines Theaters verschafft. Der Meister aber hat auf das Ganze der deutschen Litteratur, sichtbar wie wenige andere gewirkt, und recht eigentlich Epoche gemacht, indem er dieselbe mit der Bildung und dem Geist der höheren Gesellschaft in Berührung setzte, und die Sprache nach einer ganz neuen Seite hin mehr bereicherte, als es vielleicht in irgend einer Gattung durch ein einzelnes Werk auf einmal geschehen ist. Das Verdienst des Styls in diesem Werke ist von der Art, daß vielleicht nur derjenige, der sich aus der immer fortschreitenden Erforschung und Ausbildung der Sprache ein eignes Geschäft gemacht hat, die ganze Größe desselben

zu würdigen im Stande ist. Aber auch an Reichthum der Erfindung, an Sorgfalt der Ausführung und besonders an Fülle der innern Durchbildung geht der Meister vielleicht jedem andern Werke unsers Dichters vor, keines ist in dem Grade ein Werk.

Heidelbergische Jahrbücher der Litteratur. 1808. Hft. 2. S. 160. 166.

K. f. d.

Goethe's Werke. Erster Band. Stuttgart und Tübingen, 1806. 8.

— Mit eben dem Rechte ließe sich aus der Vielgewandtheit unseres Dichters, wodurch er in den verschiedensten Gattungen der Poesie das Höchste erreicht hat, schließen, daß an seinen Werken die Kunst einen nicht geringen Antheil habe, und daß alle jene schönen lyrischen, romantischen, elegischen, epigrammatischen, dramatischen und epischen Gedichte zwar göttlich seien, sofern sie ohne Eingebung von oben und ohne himmlische Begeisterung nicht gedeihen konnten, zugleich aber menschlich, und im höchsten Sinne des Wortes sein eigen, sofern in einer dem Schönen so ungünstigen Zeit, wie die unsrige, von seiner Seite die höchste Besonnenheit, der treuste Fleiß, und die regeste Energie des Willens erfordert wurde, um für jene Eingebungen empfänglich zu sein, und ihrer in so reichem Maße gewürdigt zu werden. Dies bezeugt unser Dichter selber in der oft gedachten Zueignung, wo er die Kämpfe schildert, die er von innen und außen zu bestehen hatte, ehe er von der Muse die Weihe empfing. Vielleicht

ist es diese Verbindung künstlerischer Genialität mit philosophischer Klarheit des Selbstbewußtseins, was unseren Dichter am meisten auszeichnet; und wer sich bemühet, die Spuren davon in seinen Werken aufzusuchen, wird immer größere Unterschiede zwischen ihm und den Alten entdecken, und vielleicht finden, daß die edle Einfalt dieser sich zu der seinigen verhalte, wie die ursprüngliche, sich selbst nicht kennende Unschuld im goldenen Weltalter zu der wiedererlangten in Elysium. —

— Die herrliche Elegie, welche überschrieben ist: Hermann und Dorothea, setzt den hohen Werth des sittlichen Karakters unseres Dichters in das helleste Licht, und läßt keinen Zweifel übrig, daß die edeln Gesinnungen der Friedfertigkeit und Bruderliebe, die er seiner Muse bei der Einweihung gelobt hatte, nie aufgehört haben ihn zu beseelen. — Aus welcher Quelle sie auch entsprungen sein mögen, niemals wollen wir vergessen, daß einer der reichbegabtesten Dichter, der empfunden hat, was ein menschliches Herz empfinden kann, und die mannigfaltigsten Verhältnisse des Lebens mit größter Klarheit durchschauet, keine Ursach fand, dasselbe zu hassen, und nichts darin entdeckte, was hätte seinen Eifer für die Vervollkommnung und Verschönerung desselben schwächen mögen. Eines so trostreichen Andenkens bedürfen wir mehr als jemals jetzo, wo so Mancher an so Manchem irre wird. —

— Wie innig bei unserem Dichter die Phantasie,

welche schafft und der Witz, dessen Freude das Zerstören ist, verbunden sind, zeigen am klärsten die Epigramme aus Venedig, deren Studium überhaupt nicht genug empfohlen werden kann. Sie bestehen aus lauter einzelnen augenblicklichen Eingebungen einer mehrere Tage fortwährenden Begeisterung, unter deren Einflusse alle Fäden und Saiten in dem Gemüthe des Dichters aufgezogen und gleich rein gestimmt waren, um bei jeder noch so leisen Berührung von außen anzuklingen, woraus denn eine Melodie der Empfindungen entsteht, die sich den Accorden einer Luftharfe vergleichen läßt. Der wunderbar schnelle Wechsel tiefsinniger Weisheitssprüche mit so vielen rührenden, zärtlichen, lächerlichen Zügen, welche das Größte und Kleinste, das Nahe und Ferne, Vergangenes, Gegenwärtiges und Künftiges, aus der Kunst, Natur und Geschichte in buntem Gewimmel vorüberführen, drängt das ganze Leben des Dichters in wenige Augenblicke zusammen, denen ähnlich, in welchen er die erste Idee zu großen Werken faßt.

Gleichwie in diesen Epigrammen bacchische Begeisterung herrscht, so in den Weißagungen des Bakis prophetische. Wolle niemand zudringlich dem Dichter die Auflösung dieser Räthsel abnöthigen, oder, die er selber gefunden zu haben meint, voreilig mittheilen. Der Nachwelt werden sie um so mehr nützen, je dunkler sie bleiben, wenn zumal, was aber der Himmel verhüten wird, die

Vermuthung einiger trübsinnigen Unglückspropheten einträfe. Manche nämlich von denen, welche behaupten, sich auf die Zeichen der Zeit zu verstehen, verkündigen einen nicht fernen Verfall alles dessen, was wir bis jetzo für die Stützen unserer Selbstständigkeit und für die Bedingung eines geselligen und sittlichen Lebens hielten. Hieraus müßte für die nächstfolgenden Geschlechter ein Zustand der Verwirrung aller Verhältnisse entstehn, woraus sie auf gewöhnlichem Wege weder Ausgang noch Rettung fänden. Nun aber pflegen die Menschen, wie Thucydides bemerkt, nicht sobald sich von lichten Hoffnungen verlassen zu sehen, als sie sich hinwenden zu den dunkeln, zu Weißagungen und Orakeln, so daß auch dereinst vielleicht mancher, wenn er in der Bedrängniß nicht wüßte, wo aus noch ein, zu diesen Sprüchen Zuflucht nähme, um in ihnen, wie in sibyllinischen Büchern, das Schicksal zu befragen. Je räthselhafter sie nun wären, desto mehr triebe das Verlangen, sie auszulegen, ihn an, des Dichters übrige Werke mit ganzer Kraft und treuem Fleiße zu durchforschen, wobei er am sichersten gewönne, was dann ihm am meisten Noth thäte:

Ruh' und Lust und Harmonieen
Und ein kräftig rein Bestreben.

Jen. Allg. Litt. Z. 1809. Nro. 1. 2.

Ferdinand Delbrück.

Hätte Klopstock für sein Werk nicht den Hexameter, sondern die Stanze erwählt, dann könnte man auf dasselbe mit noch größerm Recht, als schon itzo, die Worte anwenden, welche das frömmste und christlichste unter allen Gedichten in unserer Sprache einleiten:

Ein wunderbares Lied ist euch bereitet;
Vernehmt es gern und jeden ruft herbei.
Durch Berg und Thäler ist der Weg geleitet;
Hier ist der Blick beschränkt, dort wieder frei.
Und wenn der Pfad sacht in die Büsche gleitet:
So denket nicht, daß es ein Irrthum sei;
Wir wollen doch, wenn wir genug geklommen,
Zur rechten Zeit dem Ziele näher kommen.

Doch glaube keiner, daß mit allem Sinnen
Das ganze Lied er je enträthseln werde;
Gar viele müssen vieles hier gewinnen,
Gar manche Blüthen bringt die Mutter Erde;
Der eine flieht mit düsterm Blick von hinnen,
Der andre weilt mit fröhlicher Geberde.
Ein jeder soll nach seiner Lust genießen,
Für manchen Wandrer soll die Quelle fließen.

Ein Gastmahl. Reden und Gespräche. Von Delbrück. Berlin, 1809. 12. S. 99.

Charles Villers.

— Les douze mille écrivains que compte l'Allemagne à peu près, ne sont pas tous des Goethe, des Jacobi, des Muller; mais, parmi eux, il en est du premier ordre, il en est d'estimables et d'utiles, beaucoup plus que ne le pensent certaines gens qui n'en ont pas la plus légère notion. Si nous voulions comprendre en Europe, sous le nom de Mandarins, tous les hommes qui dominent sur leur siècle par la pensée, tous les vrais savans et les vrais lettrés, il est hors de doute que l'Allemagne en fournirait le nombre le plus imposant. Ce corps, des Mandarins de la Germanie, est peut-être la corporation d'hommes aujourd'hui existante la plus respectable, tant par son nombre que par ses lumières, et dont l'humanité ait le plus à se glorifier. —

Coup-d'oeil sur les universités et le mode d'instruction publique de l'Allemagne protestante. Par Charles Villers. Cassel, 1808. 8. p. 18.

Johann Schulze.

— Zu den Wenigen, denen auch mitten in der Nacht die Sonne leuchtet, gehört, wenn irgend Einer, auch Goethe, der, obschon kein unmittelbarer Lobredner oder Verkündiger des Christenthums, dennoch durch viele seiner ewig jugendlichen Kunstgebilde, durch die von heiliger Sehnsucht durchglühten, Steine bewegenden Töne seines christlichen Faust, durch viele leise Winke und Äußerungen in seinen Schriften, wie durch die Liebe, mit welcher er jede wahrhaft christliche Erscheinung behandelt, nur zu deutlich geoffenbart, daß er nicht verkennt die Allgegenwart des Christenthums in der Geschichte, wohl aber gründlich verachtet die in unserer Zeit nicht seltenen Spielereien mit dem Christenthume und das unsinnige Nebeln und Schwebeln ohne Wahrheit und innern Gehalt.

Auf's neue hat Er hiervon einen schönen Beweis dadurch geführt, daß Er Calderons standhaften Prinzen, ein Trauerspiel, das verdiente, neben Dante's göttlicher Komödie auf jedem christlichen Altare zu thronen, zuerst auf die teutsche Bühne gebracht, und mit einer Liebe und Einsicht, wie nur Er sie in sich vereinigen kann, alle Hinder-

nisse bei der Aufführung nicht nur berücksichtigt, sondern auch glücklich beseitigt hat, —

Johann Schulze über den standhaften Prinzen des Don Pedro Calderon. Weimar, 1811. 8. S. 8.

Frau von Staël.

geb. Necker.

Sur Goetz de Berlichingen, et le comte d'Egmont, Iphigénie en Tauride, Torquato Tasso, Faust etc.

De l'Allemagne. Part. II. chap. 21. sqq.

August Wilhelm von Schlegel.

— Ich darf wohl von der dramatischen Laufbahn Goethe's und Schillers, zweier Männer, auf welche unsre Nation stolz ist, und im vertrauten Umgange mit denen ich oft meine Gedanken über die Kunst berichtigt habe, mit der Offenheit reden, welche ihres großen uneigennützigen Strebens würdig ist. Die Verirrungen, welche sie, anfänglich noch in Mißverständnissen begriffen, veranlaßt haben, während sie immer reinerer Klarheit entgegengingen, sind zum Theil schon in Vergessenheit versunken oder werden es bald sein; ihre Werke werden dauern: wir haben darin wenigstens die Grundlage einer zugleich eigenthümlich deutschen und ächt künstlerischen dramatischen Schule.

Kaum hatte Goethe im Werther gleichsam eine Erklärung der Rechte des Gefühls gegen den Zwang der gesellschaftlichen Verhältnisse aufgestellt, so protestirte er in Götz von Berlichingen durch die That gegen allen willkürlichen Regelnzwang, wodurch die dramatische Poesie eingeengt worden war. Man sieht in diesem Schauspiele nicht Nachahmung Shakspeare's, sondern die durch einen

genialischen Schöpfer in einem verwandten Geiste angeregte Begeisterung. Im Dialog setzte er Lessings Grundsätze der Natürlichkeit nur mit größerer Kühnheit durch, denn außer dem Versbau und allem erhöhenden Schmuck, verwarf er auch die Gesetze der schriftlich aufgefaßten Sprache in einem Grade, wie es vor ihm noch niemand gewagt hatte. Er wollte durchaus keine dichterische Umschreibung, die Darstellung sollte die Sache selbst sein, und so ließ er täuschend genug, wenigstens für diejenigen, welche die geschichtlichen Denkmäler nicht kennen, worin unsre Altvordern selbst reden, den Ton eines entfernten Zeitalters hören. Die altdeutsche Treuherzigkeit hat er auf das rührendste ausgedrückt, die mit wenigen Strichen angedeuteten Situationen wirken unwiderstehlich, das Ganze hat einen großen historischen Sinn, es stellt nämlich den Kampf einer abscheidenden und einer beginnenden Zeit vor, des Jahrhunderts der rauhen aber kräftigen Unabhängigkeit, und des folgenden der politischen Zahmheit. Die Vorstellung auf der Bühne berücksichtigte der Dichter dabei gar nicht, schien ihrer Unzulänglichkeit vielmehr in jugendlichem Übermuthe zu trotzen.

Überhaupt war es Goethe'n vor allem darum zu thun, seinen Genius in seinen Werken auszusprechen, und neue poetische Lebensregung in die Zeit zu bringen; die Form galt ihm dabei gleich, wiewohl er meistens die dramatische vorzog. Zugleich war er indessen ein warmer

Freund des Theaters, und arbeitete zuweilen nach dessen durch Gewohnheit und Zeitgeschmack bestimmten Forderungen, wenn er z. B. im Clavigo ein bürgerliches Trauerspiel in Lessings Manier lieferte. Dieses Stück hat überdies noch den Mangel, daß der fünfte Aufzug nicht zu den übrigen paßt. In diesen hatte sich Goethe ziemlich genau an Beaumarchais Erzählung gehalten, die Katastrophe hat er hinzugedichtet, und wenn wir bemerken, daß sie gar sehr an die Beerdigung Ophelia's und an das Zusammentreffen des Hamlet und Laertes an ihrem Grabe erinnert, so ist damit auch schon gesagt, wie sehr sie gegen den Ton und das Kolorit des übrigen absticht. In der Stella machte es Goethe mit der Geschichte des Grafen von Gleichen ungefähr so, wie es Lessing mit der Geschichte der Virginia gemacht hatte, aber es gerieth damit noch übler: jener Zug aus den Zeiten der Kreuzzüge ist rührend, treuherzig, sogar erbaulich; Stella kann nur der Empfindsamkeit verwöhnter Herzen schmeicheln.

Späterhin suchte er eine Ausgleichung zwischen seinen Kunstabsichten und den üblichen dramatischen Formen, auch den untergeordneten, zu finden, die er fast sämmtlich mit einzelnen Versuchen durchgegangen hat. In seiner Iphigenia drückte er den Geist der antiken Tragödie aus, wie er ihn besonders von Seiten der Ruhe, Klarheit und Idealität gefaßt hatte. Mit eben solcher Einfachheit, Gediegenheit und edlen Zierlichkeit dichtete er den Tasso,

in welchem er eine historische Anekdote auf die allgemeine Bedeutung des Gegensatzes zwischen dem Hof- und Dichterleben wandte. Sein Egmont ist wieder ein romantisch historisches Schauspiel, dessen Styl zwischen seiner älteren Weise im Götz und Shakspeare's Form in der Mitte schwebt. Erwin und Elmire und Claudine von Villabella sind, möchte ich sagen, idealische Operetten, so leicht und luftig hingehaucht, daß sie durch musikalische Begleitung und Aufführung nur Gefahr laufen, schwerfällig und prosaisch zu werden; der edle und gehaltne Styl des Tasso im Dialog wechselt darin mit den zartesten Liederstimmen. Jery und Bätely ist ein reizendes Naturgemählde in schweizerischen Sitten, im Geist und der Form der besten französischen Operetten, Scherz, List und Rache dagegen eine wahre opera buffa voll italiänischer Lazzi. Die Mitschuldigen sind in bürgerlichen Sitten ein gereimtes Lustspiel nach den französischen Regeln. So weit trieb Goethe die Herablassung, daß er eine Fortsetzung zu einem Nachspiele von Florian lieferte; so weit die Unpartheilichkeit des Geschmacks, daß er einige Trauerspiele von Voltaire für die deutsche Bühne übersetzte. Goethe's Worte und Rhythmen haben immer einen goldnen Klang, aber als Übersetzungen können wir diese Arbeiten nicht für ganz gelungen halten, und man müßte es bedauern, wenn etwas gelungen wäre, das gar nicht hätte unternommen werden sollen. Man braucht nicht

etwa Lessings Dramaturgie herbeizurufen, um diese auf deutschem Boden unersprießlichen Erscheinungen zu bannen; Goethe's eigne meisterliche Parodie des französischen Trauerspiels in einigen Scenen der Esther wird dies weit ergötzlicher verrichten.

Der Triumph der Empfindsamkeit, eine höchst genialische Verspottung der eignen Nachahmer Goethe's, neigt sich zur komischen Willkür und fantastischen Symbolik des Aristophanes, aber es ist ein züchtiger Aristophanes in feiner Gesellschaft und am Hofe. Weit früher hatte sich Goethe in einigen Schwänken und Fastnachtspielen ganz die Manier unsers wackern Hans Sachs zu eigen gemacht.

Denselben freien und kräftigen Dichtergeist erkennt man unter allen diesen Verwandlungen wieder, worauf sich die homerischen Zeilen vom Proteus anwenden lassen:

Erstlich ward er ein Leu mit fürchterlich rollender Mähne,
Floß dann als Wasser dahin, und rauscht' als Baum in den Wolken.

Der jugendlichen Epoche gehört sein früh entworfner, aber erst spät erschienener Faust an, der auch in seiner neuesten Gestalt immer noch ein Bruchstück ist, und in dessen Natur es vielleicht lag, immer ein Bruchstück bleiben zu müssen. Es ist schwer zu sagen, ob man mehr zu der Höhe hinanstaunt, die der Dichter oft darin erschwingt,

oder mehr an den Tiefen schwindelt, die sich vor unsern Blicken aufthun. Aber hier ist nicht der Ort, dieses labyrinthische und gränzenlose Werk, Goethe's eigenthümlichste Schöpfung, überhaupt zu würdigen; wir haben es nur in dramatischer Hinsicht zu betrachten. Die wunderbare Volkssage vom Faust ist ein sehr theatralischer Stoff, und das Marionettenspiel, woraus Goethe nach Lessing den ersten Gedanken zu einem Schauspiel hergenommen, entspricht dieser Erwartung selbst noch in den verstümmelten Auftritten und dürftigen Worten, womit es von unwissenden Puppenspielern vorgetragen wird. Goethe's Darstellung, die sich in einigen Punkten genau an die Überlieferung hält, in andern aber sie gänzlich verläßt, geht nach allen Richtungen absichtlich über die Dimensionen der Schaubühne hinaus. Viele Scenen sind stehende Schilderungen von Fausts innern Zuständen und Stimmungen, Entwickelungen seiner Gedanken über die Unzulänglichkeit des menschlichen Wissens und über das unbefriedigende Loos der Menschheit in langen Monologen oder Gesprächen; andre Auftritte, wiewohl an sich äußerst geistreich und bedeutsam, haben den Schein der Zufälligkeit für den Gang der Handlung; viele sehr theatralisch gedachte sind nur flüchtig skizzirt: es sind rhapsodische Bruchstücke ohne Anfang und Schluß, worin uns der Dichter einen überraschenden Anblick gönnt, und dann plötzlich wieder den Vorhang fallen läßt, da in einem

dramatischen Gedicht, welches auf der Bühne mit sich fortreißen soll, die einzelnen Theile nach dem Bilde des Ganzen gegliedert sein müssen, so daß man sagen kann, jede Scene habe ihre Exposition, ihre Verwicklung und Auflösung. Einige Scenen, voll von der höchsten drastischen Kraft und von zerreißendem Pathos, z. B. die Ermordung Valentins und Gretchen und Faust im Kerker, beweisen, daß dem Dichter die populare Wirkung auch zu Gebote stand, und daß er sie nur umfassenderen Absichten aufgeopfert hat. Er fordert oft die Einbildungskraft der Leser auf, ja er nöthigt sie, seinen fliehenden Gruppen zum Hintergrunde unermeßliche bewegliche Gemählde zu geben, die keine theatralische Kunst vor die Augen zu bringen vermag. Um Goethe's Faust aufzuführen, müßte man Fausts Zauberstab und Beschwörungsformeln besitzen. Bei solcher Unfähigkeit zur äußern Darstellung ist dennoch aus dem seltsamen Werke erstaunlich viel für die dramatische Kunst sowohl in der Anlage als Ausführung zu lernen. In einem vermuthlich spät hinzugedichteten Prologe erklärt der Dichter, warum er, seinem Genius treu, sich nicht den Forderungen eines gemischten Haufens von Zuschauern fügen könne, und schreibt gewissermaßen dem Theater einen Scheidebrief.

Man muß wohl eingestehen, daß Goethe zwar unendlich viel dramatisches aber nicht eben so viel theatralisches Talent besitzt. Ihm ist es weit mehr um die zarte Ent-

faltung als um rasche äußre Bewegung zu thun; selbst die milde Grazie seines harmonischen Geistes hielt ihn davon ab, die starke demagogische Wirkung zu suchen. Iphigenia auf Tauris ist zwar dem griechischen Geiste verwandter, als vielleicht irgend ein vor ihr gedichtetes Werk der Neueren, aber es ist nicht sowohl eine antike Tragödie als Widerschein derselben, Nachgesang: die gewaltsamen Katastrophen jener stehen hier nur in der Ferne als Erinnerung, und alles löst sich leise im Innern der Gemüther auf. Das stärkste erschütternde Pathos findet sich in Egmont, aber der Schluß dieses Trauerspiels ist ebenfalls ganz aus der äußern Welt in das Gebiet einer idealischen Seelenmusik entrückt.

Daß Goethe bei dieser Richtung seiner dichterischen Laufbahn auf den reinsten Ausdruck seiner Begeisterung ohne irgend eine andre Rücksicht, und von Seiten der Kunst auf Universalität der Studien, nicht den entscheidenden Einfluß auf die Gestalt unsers Theaters gehabt, den er hätte haben können, wenn er sich ihm wirklich ausschließend und unmittelbar widmen gewollt hätte, ist leicht zu begreifen. —

Über dramatische Kunst und Litteratur. Vorlesungen von August Wilhelm Schlegel. Heidelberg, 1811. 8. Thl. III. S. 395. ff.

K. f. d.

Die Wahlverwandtschaften. Von Goethe. Stuttgart und Tübingen, 1809. Zwei Theile. 8.

— Abgesehen von der künstlerischen Eigenthümlichkeit, welche das Werk durch diese Behandlung des Zufalls erhält, durch die vielen aufgezogenen und vielfach verschlungenen Fäden, welche das Näheste mit dem Fernesten, das Größte mit dem Kleinsten verknüpfen, wird es dadurch noch in anderer Rücksicht höchst merkwürdig. Denn freilich fehlt es hier nicht an mancherlei günstigen, ungünstigen, warnenden, schreckenden Vorzeichen, nicht an ahndungsvollen Andeutungen, welche dieser Reihe von Zufällen den Karakter unvermeidlicher Nothwendigkeit und gebieterischer Vorherbestimmung geben. — Doch weder diese Andeutungen werden gehörig erwogen, noch jene Zeichen beachtet. Nur Einer ist auf manche aufmerksam, Eduard. — Aber seltsam und schauerlich! Wie die nichtbeachteten Vorbedeutungen alle eintreffen; so wird die eine beachtete trügerisch befunden. — Sehn wir nun die handelnden Personen noch von einer andern Seite an, auf einer wie hohen Stufe der Geistesbildung sie stehen, wie zart ihre Empfindung

ist, wie sicher ihr Urtheil, wie kunstreich und wohlgeübt ihre Zunge, wie reich der Schatz ihrer Erfahrung, mit wie sinnvollen aus dem Innersten des Herzens und den unergründlichen Tiefen des Lebens geschöpften Weisheitssprüchen ihre Unterredungen und Selbstgespräche angefüllt, fast möchte man sagen, überfüllt sind: so wird hiedurch das furchtbare Gemählde vollendet, welches dieses wundersame Werk aufstellt von der Zeit, worin wir leben. Ja, was hier in dem Bezirk weniger Tritte und in dem Raum einiger Jahre waltet, und mit heimlicher schadenfroher Tücke so unsägliches Unheil und Irrsal anrichtet, ja es ist dasselbe, was seit zwei Jahrzehnten zum Entsetzen des menschlichen Geschlechts von einem Pol zum andern betäubend, verblendend, zerstörend den Erdkreis durchzieht, zum großen Zeugnisse dessen, was Charlotte sagt: „Es sind gewisse Dinge, die sich das Schicksal hartnäckig vornimmt. Vergebens, daß Vernunft und Tugend, Pflicht und alles Heilige sich ihm in den Weg stellen; es soll etwas geschehen, was ihm recht ist, was uns nicht recht scheint, und so greift es zuletzt durch, wir mögen uns gebehrden wie wir wollen.“ —

— Die Verwandtschaft zwischen dem Roman und dem Epos wird allgemein anerkannt. Der unsrige verläugnet dieselbe auch darin nicht, daß er, wie die Iliade und Odyssee, fast ganz dialogisch ist. Die Schwierigkeit, welche durchgängige Beobachtung des Karakteristischen im

Dialog schon im Drama hat, wächst, wenn sich, wie in unserem Roman so oft, die Personen nicht im Zustande der Leidenschaften befinden, sondern ruhiger Betrachtung: Wer von dieser Schwierigkeit Erfahrung oder Vermuthung hat, wird in dem Studium der Wahlverwandtschaften eine unerschöpfliche Quelle der Belehrung und des Vergnügens entdecken.

Bei der Sorgfalt, die der Dichter auf den wörtlichen Ausdruck gewendet hat, und bei dem Glück, womit es ihm gelungen ist, ihn zur Vollendung zu erheben, konnte es nicht fehlen, daß dieses Werk, wie jedes seiner früheren, den Schatz, den unsere Sprache hat, an geistreich gebildeten Worten und Fügungen, mit neuen vermehrte. —

Woher rührt es, daß dieses Werk, worin das gräßliche Spiel, welches das Schicksal mit dem Menschen treibt, uns so sehr demüthigt, doch zuletzt in eine Stimmung versetzt, welche die früheren Bewegungen der Furcht, des Schreckens und des Mitleidens in eine erhabene Rührung, in das Gefühl einer hohen und würdigen Ruhe auflöset? Dieses rührt her von der Weise, wie Ottilie ihre Schuld büßt. Nachdem durch den unerwarteten Anblick Eduards ihr Gelübde gebrochen war, geziemte ihr nicht, länger zu leben. In dem Entschlusse, freiwillig zu sterben, rächt sie uns an dem Schicksal, so fern sie eine Kraft offenbart, die uns über dasselbe erhebt, und seinen Tücken unerreichbar macht. Denn was fesselte den, der zu rechter Zeit zu

sterben weiß, was giebt es Heroisches, das ein solcher nicht auszuführen vermöchte? Vollendet wird jener Triumph durch die Art des Todes, welchen Ottilie wählt. Denn unter allen Selbstentleibungen ist die Enthaltung von Speise und Trank die edelste und schicklichste, weil sie die größte Standhaftigkeit voraussetzt, und nicht als eine gewaltsame Empörung gegen die Gesetze der Natue betrachtet werden kann, sondern nur als eine ruhige Abweisung ihrer Forderungen, die nicht mehr gültig befunden werden. Von dem Augenblick an, wo Ottilie verstummt, und anfängt, sich die Nahrungsmittel zu entziehen, erscheint sie als ein überirdisches Wesen, als eine verklärte Heilige, die ohne mit den Sterblichen ein Bedürfniß zu theilen, tröstlich und freundlich unter ihnen einherwandelt. —

Jen. Allgem. Litterat. Zeitung. 1810. Nro. 16. 17.

A. W.

Die Wahlverwandtschaften. Von Goethe.

Die Idee, welche der Mittelpunkt und die Seele dieses Werks ist, und welche der Titel kurz und sinnreich andeutet, ist der große Gedanke: daß auch bis in die geistige Natur jene Urkraft ihre Gewalt äußert, welche das Verwandte zu einander zieht, daß aber, wenn wir, einmal dem Winke der Natur ungetreu, dem blinden Zuge uns egoistisch überlassen, das verhängnißvolle Schicksal naht, das die Bande der Gesellschaft löst, und uns in einen schweren Kampf verwickelt, aus dem nur eine reine Seele und ein klarer Sinn sich siegreich erheben, auch wenn die Endlichkeit ihren Zoll fordert. Diese uralte, ächt tragische Idee, die hier so todt und kalt bezeichnet ist, wie lebendig und das ganze Werk erfüllend spielt sie nicht in der reichen Dichtung, in einer unendlichen Mannigfaltigkeit von Bildern und Gedanken, gleichsam unzähligen Farben sich brechend? Der beseelte Körper, welchem dieser Gedanke schöpferisch eingebildet ist, besteht — gemäß dem Karakter des Romans, als einer erzählenden Darstellung eines poetischen Lebens im Spiele mannigfal-

tiger Karaktere — in der Erzählung von dem Leben und den Schicksalen eines gebildeten Menschenkreises. Indem wir diesen Kreis sich allmählig bilden, und sein Ziel erreichen, dann wieder sich auflösen sehen, organisirt sich die Idee vor unsern Augen. Diese Perioden alles zeitlichen Lebens hat der Verfasser in die zwei Bücher des Werks vertheilt. —

— Eine ideale Lebensansicht waltet in diesem Werke, bei den mannigfaltigsten Ansichten der einzelnen Individuen, mit besonnener Klarheit, und strömt nach allen Seiten in Aussprüchen ächter Lebensweisheit hervor. Und wie wurzelt das große Werk in dem Leben, ja wirft es nicht in seiner spiegelhellen Fluth ein edles Bild der Zeit, in der wir leben, zurück? Alle diese Karaktere, die mit solcher Reife durchgeführt sind, repräsentiren gleichsam eine eigene Gestalt, einen Karakter der Zeit. Sie sind uns wunderbar verwandt, — und doch bilden alle ein höheres von dem Leben der Wirklichkeit verschiedenes Leben, oder höhere gebildetere Sphäre, dadurch, daß die Wirklichkeit sich in dem genialen Auge des Meisters gebrochen hat; und so ist uns der Kreis, in welchen er uns geführt, zugleich auch fremd und idealisch. Ja eben aus jenem seltenen Reichthume der Erfahrung, der in unserm Dichter mit dem durchdringenden Blicke des Genius gepaart ist, erklären wir es uns, warum ihm die Form des Romans so angemessen und natürlich ist, denn er besitzt die Kraft, das

Ideal in das Leben einzuführen. Auch aus diesem Grunde sagten wir oben, daß dieses Werk in seinen unendlichen Beziehungen erst dann allgemein werde verstanden werden, wenn die Gegenwart unbefangener gewürdigt werden kann. —

— Halten wir endlich dieses Werk mit den früher erschienenen Romanen unsers Meisters zusammen, so bewundern wir wiederum die Vielseitigkeit seines Geistes. Sehen wir z. B. auf die Liebe, als den Mittelpunkt der poetischen Individualität, wie ganz anders ist sie hier, als im Werther und Wilhelm Meister gestaltet. Namentlich würde es interessant sein, dem Ähnlichen und Unähnlichen unseres und des letzteren Werkes etwas weiter nachzugehen. Wie ganz anders ist Ottilie und Mignon, und doch beide, wie innig! Der uns noch übrige Raum verstattet uns in dieser Hinsicht kaum noch anzudeuten, daß wenn dort mehr das ungebundene nomadische Leben der jugendlichen Schauspielkunst und Musik, hier mehr das festere ernste, häusliche Leben, mit der ihr verwandten Bau- und Gartenkunst, verherrlicht worden ist, wenn dort die fröhliche, oft leichtfertige Elegie sich zu regen scheint, hier der ernstere elegische Ton dem Dichter ein unsterblich feierndes Requiem singt.

Heidelberger Jahrbücher der Litteratur. 1814. Th. I. S. 176.

Friedrich August Wolf.

— Unserem einzigen trefflichen Vorgänger Wieland war dies das erste Stück, womit er seine aristophanische Laufbahn antrat, weßhalb wir diejenigen, die das Ganze deutsch zu lesen wünschen, auf seines Merkurs Bd. II. des Jahres 1794. verweisen. Und eine der süßesten Belohnungen ist es dem Übersetzer, wenn er so hier, wie früher in den Wolken, seine Muße zu dieses bei allem Urtheil allein der Kunst gedenkenden Veterans, zu Goethe's und ähnlicher Richter Zufriedenheit verwendet hat; um so mehr, da eben solche Männer es waren, unter deren begünstigenden Augen sein erster Versuch entstand und herausgegeben wurde.

Aus Aristophanes Acharnern. Griechisch und deutsch, mit einigen Scholien. Berlin, 1812. 4. Vorred. S. VIII.

C. H. Pfaff.

Über Newton's Farbentheorie, Herrn von Goethe's Farbenlehre und den chemischen Gegensatz der Farben. Ein Versuch in der experimentalen Optik. Von Dr. C. H. Pfaff. Leipzig, 1813. 8.

Der erste Eindruck, den dieses Werk auf uns machte, war Bewunderung der Darstellung, durch welche ein Theil der Physik gleichsam in das Gebiet der schönen Künste versetzt, und ein bloß wissenschaftlichen Diskussionen gewidmetes Werk zu dem Range der Werke des guten Geschmacks erhoben wurde. Die Farben selbst, über die Herr von Goethe schrieb, scheinen diesem Meister in der Kunst des Stils ihren ganzen Zauber geliehen zu haben, und das Kolorit seiner Diktion war der Widerschein der glänzenden Phänomene, die nun auch dem Geiste nahe gebracht werden sollten. — Aber ꝛc.

Vorrede.

Georg Wilhelm Friedrich Hegel.

Nach der bekannten Newtonischen Theorie besteht das weiße, d. i. farblose Licht, aus fünf oder aus sieben Farben; — denn genau weiß dies die Theorie selbst nicht. — Über die Barbarei vors erste der Vorstellung, daß auch beim Lichte nach der schlechtesten Reflexionsform, der Zusammensetzung gegriffen worden ist, und das Helle hier sogar aus sieben Dunkelheiten bestehen soll, wie man das klare Wasser aus sieben Erdarten bestehen lassen könnte, kann man sich nicht stark genug ausdrücken; so wie ferner über die Ungeschicklichkeit, Fadheit, ja selbst Unredlichkeit des Newtonischen Beobachtens und Experimentirens; — alsdenn über die gleich schlechte Beschaffenheit des Schließens, Folgerns und Beweisens aus jenen unreinen empirischen Daten; — ferner über die Blindheit des nun seit fast anderthalb Jahrhunderte fortgeführten Nachbetens, so wie über die Unwissenheit dieser jene einfältige Vorstellung vertheidigenden Nachbeter, endlich insbesondere über die Gedankenlosigkeit, mit der eine Menge der unmittelbaren Folgerungen jener Theorie aufgegeben worden und doch die Theorie selbst behauptet wird; — zuletzt über die

Blindheit des Vorurtheils, daß dieselbe auf etwas Mathematischem beruhe, und als ob die, zum Theil selbst falschen und einseitigen Messungen, so wie die in die Folgerungen hineingebrachten quantitativen Bestimmungen irgend einen Grund für die Theorie und die Natur der Sache selbst abgäben. — Ein Hauptgrund, warum die, eben so klare als gründliche und gelehrte, Goethe'sche Beleuchtung dieser Finsterniß im Lichte, nicht eine wirksamere Aufnahme erlangt hat, ist ohne Zweifel dieser, weil die Gedankenlosigkeit und Einfältigkeit, die man eingestehen sollte, gar zu groß ist. —

Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften im Grundrisse. Von G. W. F. Hegel. Heidelberg, 1817. 8. S. 155.

Friedrich Schulz.

(Geh. Ob. Regier. Rath.)

Über physiologe Gesichts- und Farben-Erscheinungen. §. 42. 47. 94. ꝛc.

Journal für Chemie und Physik, von Schweigger. Nürnberg, 1816. 8. Bd. XVI. Hft. 2. S. 121. ff.

Wilhelm von Schütz.

Unläugbaren Einfluß haben Goethe's Beiträge zur Morphologie und Naturwissenschaft auf die nachfolgende Reihe von Mittheilungen ausgeübt. Es fragt sich, ob sie ohne jene an das Licht zu fördern waren.

Drei Eigenthümlichkeiten des Goethischen Unternehmens zogen mich lebhaft an und ließen mir einen bleibenden Eindruck. Erst will ich sie angeben, dann von jeder besonders sprechen.

Was Goethe in der Natur sah, gewann für ihn zugleich den Karakter des Erlebten.

Behandlung und Anordnung macht die Wahrnehmungen zu Mittelwesen, nämlich zu schönen Fragmenten eines unendlichen, sich selbst gleichen, aber auch ungleichen Ganzen, und zu abgeschlossenen einzelnen Ganzheiten.

Die Eigenthümlichkeit ihres Gehalts unterscheidet sie von allen bisherigen Gaben spekulirender Philosophie und sinnender Naturbeobachtung.

Erneuert Winckelmann das Gefühl, mit welchem uns Plato ergreift, daß er sich noch nicht vollkommen ausge-

sprochen habe, daß er sich auch nie vollkommen aussprechen könne und werde; so ist Goethe der dritte Geist, den dasselbe karakterisirt, als Dichter, als Weltbeobachter, als Naturkundiger. Betrachte man, wie wenig er mystisch ist in seiner Poesie, wie er das Geheimniß nie in den Stoff legt, wie dieser vielmehr als ruhige, klare, durchaus verständliche und begreifliche Naturnothwendigkeit dem Leser nahe tritt, aber wie, wenn das Gedicht geschlossen, wir uns gleichsam an der Pforte fühlen, jenseit welcher das große Allgeheimniß schlummert, aus dem sein Werk hervorgetreten.

Dies erkennt man zur Noth an. Aber daß sich dasselbe wiederholt, wenn er uns an das Gebiet der Natur führt, das wollen nur Wenige Wort haben. Doch ist es gerade hier am merkwürdigsten. Ein bildliches Gleichniß versuche dieser Behauptung, welcher sich hier noch nicht Verständniß geben läßt, vorläufig Glaublichkeit zu werben.

Wenn Aristoteles Licht, Plato Seele, so giebt Goethe Seele und Licht zugleich da, wo er uns in die Natur einführt.

Dies hat mir seine naturwissenschaftliche Zeitschrift, namentlich deren Anordnungsweise, zuerst offenbart. Die einzelnen Gegenstände stehen durch die Art, wie die besondern Aufsätze sie behandeln, im vollen Lichte der Einzelnheiten da. Durch die Stellung, durch das Anknüpfen an

Lebensereignisse, durch die Folgerungen und durch die dichterischen Einströmungen werden sie wieder in das Element einer allen angehörigen Seele getaucht, oder die Ganzheiten gegen den Hintergrund eines gemeinschaftlichen Ganzen gestellt. — —

Zur intellektuellen und substantiellen Morphologie, von Wilhelm von Schütz. Leipzig, 1821. 8. Erstes Heft. S. 13. 36.

Leopold von Henning.

Einleitung zu öffentlichen Vorlesungen über Goethe's Farbenlehre, gehalten an der Königl. Universität zu Berlin von Leopold von Henning. Berlin, 1822. 8.

— Es ist wohl keiner unter uns, dem nicht, wenn er den Namen Goethe hört, sogleich die Brust sich erweitert, und mit einem innigen Gefühl der Liebe und Verehrung sich erfüllt. Uns Allen hat der hohe Greis von unserer frühen Jugend an, unmittelbar, oder mittelbar durch unsere Lehrer, sich als geistigen Wohlthäter und Bildner erwiesen, und ein jeder unter uns, auf welcher Stufe seiner Ausbildung er sich auch befinde, kann noch täglich von ihm lernen und durch ihn sich fördern, denn in seinen unvergänglichen Werken ist alles Große, Tiefe und Treffliche ausgesprochen, was der Geist unseres Volkes bisher erarbeitet hat. Doch, es ist hier nicht der Ort, über die hohe Würde unseres Dichters im Allgemeinen zu reden, und es bedarf dessen auch um so weniger, da über das, was er uns als Dichter gewährt, heut zu Tage in ganz Deutschland wohl unter Allen, mit denen sich zu verständigen es

überhaupt der Mühe werth ist, nur eine Überzeugung verbreitet ist. —

— Dasjenige, was eigentlich das Geniale und Geistreiche beim Naturforscher ist, ist nichts anderes als dasselbe, was auch den Dichter eigentlich erst zum Dichter macht, nämlich das Bewußtsein und die Erkenntniß der Idee, als des konkret Allgemeinen, in der Mannigfaltigkeit und Zerstreuung der einzelnen Erscheinungen. Die Physiker selbst können in dieser Hinsicht füglich in zwei Klassen eingetheilt werden: nämlich in solche, die, als die eigentlichen Heroen der Wissenschaft, neue Bahn brechen und die Wissenschaft auf einen höhern Standpunkt erheben; und in solche, die einen ausgesprochenen großen Gedanken im Einzelnen weiter ausbilden, oder sich überhaupt darauf beschränken, das bereits Vorhandene und Bekannte nur zu erhalten und fortzupflanzen. Zur ersten Klasse gehören solche Männer, wie Kopernikus, Keppler, Mesmer, und in einem etwas beschränktern Sinne auch Franklin, Galvani und Andere, vor allen Dingen aber unser Dichter, der, wie auch Neid, Beschränktheit und böser Wille sich geberden mögen, zuverlässig dereinst auch als ein Heros der Wissenschaft anerkannt und gefeiert werden wird. —

S. 1. 21.

J. M. D.

Aus meinem Leben. Wahrheit und Dichtung. Von Goethe. Stuttgart und Tübingen. 1811. — 1815. Drei Theile. 8.

Je anspruchloser unser berühmter Dichter Goethe als Selbstbeschreiber seines Lebens erscheint, um so mehr verdient er bei der Merkwürdigkeit dessen, was er uns von sich ankündigt, und was sich ihm als Zuthat und Einfassung seines Lebensromans historisch zudrängte, Lob und Dank für ein so schönes, anziehendes, trefflich lebendiges Buch, das den besten Erzeugnissen seiner Muse an die Seite gesetzt, und manchen derselben vorgezogen werden darf. Wenn die Dichtkunst einen mächtigen Zauber besitzt, so übt die Wahrheit noch einen stärkern aus; und wie sollte nicht ein fühlendes Gemüth von Vergnügen hingerissen werden, wenn ihm bedeutende, mannigfaltige Wahrheit aus den Schicksalen eines großen Mannes, aus den Begebenheiten des besondern und öffentlichen Lebens, treu umrissen, dichterisch beseelt und gefärbt, und mit eingewebten eigentlichen Poesieen, von einem Meister der Kunst vorgeführt wird. Ohne jenen Lobrednern gleichen zu wol-

sen, welche nicht Worte für ihren Gegenstand finden können, weil sie zu viele und hohe suchen, und im Grunde mehr durch fremde Größe selber zu glänzen, als was an der Sache ist zu erzählen begehren, gestehen wir dennoch, daß wir uns in Verlegenheit befinden, die verschiedenen interessanten Seiten dieses Buchs aufzuzählen, an denen Goethe's Geschick eben so viel Antheil als seine Behandlungsgabe, und natürlich den frühern hat. Wir versichern daher einfach, daß kein Künstler, kein Historiker, kein Psycholog, kein Mensch überhaupt von Verstand und Geschmack diesen Anfang (ersten Theil) von Goethe's Biographie kalt und ganz unbefriedigt aus den Händen legen werde; aber Einzelnen muß das Werk noch besonders zusagen, je nachdem das allgemein Interessante, das jede Lebensbeschreibung eines bedeutenden Menschen enthält, sie durch die Kette der Verhältnisse, durch wirkliche Theilnahme der Gegenwart, oder nahe Erinnerungen in stärkerm Grade berührt. Viele Leser haben die schöne Periode Deutschlands, in welche Goethe's frühere Lebenszeit fiel, gekannt und genossen; sie sehen hier viele Umstände dieser Zeit von einem Manne wieder hervorgerufen, der sie zu kennen, aufzufassen, und jetzt darzustellen von innen und außen besonders befähigt war; sie finden den Schriftsteller selbst, wie er in diese Zeit von seiner Seite einzugreifen die ersten Aufforderungen erhielt, und die ersten Wahrzeichen seiner künftigen Einwirkung an den Tag legte. Wem aber die-

ser erste Theil sich am innigsten empfehlen muß, das sind die Mitbürger in Goethe's Vaterstadt und ihren Umgebungen, denen der geschätzte Landsmann sich, wie er war, und wie er wurde, in dem ganzen stillreizenden und großen Gefolge der vaterstädtischen Besonderheiten darstellt, und ihnen ihre Heimath mittelst örtlicher und geschichtlicher Mahlereien wo möglich noch bekannter und noch lieblicher macht, als sie, in aller Hinsicht eine der wichtigsten Städte, ihren heimathlustigen, und bei aller Bescheidenheit heimathstolzen Einwohnern jederzeit vorkam. Und dieses in dem vergnüglichen Tone der Unterhaltung, und mit der einfach natürlichen, doch wohlverstandenen Bildnerei, denen auch der Weltfremde gerne zuhört und zusieht, und wobei er das fremde Vaterland wenigstens auf den Augenblick sich gern als das seinige träumen mag. —

Daß bei einem Manne von des Verfassers Geist und Erfahrung die philosophischen Reflexionen über sich und die Außenwelt eine besondre Würze zu dem schmackhaften Ganzen hinzuthun, wenn er sein Leben beschreibt, und daß er dadurch sehr lehrreich und nützlich, seine Erzählung doppelt belebt und sinnvoll wird, versteht sich beinahe von selbst; gleich manchem andern, dessen wir nur darum nicht gedenken, um nicht als unwürdige Beurtheiler eines Schriftstellers zu erscheinen, der auch bei seinen Lesern vieles voraussetzt, ohne welches sie nicht seine Leser wären. —

1812.

Das Buch selbst als Kunst- und Lesewerk erhält sich (im zweiten Bande) durchaus in dem angefangenen Ton und Gang, wie bei Goethens besonnener Meisterschaft auch zu vermuthen ist. Es zeigt sich immer jene wohlberechnete Anlage, die das innere Leben des Helden und die Hauptseite seiner Biographie als Künstlers im Auge behält, und wodurch unter anscheinender Nachlässigkeit auch aus der Geschichte ein poetisches Ganze wird, von kontrastirenden Episoden gehoben. Es zeigt sich jenes gelingende Bestreben, Kleines und Großes mit Wahrheit und Verstand zu beseelen, und eine Herrschaft über die Gegenstände auszuüben, vermöge deren sie selber sichtbar vor uns zu treten, und den Erzähler zu bedecken gezwungen sind. Wenn er gleich stets von sich reden muß, so sehen wir ihn doch nur, sofern er sich selbst psychologisches und künstlerisches Objekt wird. Hiermit verbindet sich innigst das ungeschminkte, heitre Kolorit, welches den Mahlereien keinen einfarbigen Schimmer, sondern den durchsichtigen Glanz eines erhöhenden Glases leiht. Es kommt hinzu in den reifern Jahren des Dichters eine unglaubliche Sprachgewalt, die Frucht der Übung und eines Temperaments, das Zwang und Schwäche leichtlich fühlt, verstößt und zu besiegen weiß. Durch dieses gemeinsame Zusammenwirken so vieler schönen Kunstkräfte wird jede Zeile anziehend, lebendig und schön, und jede Seite erhält von der ausgebildeten Erfahrung und Beobachtung des vielgewandten

Mannes einen lehrreichen Inhalt, sei es, daß er das Geschehene in einen Brennpunkt zusammenfasse, oder seinen Blick in die Gegenwart, in die mannigfachen Lagen, Verschlingungen, Schwierigkeiten, Vorzüge und Aufgaben des äußern Lebens, der Wissenschaften und Künste, in das Regen und Weben der Neigungen und Bestrebungen des menschlichen Herzens und Geistes versenke. Auch wo man seines Systems nicht ist, wird ihm die Gerechtigkeit widerfahren, daß er nicht leicht etwas ungeprüft bespreche, und weniges ohne eine Seite hervorzuziehen, die entweder eine Bestätigung des Selbstgeglaubten, oder eine interessante Neuheit, wenigstens eine Aufhellung und Bindung des Begriffs darbietet. —

Goethe ist eigentlich lyrischer Mensch von der ernstern und weitumblickenden Art. Er ist dabei höchst merkurialisch, d. i. aller Gestalten fähig, sie mit klarem Leben aufzunehmen und wiederzugeben geschickt. Die von Kindheit auf ihn umgebende Fülle und Mannigfaltigkeit von wissenschaftlichen, künstlerischen und gesellschaftlichen Einflüssen, zwang ihn vollends dies letztere zu werden, wenn es nicht in seiner glücklichen Natur, seiner Offenheit und Empfänglichkeit, seiner beweglichen Phantasie schon lag. Er ist zum Tragischen vorzüglich geneigt; aber kein rein entschiedener Tragiker. Er ist so wenig allein zum komischen als allein zum epischen Dichter geboren. Das Plastische seiner Werke ist ihm weniger natürlich (sonst wäre

er vermuthlich auch ein großer Zeichner geworden), als vielmehr durch frühe Bildung eingeimpft und durch Kunstumgang forterhalten, und konnte vermöge seiner gefühlvollen lyrischen Lebendigkeit, verbunden mit männlichern Bemerkungen über den Unterschied der Künste, nie steif und starr bei ihm, nie zum Fehler, sondern nur zur Tugend werden; und daher, nämlich von lyrischer Sänftigung und Herz, kommt es, daß wir darin stets das Zarte und Innige an ihm bewundern, und zwar frei von matter Tändelei und Süßlichkeit, welchen sein tragischer Ernst und männlicher Verstand widerstrebte. Keineswegs sind alle seine Werke, groß und klein, von gleicher poetischen Kraft; es wäre eine wunderliche Forderung; aber er verläugnet sich selten. Wir sind nicht der Meinung, daß in einer Kunst, welche unter allen die wandelbarsten Mittel und Werkzeuge hat, ein vorzüglicher Künstler nicht auch viel Alltägliches hervorbringen könne. Der Verirrungen in der Wahl der Stoffe nicht zu gedenken. Auch hat mancher Dichter stärkere und größere Ideen ausgesprochen, als er; aber kaum einer hat, bei so viel Originalität und origineller Verarbeitung des Empfangenen, so allgemein zum Herzen geredet, ohne sich im mindesten falscher Hülfsmittel zu bedienen. Denn Goethens Kunst ist äußerst ächt und gründlich. Da, wo seine Vorwürfe zu mißbilligen sind, erweckt er eben deßwegen um so größern Verdruß: denn er schlägt damit unmittelbar an den innern Sinn;

und da dieser die reinsten Anforderungen macht, so mag er seiner schönen Kunst kaum glauben, daß sie sich willig dazu hergegeben habe. Seine Beobachtungsgabe, welche allem einen Spiegel darhält, worin es sich fangen muß, gehört zu den größten, ausführlichsten. Daher seine ausnehmende Wahrheit; durch die Macht der Sprache das Treffende, durch tragische Würde das Ergreifende. Sein Liebliches ist auserlesen; seine Schauer sind weniger gewaltig, als durchdringend. Denn sie sind empfunden und beobachtet. Bekanntschaft mit allen Ständen und Menschen, Wissenschaften, Künsten, Bestrebungen und Träumen der Menschheit bei einem außerordentlichen Gedächtniß, hat ihm zu allgemeiner Empfänglichkeit eine Allgemeinheit von Materialien angeeignet, in deren Vertrieb und Ausstreuung er sich gefällt, er überall selbst und doch wieder wahrhaft die Sache ist. Umgang mit der vornehmen Welt hat ihm überdem, was man Welt im bessern Sinne nennt, gegeben. Mangel an Ausdauer in einzelnen Studien hat sein vielseitiges Wesen nur noch vermehrt, oder vielmehr begründet, indem er sich einen entschädigenden Auszug von allem für seine innere Kunstwerkstätte verschaffte, und nur in Einer Kunst ein volles Ausharren bewies. Alles aber hat er, ächtlyrisch, mit seiner Individualität verglichen, aus ihr herausgesehen, ohne Schaden für das Objekt, weil ihr nichts fremd war. Denn das wahre Dichtergenie ist ein Hellsichtiger, der eine kleine Welt in

sich trägt, und ahndet, was ihm nie gezeigt worden ist. — Wie aber das Zusammenströmen unendlich vieler Bildungsmittel uns in Erstaunen setzt, welche sich unserm Dichter von Kleinem auf theils zudrängten, theils neugierig von ihm ergriffen wurden; wie dadurch das abergläubische Rühmen von einer bedürfnißlosen Wunderkraft des Genies zu Schanden wird, obschon sie eine große Wahrheit, nur nach Umständen, und nicht in diesem Zeitalter ist, wo überdem der Dichter so viel Bildung erwerben, als Talent besitzen mußte: so wundern wir uns zugleich über die unglaubliche Weichheit, Bildungsfähigkeit, Bestimmbarkeit, Veränderlichkeit und Neigung zum Verirren an diesem so kräftigen Manne, deren Grund eben in jener allempfänglichen Art zu suchen ist, welche wir nicht besser als mit dem Namen der Merkurialität zu benennen wissen. —

1813.

— Eine stets bewegliche Lebenskraft, welche selbst kranker Reizbarkeit nicht unterliegt, erhält sein ungeheures geistiges Hervorbringunsvermögen in Thätigkeit, gleichwie seine kindliche Empfänglichkeit nie verschlossen wird, Nahrungsstoff einzusaugen. So sehen wir ihn denn hier wieder, wie er war und ist, planlos geschäftig, und doch voller Entwürfe, leichtsinnig vertieft, immer lernend, mit Würde meisternd, plötzlich schaffend, nie zu Ende, fein

und meist richtig beobachtend, entzündend seine Umgebung, selbst entzündet und kalt, zutraulich und abgewandt, für alles und nichts eingenommen, wornach selbst sein Styl sich verändert; Mitglied aller Fakultäten, aller Künste; sehr erfinderisch in allem, außer in der Kunst Andern zu schaden: denn niemand als er selbst ist das Opfer seiner stürmischen Leidenschaften; überall angezogen von der Minne, die ihn leichter oder tiefer verletzt; Licht und Nacht grell abwechselnd im Herzen, ohne daß der Stern der Lebenslust verlöschen könnte: den Freunden theuer, den Frauen werth, den Alten bedeutend, und den Kindern ergötzlich, so wie jedem, der seinem gewaltig gewandten Erzählen mit den Augen oder Ohren zuhören mag. Er verliert in der buntesten, übertriebenen Mischung von Ideen, die sich um ihn häufen, nie ganz die Linie der Schönheit, nie die Natur, das Herz, das wirkliche Leben, das besonnene Karakterstudium. Auffallend ist's, und man möchte nach späterer Ordnung der Dinge sagen recht gemein, wie dieser früh große, früh berühmte Dichter so spät sich drucken ließ, drucken lassen wollte und konnte. Seine ersten Impressa schoben sich fast wie Makulatur in die Welt, wirkten dann wie Pulver, und wurden bald gesucht wie Kostbarkeiten. Nichts ist aber auch entscheidender für die Originalität und gründliche, eigene Bearbeitung seiner Naturgabe. Und in der That auch mußte die aufblühende Kultur der Nation, wenn sie in ihrer Art fortreifen sollte,

durch solche Gewitterschläge und eine veränderte Lufttemperatur hindurch, um zu gesegneten Fruchtmonden gefördert zu werden — deren gesegnetste aber vielleicht noch nicht erschienen sind; des Einschlagens, Hagels, vielen Unkrauts und der Giftpflanzen in den schwefligen Sommertagen nicht zu gedenken. —

1814.

Heidelbergische Jahrbücher der Litteratur, 1812. 1813. 1814.

K. A. Varnhagen von Ense.

Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. Von Goethe. Drei Theile.

Die Musen. Vierteljahrsschrift von Friedrich Baron de la Motte Fouqué und Wilhelm Neumann. Berlin, 1812. — 1815. 8.

Karl Ludwig von Woltmann.

Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. Von Goethe. Drei Theile.

Jen. Allg. Litt. Zeitung. 1815. Nro. 4. — 6. und 41. 42.

Adam Heinrich Müller.

Etwas, das Goethe gesagt hat. Beleuchtet von Adam H. Müller. Leipzig, den 31. Oktober 1817. 8.

W. T. Krug.

Etwas, das Herr Adam Müller gesagt hat über Etwas, das Goethe gesagt hat, und noch Etwas, das Luther gesagt hat. Zur Nachfeier des Reformations-Jubiläums, vom Professor Krug. Leipzig, im November 1817. 8.

Ungenannt.

Memoirs of Goethe.

— It is certain that few man have had better opportunities of acquiring information both on political and literary subjects. He has long enjoyed the confidence of the Duke of Weimar, been his representative abroad and his companion at court. Other princes also, who have occupied the first rank, by their talents and intelligence, if not by their political power, have admitted him to intimacy. Although he has been one of the reformers of the national theatre, he has taken an active part against political reform. For nearly half a century he has stood at the head of the national literature, and has led the fashion in matters of taste. The greater part of the existing generation of authors have formed themselves on his model; they have grown up under his wing, and he has thus lived in the very centre of literary society. He is known, also, to be a most accurate observer, and to look without passion or emotion on all the scenes of the busy world, as if he existed only to describe them. He is a placid spectator of the great game of life, watching

with tablets and pencil to catch and fix every fleeting shade. But his Memoirs have hitherto disappointed expectation: there are some anecdotes of distinguished persons, and much literary history in the volumes already published; but they do not convince us that Goethe has been unreserved in his communications. Curiosity looks, therefore, to the parts which are suppressed; and the second interval, now passed over in silence, confirms the opinion that he has important secrets to disclose, and heightens impatience for the disclosure. etc. e.c.

Campbell's New Monthly Magazine and literary journal. No. XXIV. London, 1822. 8. p. 521 — 527.

Friedrich von Schlegel.

— Bei einigen Schriftstellern, und besonders Dichtern, bei Voß, Stolberg, in vielen Werken von Goethe, findet sich diese Reinheit der Sprache in ihrer ganzen Strenge und Vollkommenheit; wie nur irgend bei einem Dichter oder Schriftsteller der ersten Zeit. Bei Voß geht die Sorgfalt für die Sprache sogar hie und da bis zur Härte und Peinlichkeit; und finden sich in einigen der leichtern, der frühern oder der spätern Werke von Goethe einzelne Vernachläßigungen, so ist dagegen in seinen edelsten Gedichten die Sprache so schön, als sie es im Deutschen nur sein kann, und zwar mit einer kunstlosen Leichtigkeit und Anmuth, die Klopstock nicht hat. —

— Erst in dem jetzigen Zeitraume wurden Goethe's reifere Werke allgemeiner verbreitet und anerkannt; andre fallen auch ihrer Entstehung nach in diese Zeit. Die vorzüglichsten derselben werden jetzt an poetischer Kunst und schöner Sprache ziemlich allgemein als das Vorzüglichste anerkannt, was wir in unsrer Sprache besitzen. Die genialische Kraft und Leichtigkeit, welche die zweite Generation überhaupt auszeichnet, besitzt dieser Dichter vor

allen andern. In einem Stück jedoch könnte sein Beispiel irre leitend werden, da er auch in der reifern Zeit so häufig seine Poesie unmittelbar an die Gegenwart zu knüpfen versucht, und nicht leicht ein anderer Dichter an solche ganz moderne Gegenstände so viel Kunst verschwendet hat. Desto eher kann man aber über die Schwierigkeit dieses ganzen Unternehmens selbst urtheilen, wenn man diese künstiichen Werke moderner Darstellung mit der Poesie seiner ältern Gedichte zusammenhält. Wie weit muß nicht die Eugenie dem Egmont nachstehen, wenn wir beide Werke gegen einander halten, als eine poetische Darstellung, wie bürgerliche Unruhen und Staatsrevolutionen unter dem Volke und in dem Kabinet der Großen sich verbreiten. Oder ist es erlaubt Werke von verschiedener äußerer Art, bei ähnlichem Inhalt zusammenzustellen, so vergleiche man mit der Darstellung von der Verwicklung der Leidenschaften in den höhern gesellschaftlichen Verhältnissen, die Wahlverwandtschaften mit dem Tasso. Oder sieht man den letzten von der Seite an, daß darin der Künstler in seinem Gegensatz zu der äußern Welt, wie im Faust der in seinen Ideen lebende Geist in seinem innern Kampf dargestellt wird, und vergleicht damit den Wilhelm Meister, so wird die Gedankenfülle und der kunstreiche Styl in dem letzten Werke allerdings einen großen Vorzug zu behaupten scheinen. Sieht man aber auf die Poesie allein, so glaube ich, daß die genannten Werke,

Faust, Iphigenia, Egmont, Tasso, bei der Nachwelt den Ruhm dieses großen Dichters als solchen am meisten erhöhen werden, nebst den schönsten seiner Lieder; denn in diesen finde ich ihn in allen Zeiten gleich vortrefflich. — —

— Sein Gefühl zog ihn jederzeit mehr zum Romantischen als zu dem eigentlich Heroischen hin; und es dürfte auch wohl dieses Romantische, in dem weitesten Sinne des Wortes, welches die Spiele der Fantasie und des Witzes mit den Gefühlen und Anschauungen, wie das Leben sie giebt, und in einem reich begabten Gemüthe hervorruft, in allen Abstufungen und Mischungen verbindet, die eigentliche Sphäre dieses Dichters sein.

Zwiefach war die Wirkung, die er auf sein Zeitalter hatte, und zwiefach erscheint uns auch seine Natur. In Rücksicht auf die Kunst hat er Vielen mit Recht als ein Shakspeare unsers Zeitalters gegolten; unsers Zeitalters, d. h. eines solchen, welches mehr zum Ideenreichthum und einer mannigfaltigen Bildung sich hinneigt, als zur höchsten Kunstvollendung und gründlichen Ausführung in einer einzelnen Richtung und Gattung der Poesie, die also auch hier von unserm Dichter nicht in dem gleichen Grade erwartet werden darf, wie von dem alten dramatischen Meister. In Rücksicht auf die Denkart aber, wie sie sich auf das Leben bezieht und das Leben bestimmt, könnte unser Dichter auch wohl ein deutscher Voltaire genannt werden; ein Deutscher allerdings, wie überall so auch hierin, da

selbst der poetische Übermuth und die Ironie bei dem Deutschen erstlich poetischer, und dann gutmüthiger sich kund giebt, redlicher und ernstlicher gemeint ist, als bei dem Franzosen, wo er seine Indifferenz und seinen Unglauben kund giebt, und Spott treibt mit dem eignen Unglauben. Indessen wird doch auch in unserm Dichter oft unter all der mannigfaltigen Bilduug, der geistreichen Ironie und dem nach allen Direktionen hinströmenden Witz fühlbar, daß es dieser verschwenderischen Fülle von geistigem Spiel an einem festen innern Mittelpunkte fehlt. —

Friedrich Schlegels Geschichte der alten und neuen Litteratur. Vorlesungen gehalten zu Wien im Jahre 1812. Wien, 1815. 8. Thl. II. S. 284. ꝛc.

Ludwig Tieck.

— Ernst erhub das flüssige Gold, und sagte nicht ohne Feierlichkeit: Wohlauf, er lebe, der Vater und Befreier unsrer Kunst, der edle deutsche Mann, unser Goethe, auf den wir stolz sein dürfen, und um den uns andre Nationen beneiden werden! — Alle stießen an, und als Theodor an ein neuliches Gespräch erinnern wollte, rief Manfred: Nein, Freunde, keine Kritiken jetzt, alle Freude unsrer Jugend, alles was wir ihm zu danken haben, vereinigen wir in unserer Erinnerung in diesem Augenblick! —

— Der Spanier hat, zu unsrer Beschämung, eine höchst wohlfeile Ausgabe seines vortrefflichen Don Quixote, mit schlechten Holzschnitten und auf grobem Papier. Aber bei uns ist es keinem, auch in der ersten Begeisterung eingefallen, dem deutschen Bauer etwa den Götz von Berlichingen so anzubieten! —

Phantasus. Von Ludwig Tieck. Berlin, 1812. 8. Thl. I. S. 100. 399. rc.

B. G. Niebuhr.

Preussischer Korrespondent. Berlin, 1813. 1814. 4.

Zahlreiche Stellen.

J. Görres.

Rheinischer Merkur. Koblenz, 1814. 1815. Fol.

Zahlreiche Stellen.

Ernst Moritz Arndt.

— Und die auch gern teutsch sein wollten, fanden die freudige Sprache und den waidlichen und tapfern Sinn des Volkes und die fröhliche Freiheit nicht mehr, worin ein kühnes Künstlerleben und eine stolze Wissenschaft allein blühen kann. Doch ragten einige hervor aus allen, und Einer so hoch, daß er in dieser kalten und kahlen Zeit wie ein göttliches Wunder steht. Dies ist Goethe der Dichter, nicht aus dieser Zeit geboren, sondern auf der einen Seite ein Bild der teutschen Vergangenheit, auf der andern ein Bild ihrer Zukunft: wann solche Zeichen kommen, dann ist die Zukunft nicht fern: Klopstock aber und Schiller und Herder, so verehrlich sie sind, standen doch zu sehr mit in der kranken und ungesunden Gegenwart und erinnern zu oft an das Eitle, Angespannte und Empfindsame derselben. —

Historisches Taschenbuch für das Jahr 1814. Von Ernst Moritz Arndt. Königsberg. 12. S. 186.

Karl Ludwig von Woltmann.

Ich habe mir aus der unendlichen Menge der Bücher einen Dichter erlesen, der mir genüget, und welchen ich in jeder Fremde, bei Genuß jeglicher anderen Litteratur, im Herzen und Gedächtniß trage. — Goethe dichtete einen Jüngling, der sich erschoß, weil er in ein gefühlvolles und reines Weib eines Andern verliebt war: eine Handlung, worüber die Alten, so weit ich sie aus Übersetzungen und ihrer Geschichte kenne, kaum die Achsel gezuckt hätten; aber die Dichtung wäre tief in ihr Wesen gedrungen, weil die Leidenschaft des Jünglings das Schicksal des Menschen und der Natur noch mit mehr Verzweiflung fühlt, als sein eignes, seine Liebe. Eben dieser Dichter gab uns in einem Schauspiel einen deutschen Helden, an welchem man fühlet, daß seine Umgebungen, Gesinnung und That ein ihm wesentlich angehörendes Zeitalter schaffen. Ein scharffühlender und gelehrter Freund sagte mir, daß in keinem andern poetischen Produkt ein Deutscher dargestellt sei, der auf einem Grund und Boden stehe, auf welchem er wirklich habe stehn können. Welche Undinger aus gleicher Ursache, weil ihnen eine Heimath fehlt, in der sie

lebendigen Athem haben konnten, sind die französischen und italiänischen Iphigenien; und die von Goethe scheint mir mehr Griechin, eine höhere, als jene von Euripides. In Italien wird mir Goethe's Tasso, der südliche, brennende Dichter, erst ganz verständlich; und je mehr die politische, bürgerliche Gesellschaft, wie sie sein mochte vor allen den neuen Ansichten und Ereignissen, die mit der französischen Revolution zusammenhangen, mir noch bei den verschiedenen Völkern entgegentritt, um so tiefer fühle ich, wenn ich so sagen darf, die geschichtliche Wahrheit, womit mein Liebling die Stände und gesellschaftlichen Ordnungen in seiner Eugenie personificirt hat.

— Ich will mich nicht auslassen, wie meine Natur von der nordisch schwermüthigen Empfindsamkeit in Werthers Leiden, von der ich einigermaßen nur durch Shakspeare eine Ahndung bekommen hatte, mit unwiderstehlicher Gewalt ergriffen wurde. Aber auch nach kaltblütiger Prüfung nenne ich dieses Produkt klassisch, dem oben aufgestellten Begriffe gemäß. Die ungestüme Kraft jugendlicher Herzen mag Werther am meisten rühren, weil er ihnen den Dolch der Leidenschaft eingräbt: mich hat er darum am tiefsten bewegt, weil der unglückliche Jüngling, indem er die Wonne und Angst seiner Leidenschaft hinströmt, jeder Forderung des klassischen Geschmackes genügt.

Wie sehr bin ich an die Freiheit erinnert, womit meine Gräfin über ihn urtheilte, wenn ich auf dergleichen litterarische Nachweisungen traf, daß Lessing gemeint hätte, über einen solchen erbärmlichen Helden, wie in diesem Produkt, würden die Alten mitleidig die Achsel gezuckt haben. Diese waren in ihrer Empfindsamkeit für den weiten Kreis, welchen das Gefühl in Werthers Leiden umfaßt, viel zu beschränkt, und ihre derbe Energie wäre innerhalb desselben stutzig geworden. Oder vermißte man in dem Jüngling eine gewisse moderne Karakterstärke, die man gern unter den Schutz der alten stellen wollte? Ohne seine Schwäche wäre seinetwegen kein klassisches Produkt entstanden. —

— Die Eugenie oder natürliche Tochter bewährte mir das Urtheil der Gräfin über die Abspieglung einer gewissen Periode unsrer gesellschaftlichen Entwickelung in den Figuren derselben. Es schien mir von der höchsten tragischen Wirkung, daß ein reichbegabtes Kind der Natur, entstanden außerhalb der bürgerlichen Ordnung, durch alle Stände wie eine fremdartige Menschheit geht, und darum das Opfer der gesellschaftlichen Klassifikation wird. Das Drama ist nicht beendet, und so können wir über den ganzen Umfang jenes tragischen Effektes nicht urtheilen. Ob man dieses tiefe Meisterwerk, wenn es ganz vor uns

stünde, klassisch nennen dürfte, könnte zweifelhaft scheinen, weil die Sprache desselben für die dramatische Poesie zu viel rednerische und epische Breite hat.

Indem diese Bemerkung mich verführen wollte, zu dem epischen Gedichte Hermann und Dorothea überzugehn, und die dramatischen Produkte Goethe's zu verlassen, trat mir Faust, die dämonische Gestalt mit wildgenialischer Gebärde, entgegen. Der Dichter hat nichts geschaffen, wo sein Genie so viel transcendentale Kraft, so viel Umfang und solche Tiefe zeigte, als in dieser nordisch-romantischen Dichtung; und die Form ist diesem Gehalte durchaus angemessen. Daß auch ihr die letzte Feile in Diktion und Vers fehlt, diesen Mangel könnte man selbst als eine Nothwendigkeit ihrer Natur betrachten; und so darf man sie mit noch reinerem Gewissen, als Tasso und Iphigenie, ein klassisches Werk preisen.

Ich hoffte fast, auch den Faust von Goethe selbst noch übertroffen zu finden, und besonders an der transcendentalen Höhe, als ich Pandorens Wiederkehr begann, wo man zwischen der rüstigen, schaffenden Kraft und der Reflexion, zwischen Munterkeit und Schwermuth, sich alles menschliche Treiben entwickeln, und über demselben die morgenröthliche Elpore, aufschweben sieht, das geistigste, anmuthigste Gebilde, das je ein Dichter schuf, selbst Shakspeare und die bildende Kunst der Griechen nicht ausgenommen. Aber im weiteren Gedicht verschwindet auch jene

meine Elpore; in der übertrieben künstlichen Manier vernehmen wir ihren Wiederhall nicht mehr. Es scheint, der Dichter empfand selbst, er habe zu schön angefangen, um sich gleich bleiben zu können, und sei in einige Verdrießlichkeit gefallen, deren er nun durch Überspannung, nun durch Ermattung sich entledigen wollte.

Seine ganze Heiterkeit, anschauliche Behaglichkeit, und die Breite, welcher bisweilen er sich ein wenig zuviel ergiebt, hier nur in dem ihr gebührlichen Maße, nehmen wir beim ersten Blick auf sein kleines Epos, Hermann und Dorothea, selbst mit behaglicher Ahndung wahr. Die ungemeinste Tugend scheint mir an demselben, daß es sich in reiner epischen Ruhe bis zur äußersten Klarheit und Vollendung entwickelt, und zugleich das Interesse einer dramatischen Fabel und Entwickelung mit sich führt. Es ist die vollkommene Anlage zu fünf Akten da; und würden die Personen in durchaus unmittelbarer Rede zu einander aufgeführt, und nicht von einem Dritten, dem epischen Dichter, der gar große Lust bezeigt, die Hülle Homers abzustreifen, und plötzlich wieder als Dramatiker zu erscheinen, so brauchten fast gar keine Verrückungen vorgenommen zu werden, und wir hätten an Hermann und Dorothea ein vortreffliches dramatisches Gedicht, dessen gewöhnlichsten Umfang, auffallend genug, dieses Epos auch gar nicht überschreitet. Noch verdient dabei bemerkt zu werden, daß selbst die Zeit in demselben gleichmäßig mit

der Handlung zertheilt ist. Indem die Fabel anhebt, bereitet sich der Tag zur Schwüle; diese tritt ein mit der Schwüle der Leidenschaft und Entwickelung in dem Gedichte; und tobt in ein Gewitter aus, als die Leidenschaft jede Schranke durchbricht, und die Fabel sich plötzlich löset. —

— Der Kodex wollte nicht anschwellen, bis ich an Goethe's lyrische Welt kam. Seinen Fischer schrieb ich natürlich zuerst, welcher aus der genialsten dichterischen Empfängniß, und gleichwohl ohne allen Fehl für den Kritiker, hervorgegangen ist; doch gab ihm eigentlich das Interesse meiner Erinnerung den ersten Platz. Sonst hätte ich denselben für das Gespräch des gefangenen Grafen mit den Blumen unter seinem Kerker bestimmt, mit den Blumen, die weit mehr als dramatische Personen leben, wie die menschlichen Gestalten in manchen unserer bewunderten Schauspiele. Einige von Goethe's Elegieen aus Rom scheinen meinem Kodex ein besonders klassisches Ansehen zu geben: das Alterthum ist hier wieder aufgelebt in nordischer Fülle und Frische. In welcher Stimmung ich Alexis und Dora aufschlagen mag, dieses Gedicht ist mir immer schön und erheiternd, ich lese es jedesmal wieder ganz, und weiß nicht, ob ich es mehr als Elegie oder als Idyll bewundern soll, indem es sich als dieses in

jener abspiegelt. Der Schatten Euphrosyne's, die ihren Freund im Gebirg aufsucht, ist zwar reiner elegisch und rührt tief; doch ist auch dieses Gedicht ein Beweis, daß Goethe nicht müßig klagen kann, wie andere elegische Dichter, sondern immer Handlung, Gestalt, Schauplatz, mitgeben muß. —

Der Übergang von der Poesie zur Prosa ist der Roman, welcher die Freiheit der Dichtkunst behaupten, und wie wahrhaftige Historie erscheinen will. Goethe allein hat uns diese Brücke aus dem Gebiet der einen in das Gebiet der andern so gebaut, daß wir mit einiger Sicherheit hinübergehen können.

Wilhelm Meister ist dadurch Roman, daß sein innerer Zusammenhang auf einer Fiktion beruht, und ihr gemäß sich die Verhältnisse organisiren; wieviel Kopie wirklicher Ereignisse und Verhältnisse, und vorzüglich aus dem Leben des Dichters selbst, darin sein mag. Auch ist die poetische Tendenz immer die hervorstechende; auf das Ergötzen ist es abgesehn, und dies um so sichrer zu bewirken, wird alles mit dem Ernst und der umständlichen Klarheit des pragmatischen Geschichtschreibers behandelt, weil sich der Mensch nur für dasjenige durchaus interessirt, was er als wirklich gewesen nimt.

Die Griechen gingen von der epischen Poesie unmittel-

bar zur Historie über, wir haben den Roman in der Mitte beider. Aus solchem Gesichtspunkte genommen, sind die Zusammensetzung und der Ton in Meisters Lehrjahren vortrefflich, wiewohl dieser tadelloser ist, als jene. Nirgends fällt er in ein so trocknes Detail und Erörtern, wie sich der Geschichtschreiber wohl erlauben darf; denn dessen Hauptzweck ist zu belehren, und die Begebenheiten selbst mögen verantworten, wenn er zuweilen lange Weile macht. Gleichwohl ist der Ton im Meister größtentheils so anspruchlos, entwickelnd, der eigentlichen Memoirensprache so ähnlich, daß er gar nicht seiner selbst wegen, oder um zu vergnügen, sondern einzig um zu belehren, angestimmt scheint. — — Nur ein Lob will ich über Meisters Lehrjahre aussprechen: alle Strahlen des Goethischen Genius sind in ihm vereinigt. —

— Um so leichter wird mir der Übergang von dem Roman zu der Historie; denn wiederum ist es derselbe Genius, der mich allwaltend hinüberführt. Wenn im Meister die Geschichte unter der Decke der Dichtung spielt, so spielt diese unter der Form von jener in der berühmten Selbstbiographie, welche den bedeutenden Titel führet: Wahrheit und Dichtung! der uns schon dadurch, daß jene voran als die Hauptsache steht, den richtigen Gesichtspunkt für das Buch giebt.

Man würde den Geist desselben gänzlich verfehlen, wenn man voraussetzte, daß Dichtung hier eine beabsichtigte Erdichtung andeuten solle, und also ein Zwitterding von Historie und Roman angekündigt werde. Jener Titel ist vielmehr ein Symbol der zartesten Achtung für geschichtliche Wahrheit. Ihr ist immer etwas Dichtung beigemischt, und sie wird, sofern sie nicht nackte Notiz bleibt, nie ganz von derselben geschieden sein. Überschaut nun ein dichterischer Geist sein eignes, langes, an äußerer und innerer Entwickelung ungemein fruchtbares Leben, wie will er sich herausnehmen, nichts als volle historische Wahrheit zu geben? Im Gefühl davon warnt der Biograph durch das beigefügte Wort Dichtung, daß man seiner Wahrheit nicht blindlings vertrauen möge. —

— Goethe faßte mit bewunderungswürdiger Klarheit und Unbefangenheit alles auf, was um ihn her vorging, in der Natur und politischen Welt, in Wissenschaft und Kunst. Er will wahr sein, wie Rousseau und Alfieri; aber er kann mehr wahr sein, als sie. Wenn vielfaches Urtheil ihre Selbstbiographieen über die seine erhebt, so liegt der Grund davon gerade in seiner größten Tugend, daß er, um sich darzustellen, die ganze Welt mit darstellen muß. Von dergleichen ergriffen zu werden, sind die gewöhnlichen Geister nicht reif genug. —

Memoiren des Freiherrn von S — a. Prag und Leipzig, 1815. 8. Thl. I. S. 28. ꝛc.

J. G. Gruber.

— Wenn es wahr ist, daß wir Deutschen oft undankbar gegen unsre großen Geister, besonders gegen unsre großen Dichter seien, so ist Goethe einer von denen, die sich am wenigsten über diesen Undank dürften zu beschweren haben. Enthusiastische Verehrung empfing ihn, als sein erstes Werk im Publikum erschien, und jetzt, nach vierzig Jahren, ist diese weit entfernt lauer geworden zu sein. Geliebt von Vielen, bewundert von Allen, vergöttert sogar von Einigen, ward er freilich von Einzelnen auch beneidet, angefeindet und mit Schmähungen verfolgt, aber theilte damit nur das Loos der ausgezeichneten Menschen aller Zeiten und Völker. — —

— Fast möchte man sagen, daß sich in Goethe's Werken alle drei Stile der griechischen Plastik zeigen, in der ersten Periode der große aber harte, in der zweiten der schöne, in der dritten der elegante. Das schönste, höchst dankenswürdige Geschenk, das Goethe uns in neuester Zeit gemacht hat, ist seine Biographie. Vielfältig zu rühmen wie sie ist, sagen wir nur: diese Offenheit, Wahrheit, Redlichkeit zeigt Goethen wahrhaft groß. Wir haben bisher

fast nur von Goethe dem Dichter gesprochen, was aber hat er nicht auch für die bildenden Künste, für Schauspielkunst, für Naturbeobachtung geleistet! Und in Hinsicht auf bildende Künste und Schauspielkunst nicht bloß als Schriftsteller, sondern auch ermunternd, befördernd. Sehr wichtig waren in dieser Hinsicht die ehemaligen weimarischen Kunstausstellungen und das weimarische Theater unter Goethe's Direktion; beide wirkliche Pflanzschulen der Kunst, wie sie nur bei Goethe's Maximen und liberaler Gesinnung gedeihen konnten. Und sollte man nicht auch der mannigfaltigen architektonischen und Gartenanlagen in und um Weimar, nicht Weimars selbst als des deutschen Athens, wie man es oft genannt hat, nicht dessen endlich gedenken, was durch Weimar von Jena ausging? Vielfach und erfreulich hat Goethe durch dies alles, bald selbst ausführend, bald anregend, durch Lehre und Beispiel, auf seine Nation gewirkt. —

Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände. Leipzig, 1822. 8. Bd. IV. S. 316. — 327.

Adelbert von Chamisso.

Radack, den $\frac{7}{19}$ Januar 1817.

— Ich blieb, um die Menschen in ihrer Häuslichkeit zu beobachten, allein am Lande, und fand mich bei Rarik ein, nachdem die Boote zum Schiffe zurückgekehrt waren. Wir brachten den Abend unter den Kokosbäumen am Strande des innern Meeres zu, meine lieblichen Freunde beeiferten sich den fremden Gast zu unterhalten, indem sie Lieder vortrugen, die sie selbst zur höchsten Freude begeisterten. Soll man den Rhythmus dieses Vortrages Gesang, dessen schöne, naturgemäßen Bewegungen (im Sitzen) einen Tanz nennen? — Als die Radackische Trommel verstummt war, forderte mich Rarik auf, hinwiederum ein russisches Lied vorzutragen. Ich durfte meinem Freunde diese einfache Bitte nicht verweigern, und sollte nun, mit unter uns verrufener Stimme, als ein Muster europäischer Singekunst auftreten. Ich fand mich in diese Neckerei des Schicksals, stand auf, und deklamirte getrost, indem ich Silbenmaß und Reim stark klingen ließ, ein deutsches Gedicht, und zwar das Goethische Lied: „Lasset heut im edlen Kreis.“ Verzeihe mir unser deutscher Altmeister, —

das gab der Franzos auf Radack für russischen Gesang und Tanz aus! Sie hörten mir mit der größten Aufmerksamkeit zu, ahmten mir, als ich geendet hatte, auf das ergötzlichste nach, und ich freute mich, sie — obwohl mit entstellender Aussprache — die Worte wiederholen zu hören:

„Und im Ganzen, Vollen, Schönen,
Resolut zu leben.“

Tagebuch der russischen Entdeckungsreise um die Welt auf dem Schiffe Rurik rc.

Karl Ludwig von Woltmann.

Über Kunst und Alterthum. Von Goethe. Stuttgart und Tübingen, 1814. 8. Hft. 1.

Jen. Allgem. Litterat. Zeitung. 1816. Nro. 171.

B. J. Docen.

Über Kunst und Alterthum. Von Goethe. Stuttgart und Tübingen, 1814. — 1819. 8.

— Vor ähnlichen der Kunst gewidmeten Blättern gebührt den vorliegenden Heften unstreitig auch deßhalb eine größere Werthschätzung, weil in allen hier enthaltenen Aufsätzen und Mittheilungen nicht die hin- und herbewegten Ansichten und Meinungen Vieler, sondern die Äußerungen eines Einzelnen dargelegt sind, der in langer, sorgfältiger Betrachtung der Kunst und Natur ein stets besonnenes, gediegenes Urtheil erprobt hat. Die oft bewiesene Theilnahme Goethe's an rühmlichen und bedeutenden Bestrebungen und Leistungen unserer Landsleute gewährt hier so manchem sonst Getrennten eine Vereinigung; durch vielfältige Anregungen, auch etwa zum Widerspruch, ist Künstlern und Kunstfreunden hier eine willkommene Schrift dargeboten, die zugleich durch die Gediegenheit und Milde der späteren Goethe'schen Prosa eine erfreuliche Bereicherung unserer Litteratur geworden. —

Wiener Jahrbücher der Litteratur. 1819. Bd. VIII.

Henrich Steffens.

Wir haben behauptet, daß die Poesie das Gleichgewicht jener getrennten Betrachtungsweisen darstellt, und wollen versuchen es anschaulicher zu machen. Treffender kann diese Entwickelung der Idee der Poesie nicht eingeleitet werden, als durch die Worte des großen Dichters: „Was beunruhigt die Menschen, läßt Goethe den Wilhelm Meister sagen, als daß sie die Begriffe nicht mit den Sachen verbinden können, daß der Genuß sich ihnen unter den Händen wegstiehlt, daß das Gewünschte zu spät kömmt, und daß alles Erreichte und Erlangte auf ihr Herz nicht die Wirkung thut, welche die Begierde uns in der Ferne ahnden läßt. Gleichsam wie einen Gott hat das Schicksal den Dichter über alles dieses hinweggesetzt. Er sieht das Gewirre der Leidenschaften, Familien und Reiche sich zwecklos bewegen, er sieht die unauflöslichen Räthsel der Mißverständnisse, denen oft nur ein einsilbiges Wort zur Entwicklung fehlt, unsäglich verderbliche Verwirrungen verursachen. Er fühlt das Traurige und das Freudige jedes Menschenschicksals mit. Wenn der Weltmensch in einer abzehrenden Melancholie über großen Verlust seine Tage

hinschleicht, oder in ausgelassener Freude seinem Schicksale entgegengeht, so schreitet die empfängliche, leichtbewegliche Seele des Dichters, wie die wandelnde Sonne von Nacht zu Tag fort, und mit leisen Übergängen stimmt seine Harfe zu Freude und Leid. Eingeboren auf den Grund seines Herzens wächst die schöne Blume der Weisheit hervor, und wenn die andern wachend träumen, und von ungeheuren Vorstellungen aus allen ihren Sinnen geängstiget werden, so lebt er den Traum des Lebens als ein Wachender, und das seltenste, was geschieht, ist ihm zugleich Vergangenheit und Zukunft." —

Die gegenwärtige Zeit und wie sie geworden. Von Henrich Steffens. Berlin, 1817. 8. Theil II. S. 303.

Goethe aber, dieser von Gott Hochbegabte, trat unmittelbar mit der unendlichen Fülle einer ursprünglich reichen Natur, mit den bedeutungslosen Formen der Zeit spielend, mit dem geheimsten Geist der ewigen Natur, die wie ein todter, abgesonderter, durch den Verstand zerlegter und zugerichteter Leichnam da sGeschlecht nur hemmte und störte, innerlich befreundet, mit der Vergangenheit vertraut, heiter, fröhlich, tief und ernst, und was der Zeit verschlossen war, ward wunderbar laut, die Sprache lebendig, die Anschauung klar, das Leben bedeutungsvoll, und die innersten Tiefen

längst verstummter Gefühle, das Grauen und das Entzükken, die Liebe und der Haß, die Kraft und die Anmuth, wie sie die Vorzeit bewegten, wurden wieder lebendig. Die Schwäche der Zeit mußte in einem tiefgreifenden Bilde sich selber vernichten, und als Sehnsucht trat die innige Verbindung mit den tiefwaltenden Naturkräften hervor die Darstellung zu veredeln. Die Zeit, da der ritterliche Muth mit einem unbestimmten schwankenden Dasein rang und unterlag, trat mit ihrer Kraft und Herrlichkeit lebendig in unsere Mitte, die alten Töne klangen wieder, und dennoch nicht wie ein Fremdes aus einer fernen Welt künstlich herbeigezogenes, vielmehr als eine Blüthe der Zeit selber, und erweckten die schlummernde Erinnerung. So blind war das Geschlecht, daß es spottend bei den großen Denkmählern der alten Zeit vorüberging, daß die mächtigen Gestalten, die hohen Gebäude, wie ein verschlossenes Geheimniß ihm nichts offenbarten. Goethe eröffnete die verborgene alte Kunst, und mit den alten Helden traten die Werke ihrer Welt, wie Herkulanum aus der zudeckenden Asche einer ausgebrannten Zeit lebendig hervor. Was er sang war Leben und Tiefe, seine Lieder erschütterten das innerste Gemüth, und wie ein gewaltiger Torso trat Faust hervor, als wollte die alte mythische Zeit wieder aufleben, aus unserm Fleisch und Blut geformt, das tiefe, dunkle Streben, was ohne Andacht frevelhaft ist, das Grauen einer erwachten Zeit bezeichnend,

die wohl ein mächtiges Verlangen, aber noch nicht seinen heitern Mittelpunkt gefunden und daher in seinem finstern Brüten von bösen Geistern spottend ergriffen zu Grunde gehen mußte. Aber jenes Entsetzen muß der freudigen Begeisterung vorangehen, und wer aus der äußern Welt und ihrem Sinn in die verborgene Tiefe hineingreift, muß vor ihr, wie vor seinem Untergange, zurückschaudern. — Aber alle diese Keime lagen zerstreut, die edelsten Geister kannten sich kaum, innerlich beschäftigt wurden sie nicht begriffen, nicht von der Nation, nicht unter sich. Lessing und Goethe berührten sich wenig, obgleich sie zu gleicher Zeit die Geister der Nation in Bewegung setzten; aber von Beiden ward nur das Äußere, die Sprache etwa, die lebendige Darstellung, die anmuthige Kunst von Goethe, die Schärfe, die Klarheit von Lessing, gepriesen, den innern verborgenen Kern achtete Keiner.

Ebend. S. 780. ff.

Ludwig Tieck.

Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, Hans Sachs sei der einzige deutsche Poet seines Zeitalters gewesen. Seit Opitz und jener neuen Schule wurde Hans Sachs vergessen, und sein Name bald nachher zum Sprichwort und zur Bezeichnung eines elenden Bänkelsängers gebraucht. Diese Unbekanntschaft und Geringschätzung währte, bis Goethe, der uns zuerst wieder auf das Einheimische hinwies, mit Liebe von ihm in jenem schönen Gedichte sprach, in welchem der alte Sänger meisterhaft in allen seinen Vorzügen gewürdigt ist. — Von Hans Sachs bis zu Goethe ist ungefähr ein so großer Zeitraum, wie von Chaucer bis Shakspeare. —

Deutsches Theater. Herausgegeben von Ludwig Tieck. Berlin, 1817. 8. Thl. I. Vorr. S. X.

Ungenannt.

Festgedichte bei allerhöchster Anwesenheit Ihrer Majestät der Kaiserin Mutter Maria Feodorowna in Weimar. 1818. 8.

Festgedichte anzuzeigen, fehlt es unsern Blättern der Regel nach an Raum. Zu einer Ausnahme von dieser Regel halten wir uns berechtigt durch die festliche Veranlassung zur Entstehung der vor uns liegenden Gedichte und durch den erfreulichen Beweis, den sie uns von der dauernden Thätigkeit der Phantasie des Mannes geben, der vor nun beinahe schon fünfzig Jahren durch die Originalität seines kräftigen Geistes der deutschen Poesie eine ganz neue Richtung gab. Kein anderer Dichter würde so sinnreich und mit so feinem Kunstverstande der Aufforderung Genüge geleistet haben, durch eine allegorisch-dramatische Komposition in der Form eines Maskenzugs dem Auge und dem Verstande die glänzenden Erscheinungen zu vergegenwärtigen, die in der neueren deutschen Litteratur von Weimar ausgingen. Daß hier, wo Wieland, Herder und Schiller karakterisirt werden, der große Dichter, der ihr Andenken feiert, sich selbst nicht übergehen durfte, auch

wenn er gewollt hätte, liegt in der Natur der Sache. Möge er noch lange auch unter den Lebendigen sich des Platzes erfreuen, den ihm die Nachwelt, nicht weniger dankbar als sein Zeitalter, zuerkennen wird!

Göttingische gelehrte Anzeigen. 1819. S. 752.

Adam Oehlenschläger.

Digterne i Levnet som i Värker. En historiskästhetisk Afhandling af Oehlenschläger. Kiöbenhavn, 1820. 8. S. 70. 71.

Friedrich Bouterwek.

Johann Wolfgang von Goethe — war nur vierundzwanzig Jahr alt, als sein Schauspiel Götz von Berlichingen zum erstenmale gedruckt wurde. Ein solches Nationalstück, so ganz deutsch in jedem Zuge, so kühn und kräftig erfunden, und mit so tief geschöpfter und hinreißender Wahrheit ausgeführt, war noch keiner deutschen Dichterphantasie entsprungen. Der Enthusiasmus, mit dem es, einiger überkräftigen Auswüchse ungeachtet, aufgenommen wurde, war auch fast allgemein. Eine neue Welt schien durch diese dramatische Schöpfung sich aufgethan zu haben. — Shakespear nach Wielands Übersetzung hatte dem Genie Goethens diese die Deutschen in Erstaunen setzende Richtung gegeben. Und wenn nicht Lessing das Interesse für Shakespear schon damals bei den Deutschen lebhaft erregt und der Autorität der französischen Dramaturgie ein Ende gemacht hätte, würde Goethens Götz von Berlichingen eine weit kältere Aufnahme gefunden haben. — Auch konnte das Diderotische und Lessingische Natürlichkeitsprincip nirgends leichter Eingang finden und tiefere Wurzeln schlagen, als in dem Geiste eines

Dichters, wie Goethe, der das kräftigste Naturgefühl in seinem Herzen trug, selbst als Künstler anfangs nichts anders wollte, als die Natur unverfälscht in sich aufnehmen und nachbilden, und der deswegen auch sein ganzes Leben hindurch mit den Naturwissenschaften, besonders mit der Botanik und nachher mit der Optik, fast eifriger noch sich beschäftigt hat, als mit der Poesie. — Aber ein Dichter von dieser Selbstständigkeit und dieser Fülle des Gefühls und der Phantasie konnte auch durch den Eindruck, den Shakespear auf ihn gemacht hatte, nicht zur bloßen Nachahmung des großen Meisters verleitet werden; denn nicht Shakespear nachahmen, sondern sich selbst auf die Art, die ihm die rechte schien, Genüge zu thun, war seine Absicht. Daher sprach auch schon aus dem Götz von Berlichingen eine Originalität, wie man sie nur bei solchen Dichtern findet, die der Natur und der Kunst neue Seiten absehen, immer geistvoll reflektiren, auch wo sie nur die Natur nachahmen wollen, und in einer Menge von kleinen Zügen, deren Wirkung sogleich empfunden wird, ohne es selbst zu wissen, die ihnen persönlich eigne Denk- und Sinnesart niederlegen, mit der sie die Natur ergreifen. Daß es dem jungen Dichter, dessen Götz von Berlichingen die Augen des ganzen Publikums auf sich zog, weder um Nachahmung Shakespear's, noch um Reform des deutschen Theaters, besonders zu thun war, bewies schon im folgenden Jahre, nachdem der Götz bekannt geworden, sein Ro-

man Werthers Leiden, ein unübertreffliches Seelengemählde, das in der ausländischen Litteratur so wenig, als in der deutschen, ein Vorbild hat. In mehrere neuere Sprachen übersetzt, wurde es auch von Ausländern bewundert. Bald folgte das bürgerliche Trauerspiel Clavigo, dessen Neuheit großentheils nur in der Kühnheit lag, die dazu gehört, einen damals noch lebenden spanischen Schriftsteller zum Helden eines Trauerspiels zu machen und auf dem Theater sterben zu lassen. Eben so wenig Ähnlichkeit mit Shakespear's Werken haben die übrigen in der ersten Ausgabe von Goethens Werken enthaltenen dramatischen Gedichte, die Stella, die Claudine von Villabella, das Singspiel Erwin und Elmire, und die kleinen burlesken Stücke im Stil der alten Fastnachtsspiele. Aber der Ton aller dieser Schauspiele war neu. Eine neue Sentimentalität, sehr verschieden von der religiösen, die durch Klopstock in die deutsche Litteratur eingeführt worden war, machte diese auf den Götz von Berlichingen folfolgenden Schauspiele — die Nachbildungen der alten Fastnachtsspiele und die gegen Wieland gerichtete dramatische Satyre Götter, Helden und Wieland etwa ausgenommen — zu einem Ganzen mit dem Werther, der durch denselben Ton das Publikum ergriffen und hingerissen hatte. Diese Sentimentalität war leidenschaftlich und stürmisch. Sie schwang sich fast freigeisterisch über die gewöhnliche Moral eben so weit wie über die Konvenienz

hinaus, um Gemählden einer glühenden und schwärmerischen Liebe, die in Rührungen und Erschütterungen schwelgen zu wollen schien, den Karakter der reinsten Natürlichkeit zu geben. Die moralischen Gefühle selbst wurden durch diese Art von Sentimentalität in das Interesse der Leidenschaft hinübergezogen, damit die Natur unbehindert sich ganz ausspreche. Deswegen ergriff besonders der Roman Werther die schwachen Köpfe und warmen Herzen wie ein verzehrendes Feuer. — Aber es war die Schuld des Publikums, nicht des Dichters, daß man diese freien Darstellungen des menschlichen Herzens für moralische Unterweisungen nahm. Man konnte sich noch nicht finden in das rein ästhetische Interesse, das auf der lebendigen Darstellung, nicht auf Erwägung moralischer Zwecke ruht. Eben dadurch wirkten Goethens Schriften auch in dieser Hinsicht umbildend auf den Geschmack der Deutschen, daß sie die alte, von der äsopischen Fabel abstrahirte Meinung verscheuchten, die wahre Bestimmung der Poesie sei, auf eine angenehme Art in der Moral und in andern Wissenschaften zu unterrichten. Von einer andern Seite wurde dem komischen Witze durch Goethens Nachbildungen der alten Fastnachtsspiele in sogenannten Knittelversen eine alte Bahn wieder eröffnet.

Aber schon in der zweiten Ausgabe von Goethens Schriften, im Jahre 1787., zeigte sich der Dichter, auf dessen Genie die Thorheit und die Geschmacklosigkeit sich

zu berufen wagten, auch denen, die ihn vorher verkannt hatten, als den Mann, der nichts weniger als ein wildes Gefühl die Rolle des besonnenen Geschmacks spielen zu lassen gesonnen war. Seine Iphigenia bewies, daß noch kein neuerer Dichter den Geist der antiken Tragödie richtiger aufgefaßt und ihn sich anzueignen besser verstanden hatte. — In der neuen Iphigenia, die mit der von Euripides nicht viel mehr als den bloßen Stoff gemein hat, erschien der Verfasser des Götz von Berlichingen als Deutscher in griechischem Gewande, mit aller Eigenthümlichkeit seines reichen Geistes, aber auch mit der gehaltenen Feierlichkeit, die der griechischen Tragödie eigen, der romantischen fremd ist. Wie romantische und antike Formen neben einander bestehen können, und in welchem Sinne die antike Tragödie auf dem neueren Theater noch gefallen kann, hatte man auf eine ähnliche Art wahrzunehmen in der neueren Litteratur noch keine Gelegenheit gehabt. — Zugleich mit der Iphigenia erschien das Trauerspiel Egmont, dem Götz ähnlich, und von der noch nicht vollendeten dramatischen Dichtung Faust wurde ein großes Fragment bekannt, in welchem der Dichter einen Auszug aus dem ganzen menschlichen Leben gemacht, das Feierlichste mit dem Burlesken, das Höchste mit dem Niedrigsten, bald in Kontraste gestellt, bald gemischt, und philosophische Betrachtungen niedergelegt hatte, die in einer solchen Form noch nie Bestandtheile eines dramatischen

Werks gewesen waren. Fast jedes seiner dramatischen Werke gehörte zu einer andern Gattung. Der Triumph der Empfindsamkeit schien ein Heilmittel gegen dasselbe Fieber sein zu sollen, das durch die Lektüre des Werther verbreitet worden war. Die Vögel, nach dem Aristophanes, sind ein aristophanisches Stück dem Geiste, aber nicht der Form nach; die Geschwister, ein bürgerliches Familiengemählde, weder Lustspiel, noch rührendes Drama, aber so zart und wahr empfunden und ausgeführt, daß es in dieser zweideutigen, das poetische Interesse so leicht störenden Gattung zu den vortrefflichsten gehört. Der Torquato Tasso, eben so verschieden von den übrigen dramatischen Gedichten, die in der zweiten Ausgabe von Goethens Schriften beisammen stehen, konnte für einen dramatisirten Werther in höherem Stil angesehen werden. Nur in den Zügen, an denen man die Individualität und Originalität des Verfassers aller dieser dramatischen Gedichte wiedererkennt, und in der Verbindung dieser Originalität mit einer objektiven Wahrheit und Klarheit der Darstellung, in der alles aus dem wirklichen Leben hervorgehoben, nichts phantastisch oder auf eine andre Art unnatürlich, und doch auch nichts alltäglich erscheint, stimmen sie mit einander überein. — Ein Schatz von lyrischen Gedichten, die zu den schönsten in deutscher Sprache gehören, krönte diese Sammlung.

Nicht mehr ganz derselbe schien dieser große Dichter

geblieben zu sein, als er im Jahre 1792. den ersten Band seiner neuen Schriften herausgab. Viel Kunst und Menschenkenntniß war zu finden in dem Schauspiele der Groß-cophtha, das ein Lustspiel sein soll; aber die Wärme des Stils, die allen früheren dramatischen Werken des Dichters eigen war, vermißte man gänzlich in dieser Bearbeitung einer Anekdote aus dem Leben des berüchtigten Adepten Cagliostro. Die Verwandlung des alten deutschen Reineke Fuchs in eine Erzählung, die durch ihren Stil und ihre metrische Form in Hexametern ein homerisches Kolorit erhalten hatte, schien dem Stoffe nicht ganz angemessen. Der Roman Wilhelm Meisters Lehrjahre, voll bewundernswürdiger Gemählde des wirklichen Lebens, und eben so reich an ästhetischen, als an psychologischen Lehren, unterschied sich durch seine ruhige Umständlichkeit so auffallend von dem raschen und glühenden Werther, daß man ihn für das Werk eines andern Verfassers gehalten haben würde, wenn er anonym herausgekommen wäre. Nur in den neuen Liedern und Romanzen schien der feurige Geist fortzuleben, der den Werther und den Götz erzeugt hatte. In den römischen Elegieen hatte der Dichter mit eben so viel Geistesgewandtheit, als Feinheit des Geschmacks, sich zu einem deutschen Properz umgestaltet. Was die ächte Elegie den Griechen und Römern gewesen war, zeigte sich zum erstenmale den Deutschen, die diese Dichtungsart für einen Trauergesang zu

halten gewohnt waren, in einer Form, die das Alterthum so natürlich, als ob es von gestern wäre, mit der neueren Denkart vereinigt. Auch die Epigramme in Hexametern und Pentametern erneuerten den Geist des klassischen Alterthums. Ähnlich diesen neueren Geisteswerken Goethens zeigte sich das erzählende Gedicht Hermann und Dorothea, das im Jahre 1797. zum erstenmale gedruckt wurde; ein homerisches Gemählde des häuslichen Lebens der Deutschen aus dem Mittelstande unsrer Zeit, zum Theil verwandt mit Vossens idyllischem Gedichte Luise, voll sprechender Wahrheit in jedem Zuge. Die hohe Kultur des Geistes und des Stils in allen diesen und andern neueren Werken des verehrten Dichters gab der Kritik neuen Stoff zu Reflexionen über die Geheimnisse der poetischen Darstellungskunst. Kritiker, die eine neue Schule zu stiften versuchten, wurden der Meinung, daß erst mit diesen, nicht mit den früheren poetischen Schriften von Goethe eine neue Periode in der schönen Litteratur der Deutschen anhebe. Wer hell genug sah, die Schönheit in den feinsten Zügen wahrzunehmen, mußte die Phantasie, den philosophischen Geist, und den Kunstverstand, die sich durch diese Werke kund thaten, um so mehr bewundern, je länger er bei ihnen verweilte. Aber auf die Kunst, mit hinreißender Kraft das Innerste des Gemüths zu bewegen, schien dieser originale Dichter seit seinem Eintritte in die Jahre der reifen Männlichkeit immer mehr Verzicht ge-

than zu haben. Große Verwunderung erregte es, daß der Verfasser des Göz in seinen späteren Jahren auch das französische Trauerspiel in der deutschen Litteratur wiederherstellen zu wollen schien, als er Voltaire's Mahomet und Tankred ins Deutsche übersetzte. Aber bemerkenswerther ist, daß keines seiner eignen, so verschiedenartigen dramatischen Werke, die doch alle mit mehr oder weniger Beifall gelesen werden, auf dem Theater besonderes Glück gemacht hat, oder ein Lieblingsstück des Publikums geworden ist.

Wenn die Kritik einmal unabhängig von allen Einflüssen des Zeitgeistes, der den noch lebenden Schriftstellern fast immer zu günstig oder zu ungünstig ist, das Verdienst Goethens in seinem ganzen Umfange besser, als bisher, gewürdigt, und in dem Gemählde, das sie von ihm aufstellt, Licht und Schatten gehörig gemischt haben wird, dann wird sie vielleicht auch begreiflicher machen, warum dieser Dichter von den Deutschen mit Recht zu den größten aller Zeitalter und zugleich zu ihren nationalsten gezählt wird, und warum doch keines seiner Werke, den Werther ausgenommen, auf die Ausländer den begeisternden Eindruck gemacht hat, wie auf die Deutschen.

Geschichte der Poesie und Beredsamkeit seit dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts. Von Friedrich Bouterwek. Göttingen, 1819. 8. Bd. XI. S. 379. — 388.

K. W. F. Solger.

Vorlesungen über dramatische Kunst und Litteratur. Von A. W. Schlegel. Heidelberg, 1811. Drei Theile. 8.

— Auch hier sind von dem Verfasser nur die äußeren Verhältnisse von Goethe's Werken aufgefaßt worden. Es ließe sich viel über die Komposition des Götz von Berlichingen sagen, und viel daraus für die Kunst lernen. Das Werk hat eine große dramatische Kraft, und diese fast ganz erhalten, ungeachtet des Schadens, den ihr die allgemein belehrende Beziehung, die dem historischen Stoffe gegeben ist, hätte thun können. Ohne diese wäre jedoch die sentimentale Episode von Weißlingen und Marie nicht so unverhältnißmäßig hervorgetreten. Über Clavigo und Stella können wir dem Verfasser im Allgemeinen beistimmen. Warum mag er aber der Geschwister hier nicht erwähnt haben, eines kleinen Stückes, dessen Karakter jetzt von den Meisten mit der Kotzebuischen Manier verwechselt werden dürfte, und das eben recht lehrreich hätte werden können, wenn die feine und doch so scharfe Gränze gezeigt worden wäre? Bei der Iphigenia

sollte man nicht das Vorurtheil unterstützen, daß ihr Karakter so ganz griechisch sei, wenn gleich der Verfasser sie nur einen Nachhall der griechischen Tragödie nennt. Ihr eigenthümliches, und ohne Zweifel höchst preiswürdiges Verdienst findet Rec. in dem, was gerade recht modern ist, in den inneren Beziehungen der Gemüther zu einander, und der sich von selbst bloß durch diese Karakterverhältnisse einstellenden Auflösung. Dieses Element gehört ursprünglich dem Roman, in dessen Geiste sich bisher unser Drama vorzugsweise gestaltete, und besonders, nach des Rec. Meinung, das Goethische. Den Tasso hält derselbe nächst dem Götz für das am meisten dramatische dieser Werke, die gemeine Ansicht möge auch noch so verschieden darüber urtheilen, und eben deßhalb auch für theatralisch; denn, wie schon gesagt, den Unterschied zwischen dem Dramatischen und Theatralischen, den der Verfasser geltend machen will, kann er nicht anerkennen. Der Gegensatz zwischen Hof- und Dichterleben, den der Verfasser hier als das Thema ansieht, reicht freilich nicht hin. Der tragische Grund dieses Stückes liegt wohl darin, daß eben die Eigenthümlichkeit, die zarte Organisation, welche das große Dichtertalent des Tasso ausmacht, ihn zugleich im Leben in die kleinlichste Empfindlichkeit und Haltungslosigkeit stürzt; und daß sich in seinen äußeren Verhältnissen am Hofe beides durch einander entwickeln, aber auch wieder aufreiben, und so seinen Geist zum Opfer seiner

eigenen Schönheit machen muß. Wäre nicht bei der Ausführung auch hier dem Prinzip des Romans ein gewisses Übergewicht verstattet, wäre die Handlung nicht so ganz innerlich, und träte nur etwas mehr in äußere Gestaltung, würde uns endlich bei dem schmerzlich bitteren Untergang Tasso's die Unsterblichkeit seines Dichterruhms mehr vor Augen gehalten, so würde dieses Werk auch auf dem Theater lebhafter wirken, als es pflegt. Im Egmont wird die historische Kraft, mit welcher das Stück beginnt, und zuerst angelegt zu sein scheint, durch die sonst so liebliche Episode von Klärchen und den allegorisch idealisirenden Schluß nicht erhöht. Die kleineren Stücke bezeichnet der Verfasser sehr richtig, und Rec. gesteht, daß er in diesen oft am meisten das Wesen dieses unbegreiflichen, urkräftigen Genius erkennt. Überhaupt wird man leicht bemerken, daß hier nur von der dramatischen Bestimmung dieser Werke die Rede ist, und wenn dafür manches zu wünschen wäre, vieles auf Rechnung der Zeit und der historischen Entwickelung dieses seltenen Geistes kommt, deren allgemeine Bedeutung eine tiefere Betrachtung für sich erfordert. Am meisten ist dies zu beachten beim Faust. Unser Verfasser hat gewiß Recht, wenn er sagt, dieses Werk bleibe ein Bruchstück, und es liege in seiner Natur es zu bleiben. Aber er hat sich sonst wieder ganz in den Gegenstand verloren, und diesen für den poetischen Sinn genommen. Rec. kann nicht läugnen, daß ihm die zwei

allgemeinsten Bestandtheile, nämlich der Geisteszustand des Faust, der ihn durch geistige Unstillbarkeit zur Zauberei und dem Teufelsbunde treibt, und die besondere Handlung, das Verhältniß zu Gretchen, nebst allem, was daraus erfolgt, fast zu sehr auseinander zu fallen scheinen. Daher will das Ganze weder dramatische Rundung, noch einen tragischen Schluß annehmen. Wollte man glauben, daß Faust auch ohne Bekehrung zu retten sei, was man aus dem Prologe ziehen könnte, so würde das Werk unfehlbar aus der tragischen, und überhaupt mystischen Bedeutung in eine ganz andere Stufe der Weltbetrachtung sinken. Geht er aber verloren, so scheint es, daß seine besonderen Verschuldungen an Gretchen und Valentin hiebei mehr den Ausschlag geben, als die Teufelsbannerei, von welcher wir dann nur sehen, wohin sie im zeitlichen Leben führen kann. Wie manches ließe sich an diese Betrachtung anknüpfen? Warum konnte z. B. Goethe den Kasperle nicht gebrauchen? Warum erscheint Wagner nur als Episode? Warum ist Faust, besonders anfänglich, bei Gretchen ein so ganz anderer Mensch als sonst? Doch wir erinnern uns unseres Vorsatzes. Hoffentlich wird man den Rec. nicht mißverstehen, wenn er noch sagt, daß er seine Bewunderung dieses fast unerhörten Werkes nur unterdrückt, weil sie nicht hieher gehört, indem er es hier für sein einziges Geschäft halten muß, alles auf den wahren Grund der dramatischen Kunst zurückzuführen, und daß

er sehr wohl einzusehen glaubt, wie jene Beschaffenheit des Gedichts, die es nicht ganz dramatisch werden läßt, von einem anderen Standpunkte aus zu erklären und zu rechtfertigen sein werde. —

Schiller gehört, wie Goethe, zu den Männern, auf welche die deutsche Nation stolz ist, ja die ihr heilig sein müssen. Die Bemerkungen, welche der Zweck dieser Blätter hier unentbehrlich machte, werden ohne Zweifel der allgemeinen Verehrung nicht im geringsten anstößig oder hinderlich sein.

Wiener Jahrbücher der Litteratur. 1819. Bd. VII. S. 148. ff.

Ungenannt.

West-östlicher Divan. Von Goethe. Stuttgart und Tübingen, 1814. 8.

Wir dürfen wohl voraussetzen, daß diese Sammlung, in welcher der vielseitigste unsrer großen Dichter wieder von einer neuen Seite sich zeigt, unsrer Anzeige nicht bedarf, um bekannter zu werden. Eben so wenig ist hier der Ort zu Äußerungen über dasjenige, was der Eine und der Andere gegen manches in der Art, wie hier der Orient in den Occident versetzt erscheint, einzuwenden sich erlauben möchte. Aber was wahre Erweiterung unsrer schönen Litteratur ist, muß auch in unsern Blättern mit der Auszeichnung genannt werden, die ihr gebührt. Schätzbare Übersetzungen und Nachahmungen orientalischer Dichter können noch mehrere folgen; aber nur vom Geiste dieses einzigen Dichters aufgefaßt, konnte die orientalische Poesie auf eine solche Art sich nicht sowohl germanisiren, wenn man uns diesen Ausdruck hier erlauben will, als in deutscher Sprache sich eigentlich individualisiren. Denn durch den Eindruck, den das Eigenthümliche der orientalischen Geistesblüthen und Früchte auf diesen deutschen

Dichter machte, erscheint gerade dasjenige, was von jeher individueller Karakter seiner eignen Poesie war, auf eine neue Art erweckt und ausgebildet. Überall erblickt man ihn selbst, als ob er seinem Vaterlande und Asien zugleich angehörte. Eines ins Einzelne gehenden Urtheils müssen wir uns hier enthalten. Andere Recensenten, die bei dieser Gelegenheit ihre Kenntniß der orientalischen, besonders der persischen Litteratur zeigen können, überlassen wir ein Gutachten über den Reichthum von erläuternden Bemerkungen und Notizen abzugeben, die unter dem Titel Einleitung die zweite Hälfte des Bandes einnehmen. Aber daß unter diesen erläuternden Bemerkungen nicht wenige sich finden, die von dem Philosophen, dem Aesthetiker und dem Geschichtsforscher beachtet zu werden verdienen, dürfen wir nicht unangezeigt lassen. Möge der aromatische Duft aus dem Morgenlande den Dichter in seinem kräftigen Greisesalter und durch ihn das deutsche Publikum noch lange erheitern und erfrischen!

Göttingische gelehrte Anzeigen. 1820. S. 1105.

Matthäus von Collin.

Über persische Dichtung.

— Goethe'n war es nicht sowohl darum zu thun, die Uransichten, nach welchen das ältere Epos geformt war, oder die heitere, wenn gleich bedeutende Sagenwelt der jüngern epischen Dichtungen vorzulegen, als vielmehr sein ruhmvolles Alter mit einem duftenden Kranze aus dem Blüthenreichthum Hafisens zu schmücken, von dem wohl auch seine Liebe zur persischen Dichtung ausgegangen war. Was ihm in einsamer Stunde der Hingebung so sehr an dem Dichter gefiel, die ihm neu aufgeschlossene Welt der Ideen und Gefühle, wollte er auch dem deutschen Vaterlande, indem er selbst in dem Geiste des Parsen arbeitete, als einen gewonnenen Schatz überliefern. Der westöstliche Divan wurde, diesen Bestrebungen zufolge, eine Sammlung heiter nachempfundener, aus der modificirten Individualität des deutschen Dichters hervorgegangener Poesieen, dem sich ein Kreis lose unter sich zusammenhängender Untersuchungen über Geschichte orientaler Poesie, über Lebensmomente orientaler Völker, u. dgl. anschloß, wie sich diese Gegenstände dem Dichter, der mit

der Wiedererneuerung der orientalen Poesie, und mit einem dem gemäßen Studium der Hülfsquellen sich beschäftigte, gleichsam von selbst sich darboten. Die Welt, befremdet durch die unerwartete Erscheinung, staunte in ungewissen Zweifeln ein Werk an, das sie am wenigsten erwartet hatte. — Jedermann wird anerkennen müssen, daß das Gebiet der Poesie durch diese Dichtungen wahrhaft erweitert worden sei. Sie kleiden sehr oft eigenthümliche heimathliche Ideen in persisches Gewand, wenn sie nicht, bestimmt an Ausdrücken Hafisens sich erfreuend, diese wiederholen, dort vorfindige Bilder erneuern, und die gänzliche Hingebung des deutschen Dichters an den persischen andeuten, wie öfter der Fall ist. Überall aber ist auch hier die Selbstständigkeit des Deutschen sichergestellt, und der Leser, der in den Sinn des Werks eingedrungen, erfreuet sich an Dichtungen, wie er sie hier, das erstemal aus der Phantasie eines Deutschen hervorgequollen, findet, die seinen Geist auf das mannigfaltigste in Anspruch nehmen, da sie manchmal an das höchste Erhabene reichen, manchmal in liebenswürdiger Nachlässigkeit oder vielmehr Sorglosigkeit über Phantasieen und Empfindungen des Dichters Rechenschaft leisten; zu Zeiten, leicht reflektirend, Aufschlüsse der heitersten Art über die Erscheinungen des Lebens zu geben trachten, immer aber den Menschen ganz in Anspruch nehmen, und mit unsicheren, gelehrten Versuchen nichts gemein haben. —

— Den Deutschen ziert aber vor allen Völkern dies Herausstreben aus angeborner Beschränkung; nicht zwar um die eigene Individualität an eine fremde zu vergeuden, sondern um sie zu erweitern, und alles, was eigentliche Einseitigkeit wäre, von ihr abzustreifen. Insbesondere war dies der Karakter Goethescher Dichtung von ihrer ersten Entstehung an bis in diese letzte Zeit später Blüthen seines reich ausgestatteten Geistes. Die Einheit in seinen mannigfaltigen Dichtungen ist eben jenes große Bestreben, nicht die nächste Umgebung des Vaterlandes nur, dessen geheiligten Eigenthümlichkeiten er gleichwohl nie untreu wird, sondern die Welt im Geiste zu erfassen und ein klares und reines Bild der Menschheit darzustellen. Er ist dadurch eben so sehr deutsch gewesen, als manche, die diesen Vorzug in freiwilliger Beschränkung auf die Empfindungsweise unserer ehrwürdigen Vorwelt gesucht. — —

Wiener Jahrbücher der Litteratur. 1822. Bd. XIX.

Joseph von Hammer.

— Es wäre der Mühe werth, die übrigen zwölf Tausende jener Distichen dieses persischen Wörterbuchs in die Fächer der zwölf edlen Steine des Brustschildes persischer Poesie, nach dem hier gegebenen Beispiele, unterzutheilen, und den Glanz dieser Lichter und Tugenden in ein Urim und Tumim persischer Dichtkunst zusammen zu drängen, wie der Brustschild des Mithros, für ewig strahlend in Klarheit und Wahrheit. Dieser Schmuck sei vorbehalten einem in die Geheimnisse persischer Sprache eingeweihten hohen Priester weströstlicher Poesie, welcher wie Goethe die Tiara als Hierophante zu tragen versteht; dem Hermeneuten genügt es hiermit, den Wink gegeben zu haben, wie die Edelsteine des Brustschildes zu fassen seien.

Juwelenschnüre Abul-Maani's. Gesammelt und übersetzt durch Joseph von Hammer. Wien, 1822. 12. Vorr. S. 16.

Friedrich Ludwig Zacharias Werner.

— Mußte doch der zum höchsten Ideal gleichfalls schon hingeschiedene Schiller und sogar der noch lebende teutsche Musaget, *) als jener schon Stern erster Größe, dieser längst schon Sonne war unsers vaterländischen Sphärengesanges, beide noch durch den Tadel der Nicolaiten gepriesen werden, die, mit all' ihrer Anmaßung und Seichtheit, doch ein schwaches Vorbild nur waren ihrer allerneuesten Nachfolger.

*) Auch ihm ward noch volle Gerechtigkeit nicht, wenigstens die nicht, die seiner Huld (dem eigentlichsten Kerne seines Wesens nämlich) gebührt, ihm, an den jeder der ihn kennt schwerlich zurückdenken kann, ohne sich zugleich der Worte Hamlets zu erinnern:

Es ist ein Mann, nehmt Alles nur in Allem,
Ich werde nimmer seines Gleichen sehn!

Die Mutter der Makkabäer. Tragödie von Fr. L. Z. Werner. Wien, 1820. 8. Vorrede S. V.

Ungenannt.

— Eine ganze Welt von Musik hat sich zu Goethe's Dichtung versammelt, sie erhoben, und sich von ihr erheben lassen. Seine Lieder gewähren dem sinnigen Tondichter den ersten Reiz des Versuchs, und den höchsten Preis der Vollendung. Wer könnte sie Alle nennen, die seinen zauberischen Worten liebliche Melodieen anzuschmiegen bemüht waren? Vor Allen jedoch glänzen Reichardt, und, den der Dichter selbst oftmals gefeiert, Zelter; — und o welche Sängerinnen, seit fünfzig Jahren immer neu erstehend die Blüthe schöner Frauen und Mädchen im weiten Umkreise des Vaterlandes, haben ausübend im Gesange Talent und Seele dem Dichter liebevoll entgegengehaucht! — Ihm widmete auch aus den höchsten Gebieten der Gesellschaft die Tonkunst ihre dienende Verherrlichung. Die edle Künstlerhand der Herzogin Amalia von Sachsen-Weimar setzte früh schon die Musik zu dem reizenden Singspiel Erwin und Elmire. In unsern Tagen aber hat Fürst Radziwil das gewaltigste Werk des Dichters, den furchtbar-erhabenen Faust, dergestalt in das Gebiet der Musik hinübergezaubert, daß das geniale

Gedicht, für solchen Zweck ursprünglich nicht bedacht, in der genialen Komposition nun mit verdoppeltem Glanze leuchtet. —

1821.

Karl Ruckstuhl.

Goethe als Schriftsteller überhaupt.

Morgenblatt. 1822. Litt. Bl. Nro. 93. — 96.

Samuel Heinrich Spiker.

Die bevorstehende Eröffnung des neuen Schauspielhauses wird mit einem Prologe beginnen, den Madam Stich vorträgt. Er ist aus der Feder unseres ersten deutschen Dichters, Herrn von Goethe, und durch ihn soll der Versammlung eine lebendige Übersicht dessen gegeben werden, was auf der neuen Bühne geboten werden wird. Die einzelnen Leistungen derselben werden, in lebendigen poetischen Bildern, nach einander vorübergeführt, welche die Sprechende, als das personificirte Schauspiel erscheinend, in harmonischer Rede vor dem Zuschauer entfaltet. Ton und poetische Form wechseln daher nach der Eigenthümlichkeit einer jeden Gattung des Schauspiels, und der Prolog spricht am Ende die Aussicht aus, was bei den gegebenen großen Mitteln geleistet werden könne und möge, und was man von einem freundlichen Entgegennehmen des Gebotenen, von Seiten der Versammlung erwarte.

Berlinische Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen. 1821. Nro. 65.

Friedrich Wähner.

Zur Beurtheilung Goethe's. Von Schubarth. Breslau, 1820. Zwei Bände. 8.

Unter den kritischen Versuchen und Arbeiten der letztern Zeit auf dem Gebiete der Ästhetik hat kaum eine andere Erscheinung die Aufmerksamkeit des größern gebildeten Publikums lebhafter beschäftiget, als diese neueste Karakteristik Goethe's und seiner Werke. Freilich gilt diese Theilnahme ungleich mehr dem Dichter, als dem Kritiker; denn mit diesem Namen wird sich der Verfasser begnügen müssen, wiewohl er zufolge seines heftigen Unwillens über das bisherige Verfahren seiner Genossen und in Vergleich mit ihnen auf eine höhere litterarische Würde Ansprüche zu machen scheint. Mehrere vielgelesene Blätter des Auslandes haben um die Wette, wie auf ein gegebenes Zeichen, die vermeinte glückliche Ausführung des Unternehmens in einem so lobpreisenden, unbedingten Tone verkündigt, als sei von Schubarth für die bessere Würdigung Goethe's ungefähr dasselbe geleistet worden, was von Homer für den unvergänglichen Ruhm des Achilles. Das Echo dieser falschen Nachricht hat sich auch hier in den

Stimmen des Tages schnell verbreitet. Damit vollends jeder Zweifel schwinde, strahlt gleich von den ersten Seiten des zweiten Bandes das empfehlende Zeugniß von Goethe's Hand in erquickender Ruhe allen solchen Lesern entgegen, auf die der Ruhm des großen Dichters mit den Reizen eines Talismans wirkt. Wie nun eine gütige, lebenskluge und schöne Frau, der mannigfaltigsten Huldigungen gewohnt, auch wohl einmal dem fehlgreifenden Enthusiasmus heiter nachgiebt, mit dem ein junger unerfahrner Mensch sie in diesem Augenblick zu den Sternen erhebt und im andern um einige Zeilen zum Andenken bittet, ohne daß sie deßhalb mehr schreibt, als jedermann wissen kann: so hat auch Goethe, umworben, umschmeichelt seit langer Zeit von den verschiedensten Seiten, dem Wunsche des neuen ausschweifenden Panegyrikers mit einigen Worten der Ermunterung gewillfahrt, und zwar so freundlich als klar umschauend; denn es konnte ihm unmöglich entgehen, daß seine ausgesprochene Meinung künftig an der Stirn der Apotheose als eine Art von Freipaß, als ein Siegel der Vollendung zu Ehren unsers Verfassers werde prangen müssen.

— Die Wahrheit jener allgemeinklingenden Sprüche und Lebensregeln (in Wilhelm Meisters Lehrjahren) liegt für Goethe's Denkweise und Empfindung in der Herrlich-

keit, der Kraft, der Umfassung seiner dichterischen Natur, die zwischen ihm und seinem Werke überall den wohlthätigsten Vermittler spielt, indem sie das Einzelne ergänzt, das Schwankende bestimmt, das Getrennte verbindet, das Gewöhnliche erhöht und dadurch für den Abschluß der Rechnung jenen ungemein befriedigenden Gehalt hervorbringt, der dem strengen Wortsinn abgeht. Legen nun Leser den Dichter dergestalt aus, daß sie seine Dichtung fortwährend mit ihm eben so innig zusammenhalten, als er sich selbst als lebendiger Index, als geheime Rektifikation vorgeschwebt hat; so muß auf diesem Wege allerdings ein Einverständniß entstehen, das auf beiden Seiten eben so erfreulich als ehrenvoll ist. Die Kunst wirkt also im Wilhelm Meister, wie schon oben angedeutet wurde, nur analog; sie ist als Inbegriff der edelsten und mannigfaltigsten Kräfte lediglich ein Bild von der Harmonie des Menschen mit der Natur und der Welt.

Die beiläufige apophthegmatische Form darf in einem Roman, wie Wilhelm Meister, für natürlich gelten, sie ist vielleicht sogar nothwendig; nur muß man deßhalb nicht das Unwesentliche mit dem Wesentlichen, und das Bedingte mit dem Unbedingten verwechseln, wie unser Verfasser in seiner kleinen ausschweifenden Manier gethan hat.

Die schönste Widerlegung desselben hat der Dichter durch die glückliche Fortsetzung des Romans in Wilhelm

Meisters Wanderjahren geschrieben. Hier knüpfen sich von den verschiedensten Punkten und in der mannigfaltigsten Weise die koncentrischen Richtungen eines gebildeten tüchtigen Lebens an, weit über die früher gesetzten Schranken hinaus, so daß also in den Lehrjahren von einer vollständigen und einzig rechten Auflösung der Aufgabe in dem beschränkten Schubarth'schen Sinn gar nicht die Rede sein kann. Selbst die Verschiedenheit in der Form deutet auf größere Dimensionen, auf vielseitige Steigerung des Gehalts. Vor der Hand läßt sich noch nicht bestimmen, wie der in den Wanderjahren oft scheinbar auf's gerathewohl ausgestreute Samen zu einer und derselben Saat zusammenwachsen wird. Geschieht es, und wir wollen nicht daran zweifeln, so hat die deutsche Litteratur neuerdings ein Werk erhalten, das in seinem Bau so original ist als in seinem innern Reichthum.

Der litterarische Affe, welcher mit einem geleckten Machwerke unter gleichem Namen über Wilhelm Meisters Wanderjahre hat wegspringen wollen, verdient nur die Berührung kritischer Ruthen, die er auch gewiß in den bessern Blättern des deutschen Auslandes wird zu kosten bekommen. Unter den verschiedenen von ihm auf Goethe gewagten Angriffen ist keiner so ganz bis zum lächerlichsten Unsinn ungegründet, obgleich ihnen sämmtlich mehr oder weniger ein wahres Gewicht und besonders eine richtige Stellung fehlt, als der abentheuerliche Vorwurf, der

Dichter wiederhole sich in Zeichnung weiblicher Karaktere. Zu den größten Wundern des Wilhelm Meister gehört aber gerade die außerordentliche Verschiedenheit der auftretenden Frauen, und zwar in der lebendigsten Wahrheit; man dürfte fast das Buch in dieser Hinsicht einen vollständigen Auszug des weiblichen Geschlechts nennen.

Die Lehrjahre werden immer im auserlesensten Sinne eine Schule der Menschheit bleiben; und könnte der gefesselte Buchstab den Schwung des freien Wortes einholen, wäre außerdem unser Leben so bildsam, kräftig, mannigfaltig, wie einst das griechische; so möchte diese Schule sehr schicklich den Eingang zu der Akademie des Platon abgeben, insofern die exoterische Lehre der Poesie ewig die edelste Vorbereitung zu der esoterischen Weihe der Philosophie ist. Nur um beides zu unterscheiden, und der barbarischen Vergötterung des Menschlichsten entgegen zu treten, war eine rücksichtslose Erklärung gegen die Ansicht Schubarths nothwendig, die dem hohen verdienten Ansehen Goethe's und seiner exemplarischen Schöpfung weder Abbruch thun kann noch soll.

Die großen Massen des Harmonischen, die in der Pandora blitzähnlich sich zu Kreisen gestalten, ruhen wohl einfach und nothwendig auf den fruchtbarsten Urbestandtheilen der griechischen Menschheit, von deren Größe

und Kraft die Sagen des Titanenreichs graue Trümmer sind, so wie Granitgebirge uns auf die Spur der frühesten Vorwelt führen. In der Darstellung der uranfänglichen Periode griechischen Aufstrebens wirkt Goethe als Dichter wie ein wahrer Prometheus, in dessen Lobe er sich, ohne es zu wissen und zu wollen, selbst besungen hat.

Die großen Resultate, die Pandora's Wiederkunft über Leben und Welt ausspricht, sind weniger das reine Eigenthum des Dichters, als der geheime Schatz der geschilderten Weltperiode. Die dunkeln geheimnißvollen Urkräfte der Natur, die wir in den Titanen vernehmen, deuten im Gewande der Mythologie unverkennbar auf *einen* tiefern philosophischen Geist. Da nun jede Epoche, besonders wenn sie als Dämmerung den ferner hellen Tag ankündigt, in ihrem Schooße die Fülle der Zukunft verbirgt, so erklärt sich daraus sehr leicht der Schein einer Allgabe des Weltganzen. Die hohe Schönheit der Pandora wird am meisten darin offenbar, daß die tiefsten Tendenzen nur als unmittelbare Forderungen der Natur hervordringen, ganz so, wie der griechische Geist sie mehr empfand als dachte. Welch ein Sinn liegt nicht in dem Verhältniß der beiden Schwestern Epimeleia und Elpore zu ihrem Vater Epimetheus! Es gehört beinahe Verwegenheit dazu, den Goldstrom dieses Gedichts mit einigen kurzen Entscheidungsworten ausschöpfen zu wollen. Die

Losung des Ganzen möchte vielleicht das Wort der Eos sein:

Was zu wünschen ist, ihr unten fühlt es,
Was zu geben sei, die wissens droben.
Groß beginnet ihr Titanen; aber leiten
Zu dem ewig Guten, ewig Schönen
Ist der Götter Werk; die laßt gewähren.

Goethe bedarf in der wohlerworbenen Fülle eines wahren dauernden Ruhmes keiner falschen Zuthat. Das größte Genie wird durch die Schuld unbedingter Anbeter eine Geißel der litterarischen Tyrannei. Wenn die freiesten Geister uns nur neuen Druck bringen, wer soll uns erlösen von den schimpflichen Banden der Beschränktheit? Möge das Streben nach Unbefangenheit nirgends als Anmaßung verletzt haben. In der Verehrung des Dichters stimmt der Schreibende so vollkommen mit der öffentlichen Meinung zusammen, daß er seine Zeitgenossenschaft mit Goethe für ein unschätzbares Glück des Lebens hält, und dem Scheiden desselben als dem Abschlusse der schönsten Geistesepoche schmerzlich entgegen sieht.

Wiener Jahrbücher der Litteratur. 1822. Bd. XVIII. S. 247. 264. 278. ꝛc.

Adam Oehlenschläger.

Weiß ich doch noch, was der große Goethe oft sagte, als ich meine ersten deutschen Versuche unter seinen Augen begann und ihm solche vorlas: „Hm! das ist hübsch!“ — Sagen Sie denn das so im Deutschen? — „Nein, wir sagen es nicht, könnten es aber sagen.“ — Soll ich es denn ausstreichen? — „Nein, thun Sie das ja nicht!“ — Vielleicht hat mich die Erinnerung dieser Worte dazu verleitet, je zuweilen zu dreist zu sein.

Holbergs Lustspiele. Übersetzt von Oehlenschläger.
Leipzig, 1823. Vorrede zum 4ten Theil.

Henrich Steffens.

Wahrlich es giebt eine Bewunderung der hohen Gaben Gottes, die wahrhaft fromm ist, und wer nicht durch Shakspeare oder Goethe oder durch die Größe der alten Welt oft zum Knieen gebracht wurde, und recht innig, recht treu, recht kindlich das ganze Geschlecht liebgewann, dem Gott so Großes anvertrauete, wer, einseitig schmähend, alles vom Teufel ableitet, was nicht in der Form des Christenthums hervortritt, wer sich fremd und mürrisch abwendet von aller Freude, und in jeder Heiterkeit eine Sünde, in jeder Anmuth eine Verführung sieht — der kennt den hellen Tag der segensreichen Liebe nicht.

Von der falschen Theologie und dem wahren Glauben. Eine Stimme aus der Gemeinde durch Henrich Steffens. Breslau, 1823. 8. S. 194.

K. A. Varnhagen von Ense.

Über Goethe's neuestes Werk (Wilhelm Meisters Wanderjahre.)

Der Gesellschafter. 1821. Nro. 94.

Über Wilhelm Meisters Wanderjahre. Aus Briefen und Denkblättern.

Ebend. Nro. 131. — 138.

Friedrich Förster.

Über Wilhelm Meisters Wanderjahre.

Neue Berliner Monatschrift für Philosophie, Litteratur und Kunst. Berlin, 1821. Hft. 9. S. 237. ff.

Wilhelm von Schütz.

Über Wilhelm Meisters Wanderjahre.

Litterar. Konversationsblatt. 1821. September.

Aus meinem Leben. Von Goethe. Zweite Abtheilung, Fünfter Theil. Auch ich in der Champagne! Stuttgart und Tübingen, 1822. 8.

Ebendas. 1822. Nro. 167.

Über Goethe.

Ebendas. Nro. 233. 234.

Ludwig Tieck.

Ich könnte denn wohl noch bemerken, daß dieser geistliche Schwindel sich auffallend genug mit einem politischen verbindet, und daß diese kranke Stimmung, die sich über ganz Deutschland verbreitet, es einem überaus verwirrten Buche möglich gemacht hat, den Beifallsruf einer Menge zu erwerben, die nun erst beurkundet, wie wenig sie je unsern großen Dichter faßte, als sie ihm zujauchzte. Es kann als ein Frevel gegen diesen großen Mann erscheinen, wenn man es nicht lieber lächerlich finden will, daß man ihm so schulmeisternd mit Glaubensfragen nahe rückt, daß man Immoralität und Mangel an Idee seinen Werken vorwirft, weil er sich nie zu den armen Bedürfnissen dieses Wortführers herabgelassen hat. Daß alles dies möglich gewesen ist, hat mir gezeigt, wie wenig wahre Bildung bei uns noch Wurzel gefaßt hat, und wie leicht es daher Schwindlern wird, mit halbwahren Begriffen die schreiende Menge zu verwirren.

Die Verlobung. Novelle von L. Tieck. 1823.

A. B. Kayßler.

Fragment aus Platons und Goethe's Pädagogik, von D. A. B. Kayßler. Einladungsschrift ꝛc. Breslau, 1821. 8.

— Wir hören in unsrer Zeit von allen Seiten theils Klagen über die falsche Richtung der Erziehung, theils Anpreisungen veralteter Methoden, theils Vorschläge zu neuen Einrichtungen des Schul- und Erziehungswesens; doch nur in Wenigem von dem Vielen läßt sich eine tiefere und freie, etwas höheres als ein augenblickliches Heilmittel beabsichtigende Erwägung des Gegenstandes entdecken, und unter diesem Wenigen verdient wohl das eine Auszeichnung, was unser Goethe, in seinem neuesten Roman, über die Erziehung aufgestellt hat.

Ob dieses Buch, welches das menschliche Leben unter den Gesichtspunkt der Wanderung und Entsagung stellt, ein Gemählde der Kulturgeschichte des Menschengeschlechts geben werde, und ob die pädagogische Provinz den Grundriß dieses Gemähldes in einen Rahmen gefaßt dem Leser stets gegenwärtig erhalten solle, das mag uns das Buch selbst in seiner Folge sagen; denn Andeutungen dieses großen Problems können auch absichtlos darinnen enthalten sein, indem die Gebilde einer tiefen und reichen Indivi-

dualität immer zugleich das Allgemeine von einer Seite darstellen. Dieses scheint aber absichtliche Bedeutung der pädagogischen Provinz zu sein, daß die wahre, naturgemäße Erziehung des Menschen weder von der Familie, noch von der Schule, noch vom Staate zu erwarten sei, sondern daß vielmehr Staat, Schule und Familie einem höheren geistigen und freien Verein der vernünftigen Menschheit sich fügen müssen, wenn eine den verschiedenen wesentlichen Anlagen der menschlichen Natur entsprechende Erziehung realisiret werden soll. —

— Wer erkennt nicht in den Göttern Epikurs jene höheren dichterischen Naturen, welche aus der bewegten wirklichen Welt eine beruhigte Anschauungswelt der Phantasie hervorbilden, die sich zu der wirklichen eben so verhält, wie der göttliche Scheinkörper Epikurs zum menschlichen Körper! Und welcher andere Dichter hat uns diese Bestimmung der dichterischen Natur so klar gemacht und selbst in solchem Umfange erfüllt, als Goethe! wer ist Dichter wie er, so ganz und gar, daß er auch in wissenschaftlicher Forschung, in sittlichen und religiösen, in politischen und pädagogischen Betrachtungen den Dichter nicht verläugnen kann, nicht bloß den Erscheinungen des Lebens, sondern auch ihren Gesetzen und Grundsätzen die Beziehung auf die Phantasie oder die poetische Seite abzugewinnen weiß! —

S. 1. 25. rc.

Karl Immermann.

Ein ganz frisch schön Trauer-Spiel von Pater Brey, dem falschen Propheten in der zweiten Potenz. Ans Licht gezogen durch Karl Immermann, Ictum. Gedruckt iu diesem Jahr. Münster, (1823.) 8.

Brief an einen Freund über die falschen Wanderjahre Wilhelm Meisters und ihre Beilagen. Von Karl Immermann. Münster, 1823. 8.

— Goethe's Leben fiel in eine Periode der Auflösung des Staats, der Städte, der Familien. Das Vaterland ging seinem Verderben entgegen, ein ungeheures Schicksal brach von Westen herein, und fand nirgends Widerstand, weil auf den Thronen der Eigennutz, im Rathe die Beschränktheit, und im Hause die Frivolität herrschte. Die Bessern, Empfindungsvollen hatten nirgends eine Stelle, und retteten sich deßhalb mit allen siedenden Kräften zur Natur oder zum Kosmopolitismus. Das einzige besondre Verhältniß, in dem sich ein warmes Gemüth noch befrie-

digen konnte, war die Geschlechtsliebe, meistens nach Krieg dürstend mit den bürgerlichen Anordnungen, da diese, längst morsch geworden, doch noch einen äußern Gegenstand des Kampfes, jungen muthigen Herzen darboten. Ein unendlicher Ekel an allem Bestehenden, weil es sich selbst überlebt hatte, bei tiefer Ueberzeugung von der Nothwendigkeit positiver Haltepunkte war wohl das seltsame Gefühl des achtzehnten Jahrhunderts.

Dieses Chaos stürzte über den Dichterjüngling, begleitete den Mann. Wenn es erlaubt ist, von einem höchsteinzigen Menschen etwas Allgemeines zu sagen, so möchte ich behaupten, daß diesem Geiste die Idee der Schönheit eingeboren sei, welche andre Dichter vielleicht nur zuweilen beseligt. Eben weil er nichts weiter ist als Dichter, und weder Theologe, noch Jurist, noch sonst etwas, vermochte er so Mannigfaltiges zu spenden, welches aber alles durch unbefangne und tiefdringende Anschauung sich als Erzeugniß eines Mannes kund giebt. Er ist der Erste, dessen Leben selbst zum Gedicht wird, und der auch sittliche Verirrung poetisch abbüßen darf, weil der Kern seiner Natur nie dadurch verwüstet worden ist. Die Muschel heilt die Verletzungen ihrer Schale durch Perlen, welche nachher als Kleinodien glänzen, so bereichert uns Goethe durch seine Fehler mehr, als Andre durch ihre Tugenden es vermögen. Er ist zu poetisch für die, welche im Dichter nur den Verleger von allerhand politischem und mora-

lischem Kram suchen, und dagegen höchstverständlich für die Sinnbegabten.

Aus der Beschaffenheit der Zeit und aus der Schönheit seines Geistes entspringt das Wesen seiner Poesie. Die Welt, wie sie ihm erschien, liegt in seinen Arbeiten zu Tage, und wenn sie bunt und leidenschaftlich aussieht, so ist daran die Welt schuld, nicht Goethe. Er hat eine entschiedne Richtung, den Irrthum begabter Menschen zu schildern, aber wer, als die dogmatische Befangenheit kann ihn deßhalb tadeln, da er nie den Irrthum vergöttert, sondern ihn zur gerechten Strafe führt? Werther und Eduard fallen, Tasso und Faust gehen unter. Es ist unschätzbar, daß Goethe in einer Periode, welche wohl Menschenhaß hervorbringen konnte, doch nie zu diesem hinabsank, sondern jede Erscheinung, auch die verzerrteste, in ihrer Natürlichkeit auszufinden wußte, die Leiden Werthers, Eduards, Tasso's, Faustens, Mignons tief mitzufühlen verstand, auf der andern Seite aber auch nie den Rechtspunkt aus dem Sinne verlor, und ihn gegen die Lieblinge der Phantasie und Sentimentalität unerschütterlich im Auge behielt. Selbst der Gegner kann ihm doch weiter nichts anhaben, als daß er die einzelnen irrenden Karaktere aus den Werken herausreißt, und an ihnen mäkelt. Aber warum schweigt er denn von dem Grundgedanken der ganzen Werke, und von der Strafe, die jenen Irrenden zu Theil wird?

Eben die volle, warme Menschheit, welche in den Goethischen Dichtungen athmet, der Genius der Humanität, der darin seine Flügel über jedem Fehler, über jeder Schwachheit schüttelt, und dabei doch die strenge Rechtlichkeit, die natürliche Frömmigkeit in Bezug auf ein Höheres, welche aus ihnen spricht, alle diese Eigenschaften machen die angefeindeten Dichtungen so unwiderstehlich, und so einflußreich. Goethe predigt nie, aber er lehrt durch Ereigniß und Schickung, er hat nie eine Absicht, und seine Wirkungen gehen immer über alle Absicht hinaus.

Man kann mit dem Anonymen recht wohl annehmen, daß Goethe ein Kind seiner Zeit sei, nach dem Vorstehenden ist dies aber kein Tadel. Ja, eben weil er eins ihrer besten und größten Kinder gewesen, nie sich vom festen Boden losgerissen, und immer treu an seiner Mutter gehangen hat, verdient er ganz die Liebe der Gegenwärtigen, welche ihm zu Theil wird. Bei so eminentem Scharfsinn, bei so frischen, gesunden Sinnen, hat er doch nie in seinen Werken die Lüge und die Sinnlichkeit anempfohlen.

Auch ist er nicht ganz so unfähig, würdige, große Menschen zu zeichnen, wie der Pseudo-Meister wähnt. Man muß im Buche selbst nachlesen, um es glauben zu können, mit welcher Rohheit das Beste, was uns vaterländische Dichtkunst bis jetzt reichte, gemißhandelt wird.

Ahndet der Namenlose nichts von der Schönheit eines Karakters wie Egmont, der an den Brüsten des Lebens

mit innigster Liebe hangend, dennoch Alba gegenüber zum unerschrocknen Vertheidiger der Volksrechte wird, und nachdem er die Schauer der Todesfurcht menschlich durchgefühlt, mit Heldenruhe zum Blocke geht, und großartig die Nothwendigkeit seines Sterbens erkennt?

Ahndet der Namenlose nichts von der himmlischen Vollendung in Iphigenia, die ihren Vater als den größten Mann der Erde fortwährend verehrt, obgleich er sie dem Tode in ihrer Blüthe opfern wollte, die in dem Bruder nur den Unglücklichen und den Bruder, nicht den Muttermörder sieht, und dann um eines sehr zarten Gewissenszweifels willen, das Leben des Bruders und des Freundes auf das Spiel setzt?

Ahndet endlich der Namenlose nichts von der Tüchtigkeit Eugeniens, daß sie grade in dem Augenblick, als sie erfährt, das Vaterland sei unrettbar verloren, sich zu entschließen vermag, nun eben im Vaterlande zu bleiben, weil die Besten dasselbe in seinen Nöthen nicht verlassen sollen? — Daß unser falscher Meister auch den Faust nicht verstehen würde, war zu erwarten. Er tadelt daran das Puppenspielartige, Burleske, und faßt nicht, daß Goethe auch hier durch sein feines Gefühl richtig geleitet worden ist. Der Gegenstand jener Tragödie — die offene Empörung des Geschöpfs gegen den Schöpfer — ist so entsetzlich, daß nur die scherzhafte Form sie innerhalb der Gränzen des Schönen noch festhalten kann. Wäre sie in er-

habner, pathetischer Form gedichtet, so würde sie statt Behagen, Pein hervorbringen, und unerträglich werden.

Ich kann hier die Betrachtung abbrechen, denn man hat den Vortheil, kurz sein zu dürfen, wenn man für ein Heiligthum streitet. Ein solches ist jedem Volke der Schatz seiner klassischen Dichtungen, uns müssen unsre Klassiker dies um so mehr sein, da die Sprache fast das einzige Band ist, was die verschiednen deutschen Stämme zusammenhält. So lange deutsche Zunge redet, darf uns um Goethen nicht bange sein, und der phantastische Angriff des Anonymen hätte gar nicht verdient, beleuchtet zu werden, wenn das Lemgoer Inkognito sich nicht die Miene gäbe, als spräche es eigentlich die Meinung der Einsichtsvollen aus. In solchen Fällen ist es bekannten Rechten nach erlaubt, die nachtheiligen Folgen des Schweigens protestando abzuwehren, und als eine solche juridische Protestation mögen Sie diesen Brief ansehn. — Wie ein Mann, der Bildung und Kenntniß der Litteratur besitzen muß, dazu kommen konnte, das Gediegenste auf eine heillose Weise anzuschwärzen, das lasse ich unerörtert, um mich nicht Injurienklagen auszusetzen. Ich hörte einmal von einem Denker den Ausdruck brauchen: verquickte Eitelkeit. Haben Sie ihn auch schon gehört? Wie gefällt er Ihnen?

Ich muß zuletzt, um der Wahrheit willen, hier noch eine Überzeugung andeuten, deren Ausführung freilich an

diesem Orte nicht erfolgen kann. — Der litterarische Unfug, welchen der namenlose Mensch getrieben, erscheint mir nämlich nicht als einzelnes, abgerißnes Unterfangen, sondern als Blüthe und Krone einer Sinnesart, die leider im Vaterlande immer mehr um sich zu greifen beginnt. Nie hätte solch scheuer, leiser, zartauftretender Feind seinen Haß zu publiciren gewagt, wäre er sich nicht, wenigstens in stiller Ahndung, bewußt gewesen: hier wirst du von einem großen Theile deiner Zeitgenossen durchaus verstanden, und freundlichst beklatscht. Und die Ahndung betrog ihn nicht, denn das Werk, nichtig und schlecht, wie die Sünde, hat einen Ruf erlangt, als ob es ein bedeutendes wäre. Wir dürfen uns den bitterbösen Schaden des Zeitalters nicht verhehlen, dem Kritteln und Heruntermachen lieber ist, als Anerkennen und Schaffen.

Dagegen tröstet wieder, daß auch das Häuflein der in tapfrer Liebe und Verehrung alles Großen und Schönen Verbundnen fest zusammensteht, gegen den Geist der Verneinung und Opposition. Dieser stillen Kirche anzugehören, ist jedes Wohlgebornen und Freien Beruf. Schlau wechselt die andre Parthei oft das Feldzeichen, und umgiebt sich mit manchem glänzenden Firniß der Lüge, sie kann aber dem scharfen Blicke die innerliche Rohheit und Gemeinheit doch auf die Länge nicht verbergen. Leben Sie wohl.

Villoison.

Pour le buste de M. Goethe.

Augusto et Musis charus, tractavit amores
 Lethiferos juvenum, fortia facta ducum,
Atque pari ingenio commissa negotia, doctae
 Maecenas Aulae Virgiliusque simul.

Epistolae Vinarienses, in quibus multa graecorum scriptorum loca emendantur etc. cura Jo. Bapt. Casp. d'Ansse de Villoison. Turici, 1783. 4. p. 71.

August Wilhelm von Schlegel.

Auf Goethe's Brustbild von Friedrich Tieck.

Sieh hier Goethe's geweihetes Haupt: gleich mächtig umfaßt es,
Neben Geschäften des Staats, Kunst, Poesie und Natur.

Aug. Wilh. Schlegels poetische Werke. Heidelberg, 1811. 8. Thl. II. S. 74.

Über Goethe's Bildniß von Friedrich Tieck.

Zeitung für die elegante Welt. 1802. Nro. 19.

Friedrich August Wolf.

Vor einem neuen Bildniß Goethens, von dem Mahler Franck zu Berlin aufgestellt.

— ◡ — ◡ ◡ — ◡ — ◡ — ◡
◡ —

Endlich schau' ich dich wieder, Götterjüngling,
Sei mir würdig gegrüßt, du Hochgeliebter,
Deß so sprechendes Bild ich stets vermißte;
Das mit Zaubergewalt um sechsunddreißig
Jahr' in eigene Jugend mich zurücktäuscht,
Und des Alters verhaßte Schwell' hinweghebt.
Ja, bei längerm Beschauen fühl' ich innig
Mich an Körper und Geist so ganz wie damals,
Als zuerst ich dich sah und lieben lernte.

Nie nun rücket dies Bild von meiner Seite:
Es mag lindern der weiten Trennung Sehnsucht;
Freundlich weil' es um mich mit dieser heitern
Stirn, dem sinnigen Aug', und bis zum letzten
Tage spreche sein Mund mir Lebensmuth zu.

Berlin, den 1. December 1822.

Den Verfasser überraschte, da er eben solch einer Freude höchst bedürftig war, dies Ölgemählde, das den alternden Dichter ihm fast in derselben Gestalt wieder darstellte, wie er ihn seit dem Frühjahre von 1786 außer sich nicht gesehen hatte. In jenem Jahre war es, wo der Verfasser, selbst im siebenundzwanzigsten Jahre, ihn, der in der schönsten männlichen Kraft strahlte, zu Jena kennen lernte auf der Büttner'schen Bibliothek, wo sich bald ein langes Gespräch über die Aufstellung der unlängst angekommenen Bücher und über Bücherwesen- und Unwesen überhaupt anknüpfte, ein Gespräch, woraus ihm noch manche geistvolle Ansichten gegenwärtig blieben bis in die neueste Zeit, wo er die Jenaischen und Weimar'schen Bibliotheken nach gleichen Grundsätzen geordnet, und gewissermaßen vereinigt sah. Eine nähere Verbindung mit dem Dichter und Weisen entstand erst später, die dann bei der Nähe der beiderseitigen Wohnorte, etliche glückliche Jahre hindurch, bis zu einer Freundschaft aufwuchs, die nicht einmal eines Briefwechsels bedarf.

Morgenblatt. 1823. Nro. 99.

Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Register.

A.

Arndt, E. M. 323.
Arnim, L. A. v. 10.
Atterbom, D. A. 99.

B.

Baader, Fr. v. 167.
Baggesen, J. 95.
Bell, J. 137.
Blochmann, E. 106.
Bouterweck, Fr. 345.
Brinckmann, G. v. 13.
Byron, Lord. 11.

C.

Campe, J. H. 163.
Chamisso, A. v. 335.
Collin, M. v. 361.
Constant, B. 125.
Cornelius, P. 19.
Cousin. 80.

D.

Delbrück, F. 275.
Docen, B. J. 337.

F.

Falk, J. 164.
Fernow, L. 245.
Fichte, J. G. 182.
Förster, Fr. 103. 107. 378.
Friedrich der Große. 124.

G.

G, B. H. 223.
Garve, Chr. 133.
Gleim, J. W. L. 128.
Görres, J. 322.
Große, E. 28.
Gruber, J. G. 333.
Grünne, Graf v. 70.

H.

Hammer, J. v. 364.
Hardenberg, Fr. v. 232.
Hegel, G. W. F. 296.
Heinse, W. 36.
Henning, L. v. 301.
Herder, J. G. v. 172.
Hinrichs, H. F. W. 171.
Horn, Fr. 246. 248.
Huber, L. F. 149. 199.
Huber, Th. 198.
Humboldt, A. v. 14.
Humboldt, W. v. 178.

J.

Jacobi, Fr. H. 6.
Jahn, Fr. L. 165.
Jenisch, D. 196. 228.
Ilgen, K. D. 5.
Immermann, K. 22. 383.
Jung-Stilling. 33.

K.

Kannegießer, K. L. 166.
Kayßler, A. B. 381.
Kersten, K. Th. 181.
Kfd. 241. 271. 287.
Klinger, Fr. M. v. 230.
Knebel, K. L. v. 100.
Körner, C. G. 197.
Krug, W. T. 314.
Küttner, K. A. 142.

L.

La Roche, S. v. 49.
Lavater, J. K. 30.
Lessing, G. E. 131.
Ligne, Fürst v. 54.
Ludwig Prinz v. Preußen. 62.

M.

M. 110.
Metternich, Fürst v. 68.
Moritz, K. Ph. 160.
Müller, A. H. 249. 266. 314.
Müller, J. v. 40.
Münnich, W. 21.
Musäus, J. K. A. 39.

N.

Naumann, M. L. A. 21.
Niebuhr, B. G. 322.
Nienstädt, W. 101.
Nodier, Ch. 79.
Novalis, S. Hardenberg.

O.

O., J. M. 303.
Oehlenschläger, A. 98. 344 376.
Oelsner, K. E. 83.

P.

Pfaff, C. H. 295.

R.

Reisig, K. 23.
Richter, J. P. Fr. 237.
Robert, L. 93.
Rs. 236.
Rückert, Fr. 17.
Ruckstuhl, K. 367.

S.

Saur, v. 84.
Schelling, Fr. W J. v. 156.
Schelver, Fr. J. 15.
Schiller, Fr. v. 144. 173. 224.
Schöne, C. C. L. 170.
Schlegel, A. W. v. 89 92. 175. 176. 193. 197. 279. 391.
Schlegel, Fr. v. 91. 187. 190. 196. 197. 235. 262. 268. 317.
Schubarth, K. E. 78.
Schulz, Fr. 102. 138. 153.
Schulz, Fr. (G. O. R. R.) 297.
Schulze, J. 277.
Schütz, W. v. 298. 379.
Schütze, St. 63.
Solger, K. W. F. 354.
Spiker, S. H. 368.
Staël, Frau v. 56. 278.
Steffens, H. 9. 158. 338. 377.

T.

Tieck, L. 188. 321. 342 380.

U.

Ungenannt. 39 72. 73. 99. 118. 120. 135. 147. 154 155. 170. 207. 315. 343. 359 366.
Usteri, P. 155.

V.

Vanderbourg, Ch. 276.
Varnhagen, K. A. v. 181. 313. 378.
Veit, D. 41.
Villers, Ch. 276.
Villoison, d'Ansse. 390.
Voß, J H. 88. 97.

W.

W., A. 291.
Wähner, Fr. 369.
Weitzel, J. 46.
Werner, Fr. L. Z. 25. 365.
Wieland, Chr M. 114. 121. 127. 129.
Wolf, Fr. A. 1. 294. 392.
Woltmann, J. G. 264.
Woltmann, K. L. v. 179. 313. 324 336.

Z.

Zauper, J. St. 79.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Mayr jun.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Varnhagen von Ense, Karl August, 1785-1858

Goethe in den Zeugnissen der Mitlebenden Beilage zu allen Ausgaben von Goethe's Werken

Bd.: 1. Erste Sammlung. Zum 28. Aug. 1823. - 1823. - IV, 396 S.

Berlin 1823

P.o.germ. 497 i-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10109333-4